This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 784,722

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

DIE SPRACHEN

DER

NÖRDLICHEN TÜRKISCHEN STÄMME

VON

Dr. W. Radloff.

I. Abtheilung:

PROBEN DER VOLKSLITTERATUR.

ÜBERSETZUNG.

ST.-PETERSBOURG, 1886.

BUCHDRUCKEREI DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

WASS. OSTR., 9 LIN. № 12.

Radlov, Vasilii Vasil'evich.

PROBEN

DER VOLKSLITTERATUR

DER

NÖRDLICHEN TÜRKISCHEN STÄMME

GESAMMELT UND ÜBERSETZT

VON

Dr. W. Radloff.

VI. Theil:

DER DIALECT DER TARANTSCHI.

ST. PETERSBURG, 1886.

Commissionäre der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften:

in St. Petersburg:	in Riga:	in Leipzig:
Eggers & C° und J. Glasunow;	N. Kymmel;	Voss' Sortiment (G. Haessel).

Preis: 1 R. 10 Kop. = 3 Mark 70 Pf.

PL
H1
R13
1965
6

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
December, 1886. C. Vesselofski, beständiger Secretär

Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe 1866–1907

ZENTRAL-ANTIQUARIAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
LEIPZIG 1965

Druck: (52) Nationales Druckhaus VOB National. 1055 Berlin
Ag 509 243 65–0.3–3639

VORREDE.

Als ich im Jahre 1862 den südöstlichen Theil der Kirgisensteppe durchwanderte, traf ich in der Stadt Kopal einige dorthin ausgewanderte Ili-Tataren, oder wie sie von allen Anwohnern genannt werden, Tarantschi (Ackerbauer), und begann schon dort mich mit der Sprache derselben zu beschäftigen. Mein Aufenthalt in Kopal währte nur einige Tage, und ich vermochte nur wenige kurze Texte aufzuzeichnen. Da diese Mundart eine ganze Reihe höchst interessanter Eigenthümlichkeiten aufwies und bedeutende Abweichungen von den Mundarten der Sart und Usbeken zeigte, so beschloss ich, Tarantschi-Ansiedlungen bei der Stadt Kuldscha zu besuchen, und dort die Mundart der Einwohner gründlich zu erlernen. Leider hatte ich nicht die Möglichkeit, dieses mein Vorhaben auszuführen. Die chinesischen Behörden gaben mir nur die Erlaubniss, in Begleitung eines Militär-Convoi's, auf dem nördlichen Wege mich über Üigän-Tasch nach der Stadt Kuldscha zu begeben und dort musste ich in der russischen Factorei leben und durfte mich nur während der Tagesstunden in der chinesischen Stadt aufhalten, so dass ich auch nicht daran denken konnte, irgend welche Ausflüge in die Tarantschi-Ansiedlungen zu unternehmen. In der Stadt Kuldscha und in der Factorei traf ich viele Tarantschi an und ich widmete der Mundart dieses Tatarenvölkchens so viel Zeit, wie die Umstände mir erlaubten. Hier gelang es mir, in die charakteristischen Züge der Phonetik dieser Mundart einzudringen und eine Reihe von Texten aufzuzeichen.

Alles von mir bis dahin gesammelte Material war aber viel zu dürftig, um ein richtiges Verständniss für die Eigenart dieser Mundart zu gewähren.

Nach meiner Rückkehr nach Kopal machte ich daselbst die Bekanntschaft des Tarantschi Hemer Waki, der erst vor kurzer Zeit aus Kuldscha nach Kopal übergesiedelt war, und da ich bemerkte, dass er seinen Dialect rein sprach und in sehr charakteristischer Weise beherrschte, so begann ich mit ihm die von mir bis dahin gesammelten Materialien durchzusehen und fertig zu stellen. Bei dieser Gelegenheit zeigte Hemer eine grosse Gewandheit im Ausdrucke und ich konnte mich überzeugen, dass er einen bedeutenden Vorrath von Erzeugnissen der Volkspoesie des eigenen Stammes sich angeeignet hatte, obgleich er weder des Schreibens noch des Lesens kundig war. So trug ich ihm denn an, mit mir nach Barnaul zu gehen und dort den Winter in meinem Hause zuzubringen. Da Hemer noch keine Stellung in Kopal erhalten, so ging er auf meinen Vorschlag ein und wohnte bei mir bis zum Frühjahre des Jahres 1863.

So hatte ich nun volle Gelegenheit, mit ihm den Tarantschi-Dialect gründlich zu studiren und nicht nur die von mir in Kopal und Kuldscha aufgezeichneten Texte durchzusehen, sondern auch nach seinem Dictat Märchen, Volks- und Büchererzählungen und einen ganzen Cyclus von Mittheilungen aus seinem eigenen Leben und über die Verhältnisse des Ili-Thales aufzuzeichen. Ich hoffe, dass die auf diese Weise zusammengetragenen Sprachmaterialien vollkommen genügen, die Mundart der Tataren des Ili-Thales genau zu charakterisiren.

Die Tarantschi-Tataren sind, wie der Leser schon aus den Erzählungen Hemers ersehen kann, zum grössten Theile im vorigen Jahrhundert aus dem Sechsstädtegebiet (der sogenannten kleinen Bucharei) nach dem Ili Thale übergesiedelt worden. Sie wohnten in ihren neuen Wohnsitzen also über 100 Jahr mitten unter Chinesen, Schibe und Kalmücken, und hatten daher nur einen sehr beschränkten Verkehr mit den umwohnenden Türkvölkern.

Eine solche geographische Lage bewahrte einerseits die Mundart der Tarantschi vor der Vermischung mit den Mundarten der benachbarten Türkvölker (der Kirgisen und Sart), andererseits aber konnte der stete Verkehr mit Völkern, die ihnen fremde Sprachen redeten, nicht ohne Einfluss auf ihre Sprache bleiben. So ist es denn nicht wunderbar, dass wir in ihrer Sprache eine grosse Menge von Lehnwörtern aus dem Chinesischen, Mongolischen und der Mandschusprache antreffen. Die mohammedanische Schriftkunde, die bei den Tarantschi recht verbreitet ist, hat auch ein beträchtliches Contingent von Lehnwörtern aus dem Arabischen und Persischen ihrer Sprache als volles Eigenthum zugeführt, wie uns die von Hemer dictirten Texte beweisen, welcher ja, wie ich schon bemerkt habe, weder zu schreiben noch zu lesen verstand, und nie eine Medresse besucht hatte. Trotz der bedeutenden Zahl von Lehnwörtern aus fremden Idiomen, die in die Mundart der Tarantschi eingedrungen sind, hat diese Mundart doch ihren rein türkischen Charakter bewahrt.

Die Mundart der Tarantschi gehört, wie ich dies in meiner «Phonetik der nördlichen Türksprachen»*) nachgewiesen, zu den mittelasiatischen Dialecten und steht unter diesen am Nächsten den Mundarten des Sechsstädtegebietes (besonders denen von Kaschgar und Jarkend), d. h. denjenigen Mundarten, die aus einem Gemisch des Uigurischen und des Usbekischen entstanden sind. Diese Entstehung beweist auf's Deutlichste der Vergleich des Wortschatzes des «Kudatku Bilik» mit dem Wortschatze des Tarantschi-Dialectes. Dieselbe Folgerung erlauben uns schon die spärlichen Nachrichten, die uns über die Dialecte der kleinen Bucharei vorliegen.

Ein besonderes Interesse bietet uns der Tarantschi-Dialect durch die Eigenthümlichkeit seines Vocalismus. Nur in diesem Dialecte begegnen wir einer so ausgedehnten Entwicklung der Rückwirkung der engen labiopalatalen und dentopalatalen Vocale auf die vorhergehenden weiten Vocale. Ich halte es für überflüssig, hier näher auf diese merkwürdige Erscheinung einzugehen,

*) Phonetik p. 289.

da ich dieselbe ausführlich in meiner Phonetik besprochen habe. Ich bin überzeugt, dass wir bei einer näheren Untersuchung der Dialecte der kleinen Bucharei und von Hami auf weitere Spuren der Rückwirkung der engen Vocale in dieser Dialectgruppe stossen werden, da diese Rückwirkung nicht durch die Einwirkung der Sprachen der rund um die Tarantschi wohnenden Völker entstehen konnte, denn in diesen Sprachen ist eine solche Eigenthümlichkeit nicht vorhanden.

Die von mir gesammelten Texte habe ich in folgende Abtheilungen geordnet: 1) Sprichwörter, zum grössten Theile von mir in Kopal gesammelt; 2) Sentenzen, dictirt von Hemer; 3) Nachrichten über das Ili-Thal und seine Bewohner, zum grössten Theil erzählt von Hemer, nur wenige sind in Kuldscha gemachte Aufzeichnungen; 4) Bücher-Erzählungen. Diese sind mir alle von Hemer dictirt worden. Von den drei grösseren Erzählungen Schirin, Hämra und Säipül Mülük, sind «Schirin» und «Säipül Mülük» den Romanzen des Mir Ali-Schir فرهاد و شيرين und سيف الملوك nach erzählt, von denen Vambéry einige Proben in seinen «Cagataischen Studien» (p. 180 u. 187) abgedruckt hat. Die Erzählung Hämra giebt in kurzen Zügen den Inhalt des bekannten, in Mittelasien weit verbreiteten Volksbuches همراه wieder. Vambéry bespricht dieses Volksbuch in dem eben genannten Werke bei Gelegenheit der dort angeführten Uebersicht der Dschagataischen Litteratur*). Ich bezeichne diese Texte als Büchererzählungen, da Hemer selbst mir auseinandersetzte, er habe sie von Mulla's vorlesen hören. Die vierte Erzählung dieser Abtheilung Changschi (p. 92) habe ich unnützer Weise als Bücher-Erzählung aufgeführt, Hemer, der recht gut das Chinesische verstand, hat der Aufführung dieser Anecdote aus dem Leben des grossen chinesischen Kaisers auf der Scene vor einem Tempel in Kuldscha beigewohnt und giebt uns hier das Sujet des chinesischen Theaterstücks wieder; 5) Volkserzählungen. Diese sind mir zum Theil in Kopal und Kuldscha, zum Theil von Hemer dictirt worden.

*) Cagataische Sprachstudien, p. 35.

Unter ihnen befinden sich einige, die offenbar auch den Büchern nacherzählt sind, wie z. B. der Papagei (p. 164) aus dem Tuti-Nameh, Orduga Bai, Hasret Bahaudin. Von diesen aber sagte mir Hemer, er habe sie von alten Leuten erzählen hören; 6) Märchen und Sagen. Diese sind zum Theil Ueberbleibsel einer jetzt verschwundenen epischen Volkspoesie. Dazu sind zu rechnen: Bosy Körpäsch, die nur durch den Namen des Helden an die kirgisische Legende «Kosy Körpösch» erinnert, und Schim Tömür Batyr, wie auch Täji Pascha und Sora Chenim. Das Sujet der letzteren Legende ist aus dem Volks-Buche ظاهير وزهرا entlehnt, ich zähle es aber trotzdem zu den Volkslegenden, weil es ganz im Geiste der Volkslegenden erzählt ist. Die übrigen kleinen Stücke dieser Abtheilung sind Märchen, wie wir sie auch bei den übrigen Türkstämmen antreffen. Einige dieser Märchen sind von benachbarten Völkern entlehnt, z. B. Schingiltak und Pingiltak (p. 219), die Tauben (p. 229), die Künstler (p. 252). Das letztere findet sich auch unter den kalmückischen Märchen des Siddikür und ist also ein indischer Märchenstoff; 7) Lieder. Sie sind mir alle von Hemer dictirt. Mit einigen Ausnahmen, z. B. des ersten Liedes, eines Klagegesanges eines Vaters über seine an den Pocken gestorbenen Kinder, und des vierten und fünften Liedes, die den durch seine Kühnheit im Ili-Thale berüchtigten und gefürchteten Räuber Sadir verherrlichen, sind alle Lieder Liebeslieder.

Die Lieder bestehen meist aus vierzeiligen Strophen, von denen jeder Vers aus 8 (selten aus 7) Silben zusammengesetzt ist. In jeder Strophe reimen sich unbedingt der zweite und vierte Vers, manchmal aber auch der erste und dritte. Einige Lieder bieten entweder nach jedem Verse oder am Ende jeder Strophe sich wiederholende Refrains, z. B. Lied № 6, wo am Ende jeder Strophe sich ein Refrain in chinesischer Sprache wiederholt. Die Lieder № 2 und № 3 bestehen nicht aus Strophen, sondern aus einzelnen Zeilen von verschiedener Silbenzahl und erinnern mehr an das kirgisische Dschir.

Die Nachrichten Hemer's über das Ili-Thal und seine Bewoh-

ner, besonders die Tarantschi-Bevölkerung, und die in diesem Bande gesammelten sprachlichen Materialien des Tarantschi-Dialectes bieten heute ein um so grösseres Interesse, als sie jetzt als Ueberbleibsel einer verschwundenen Vergangenheit anzusehen sind. Einer der blutigsten Aufstände unseres Jahrhunderts hat bald, nachdem ich das Ili-Thal besucht, die chinesische Obergewalt und zugleich mit ihr den blühenden Wohlstand dieses Districtes vernichtet, und eine culturlose mohammedanische Herrschaft gegründet, in der die Tarantschi als herrschende Klasse auftraten und ihre Herrschaft mit Hülfe von Kirgisen und Dungenen ausübten. In der Folge haben die Russen einige Jahre den District von Kuldscha besetzt und jetzt abermals den grössten Theil desselben den früheren Herrschern, den Chinesen, übergeben, die seit einigen Jahren von Neuem ihre Herrschaft in der alten Weise zu begründen begonnen haben. Diese ereignissreiche Geschichte der letzten zwei Jahrzehnte hat selbstverständlich alle früheren Lebensverhältnisse der Tarantschi über den Haufen geworfen. Aus durch Frohndienst bedrückten Sclaven der Chinesen, die von fremden Völkern vollkommen eingeschlossen waren, und abgeschnitten von jedem Verkehr mit benachbarten Türkstämmen, haben sie sich zeitweise in eine herrschende Klasse verwandelt und mit Kirgisen und Sart vermischt. Sie haben mehrfach ihre Wohnsitze verändert und sind jetzt nach der Rückkehr der Chinesen zum grössten Theil auf russisches Gebiet ausgewandert, wo sie sich mitten unter Kirgisen angesiedelt haben. Diese vollständige Umwälzung aller Lebensverhältnisse des so wenig zahlreichen Völkchens kann unmöglich ohne Einfluss auf ihre Sprache geblieben sein. Ich bin überzeugt, dass der kurze Zeitraum von 20 Jahren genügt hat, um bedeutende Veränderungen in der Mundart der Tarantschi hervorzurufen, und dass sich in kurzer Zeit die Eigenthümlichkeiten dieses Dialectes verwischen werden, die sich nur dank der vollkommenen Abgeschlossenheit der Tarantschi so lange erhalten hatten.

St. Petersburg, im October 1886. **W. Radloff.**

INHALT.

Seite.

I. Sprichwörter 1
II. Sentenzen 5
III. Nachrichten über die Ili-Provinz:
1) Der Aufstand in der Stadt Kaschgar. 7
2) Gung-bo, der Dschandschun 16
3) Sching-bo 20
4) Chalimsat, der Häkim 25
5) Der grosse Kanal von Tokus Tara 30
6) Die Trommel des Dschandschun 34
7) Die Tchämpän. 41
8) Der Dschandschun 44
9) Der Schi-Jamul und der Dung-Jamul 49
10) Der alte Chinese, der den Stein anklagt 58
11) Die Qualen des Jünglings 60
12) Der Dschandschi Ji 64
13) Das Geständniss des Baumes. 67
14) Die Abgaben 68
15) Die grossen Jarmak 73
16) Der Schaden bei den Silbergruben 76
17) Die Diebe der Tarantschi 79
18) Die Buhler 83
19) Odschas 84
20) Die Schätze im Kasch 89
IV. Erzählungen (meist Büchern nacherzählt):
1) Chang-schi 92
2) Schirin 95
3) Hämra 114
4) Säipül Mülük 131

V. Volkserzählungen: Seite.
1) Der Dieb 145
2) Bäschir und Näsir 149
3) Der Fürst 157
4) Der Papagei 164
5) Das Gewerbe des Vaters 171
6) Die List der Alten 187
7) Die kluge Wesirs-Tochter 191
8) Das kluge Mädchen 198
9) Orduga Bai 202
10) Der heilige Bahaudin 209
VI. Märchen:
1) Bosy Körpäsch 211
2) Schingiltak und Pingiltak 219
3) Der Held Schim Tömür 221
4) Das Volk der Tauben 229
5) Der Thor 231
6) Täji Pascha und Sora Chenim 236
7) Der Wolf und der Fuchs 247
8) Der Mensch, der die Sprache der Thiere gelernt hat. 250
9) Die Künstler 252
10) Die List der Alten 254
11) Kinder-Märchen 255
12) Die Narren 257
VII. Lieder 260

I. SPRICHWÖRTER.

1) Der Alten Worte bewahre im Sack!
Seinen Leichnam bewahre nach Gebühr!
2) Des Menschen Dummheit ist innen,
Des Viehes Buntheit aussen.
3) Leiste Weniges, aber Tüchtiges!
4) An den Menschen gedacht zu haben, ist dem (Menschen) selbst (vortheilhaft),
An die Augenbrauen gedacht zu haben, (nur) dem Auge (vortheilhaft).
5) Ein alter Vogel übernachtet nicht auf dem Baume,
Ein alter Mann taugt nicht zum Gefährten.
6) Wer auf Schlechtes sinnt,
Der vom Schlechten Nichts gewinnt,
Und der Lohn der Schlechtigkeit
Trifft ihn selbst zu dieser Zeit.
7) Der Krankheiten schlechteste ist die Gicht,
Der Hunde schlechtester die Hündin,
Der Pferde schlechtestes, was ausschlägt,
Der Weiber schlechteste, die sich (Jedem) giebt.

8) Fürchtest du Jemand, so fürchte den, der Verstand hat,
Fürchtest du Jemand, so fürchte den, der keinen Verstand hat.

9) Lass in dein Haus nicht eintreten ein altes Weib,
Eintritt sie ganz gut, aber beim Herausgehn verdirbt sie Etwas.

10) Mit der Zunge flink zu sein, ist etwas Anderes,
Mit den Füssen flink zu sein, etwas Anderes.

11) Der Sohn, der keinen Vater hat, hat grosse Hoden,
Das Mädchen, das keine Mutter hat, grosse Brüste.

12) Wer den Durchfall hat, dem folgen die Hunde,
Dem bereitwilligen Frauenzimmer aber die Männer.

13) Das Leben der auf dem Wege liegenden Schlange ist kurz,
Das Leben des des Nachts reisenden Mannes ist kurz.

14) Auf den Raben richte nicht den Pfeil!
An den Schlechten richte nicht das Wort!

15) Den Verleumder frisst der Stock.

16) Des Guten Worte — des Bösen Auge.

17) Der Trunkenbold ist im Gedanken reich.

18) Es giebt auch alten Honig,
Es giebt auch Stacheln der Rose.

19) Trinke abgekochtes Wasser! — ruhig sei dein Sinn!

20) Die Herren dieser Welt
Werden Hunde im Jenseits sein.

21) Das Pferd hat keine Treue, ebenso die Frau,
Das Weib bringt Leiden, der Hund aber Treue.

22) Jeder Kopf braucht eine Mütze.

23) Schlägst du dein Weib drei Tage nicht,
Meint sie, ihr Mann sei gestorben.

24) Richte dich nach des Mullah's Worten,
Aber nicht nach seinen Thaten.

25) Der Rabe wollt' es der Trappe (?) im Laufen gleich thun,
Und vergass sein eigenes Laufen.

26) Besser als morgen ein Fettschwanz,
Ist heute eine Lunge.
27) Eh du ein schlechtes Messer gebrauchst,
Iss dich lieber satt, nur die Zähne gebrauchend.
Eh du ein schlechtes Weib nimmst,
Bleib lieber ledig bis zum Tode.
28) Dem, der deinen Vater tödtet, gieb deine Mutter.
29) Wenn du die Tochter nimmst, sieh auf die Mutter,
Wenn du Zeug kaufst, sieh auf den Rand.
30) Wen die Krankheit vernichtet, dem nimmt sie die Seele,
Wen der Beamte vernichtet, dem nimmt er das Vermögen.
31) Wenn du fliehst, so säe erst.
32) Wenn ein Fürst arm wird,
Benimmt er sich doch wie ein Fürst,
Wird aber ein Armer ein Fürst,
Benimmt er sich doch wie ein Armer.
33) Ehe du das Wasser nicht siehst, zieh die Stiefel nicht aus.
34) Der Lügner forscht nicht (nach der Wahrheit).
Der Windhund ist haarlos.
35) Anstatt der Beste der Schlechten zu sein,
Sei der Schlechteste der Guten!
Anstatt der Same des Unkrauts zu sein,
Sei du Stroh des Waizens.
36) Kommst du mit Schlechten zusammen, bleibt ihr Schlechtes kleben,
Berührst du den Kessel, bleibt sein Schwarzes kleben.
37) Woher kommt die Krankheit? — von der Speise,
Woher kommt das Unglück? — von der Sünde.
38) Des Hagestolzes Rauch sieht die Wolke nicht,
Sein Waschwasser sieht der Hund nicht.
39) Ich mache dreissig,
Gott macht die neun.
40) Wenn du zu Pferde steigst, sieh nicht auf deinen Vater.

41) Das Pferd fällt, wenn es mager ist,
Die Frau im Unglück.
42) Steig zu Pferde ich, so scherze ich,
Steig ich nicht zu Pferde, scherz ich auch.
Vielerlei sind der Mädchen,
Mit den dicken scherze ich.
43) Ein böses Weib, bis zum Tode
Wird nicht gut genannt.
44) Vor der Wolke, die nicht regnet,
Vor dem Menschen, der im Zorne lacht,
Nimm dich in Acht!
45) Bis man gehungert, kennt man den Werth der Speise nicht,
Bis man zu Fuss gegangen, kennt man den Werth des Pferdes nicht.
46) Jede Sache kennt der Mullah,
Aufstehend pisst er in den See.
47) Die Mullah tragen alle Turbane,
Die Derwische sind auf der Strasse,
Die Alten taugen zu Nichts.
48) Der Mullah nimmt von den Leuten Geld,
Von den Fasten-Almosen Pferdehaare.
49) Kann man dem Schicksal durch Klugheit entgehen?
Kann die Schrift vom Stein durch Regen vernichtet werden?
50) Vom Esel wird kein Säkät verlangt,
Von Weibern keine Abgabe verlangt.
51) Vieles Reden macht den Mann zum Narren.
52) Des Rechtgläubigen Sinn ist Gottes Haus.

II. SENTENZEN.

Wer das vom Propheten überlieferte Buch abschreibt und liest, dessen Sinn erheitert sich und wird geläutert, daher ist es für jeden gut, dieses Buch zu schreiben und mit Andacht zu lesen.

Wenn dein Geist böse und in Finsterniss ist, so nimm das Buch des Propheten und lies es oft! Dann wird dein Geist geläutert. Ein solches Buch macht den Bösen gut, wenn er es fleissig liest; wenn man gute Worte hört, wird der böseste Sinn gemildert.

Wenn ein Kalender oder ein armer Wanderer auf der Strasse steht und du ihm ein Almosen reichen kannst, um dessentwillen er für dich betet, so nimmt Gott solches Opfer wohlgefällig an. Wenn der Kalender oder der arme Wanderer für dein Opfer betet, so tritt die wahre Erfüllung (deines Wunsches) ein.

Wenn der Jäger, der reinen Sinnes ist, und Gottes gedenkt, auf die Jagd geht, und von der Jagd einen Hirsch, oder einen Fuchs oder einen Wolf heimbringt, so soll er nicht sagen: ich habe ihn selbst erlegt; denn Gott hat ihm denselben gegeben. Wenn er sagt: ich habe ihn selbst erbeutet, so wird er vor Gott ein Sünder sein. Wenn der Fischer aus dem Flusse mit dem Netze oder mit der Angel Fische fängt, so soll er nicht sagen: ich habe sie gefangen. Diese Fische hat Gott ihm gegeben. Wenn er sagt: ich habe sie mit dem Netz oder der Angel gefangen, so ist er ein Sünder.

Wenn der Mensch Unreines isst, so ist er vor Gott ein grosser Sünder. Fragt man, was unrein ist, so (nenne ich) Folgendes: das erste Unreine ist Schweinefleisch, zweitens, wenn man gestohlenes Gut verzehrt, drittens, wenn man geraubtes Gut verzehrt, viertens, wenn man das Gut der Waisen verzehrt, fünftens, wenn man anvertrautes Gut verzehrt, sechstens, wenn man das Gut verzehrt, welches man durch Buhlereien seiner Frau hat erwerben lassen, siebentens, wenn man durch Lügen und Betrug erworbenes Gut verzehrt.

Das Alles ist ebenso sündhaft wie das Verzehren von Schweinefleisch. Menschen, die dies thun, können nicht der Strafe Gottes entgehen.

Viele Gaben hat Gott der Herr dem Menschen zum Essen verliehen, vielerlei Wasser zum Trinken. Daher soll der Mensch von der Speise essen, vom Wasser trinken, daran Gott erkennen und ihm danken. Sagt er Gott nicht Dank für die gegebene Gabe, isst er anstatt reiner Speise unreine, trinkt er anstatt des Wassers Branntwein, so ist er vor Gott ein grosser Sünder. Böse Menschen ziehen den Branntwein dem Wasser vor, und trinken ihn anstatt Wasser. Alle diese Leute, die viel Branntwein trinken, sind nicht der Güter Gottes und seines Propheten theilhaftig, sie sind verflucht.

Gott der Herr ist besorgt um die Menschen und alle Geschöpfe, dem Menschen gab er Speise zum Essen, Wasser zum Trinken, die grossen Wasser hat er wegen der Menschen geschaffen; um den Haushalt zu führen, hat er ihnen schöne Weiber gegeben, zum Reiten hat er ihnen Pferde, zum Arbeiten Kameele, zum Essen Schafe gegeben. Viele sind der Güter, die Gott der Herr ihnen verliehen, die Menschen, die das erkennen, dienen dafür Gott dem Herrn Tag und Nacht.

III. NACHRICHTEN ÜBER DIE ILI-PROVINZ.

1) Der Aufstand in der Stadt Kaschgar.

Dschängir Chodscha kam nach der Stadt Kaschgar und trat daselbst als Feind auf. Dieses geschah im sechsten Jahre des Kaisers Dau-Wang. Es entstand ein heftiger Kampf, so dass ein grosser Theil des chinesischen Heeres umkam; nach wem man nur (von den hingezogenen) fragte, so erhielt man die Antwort: er ist gestorben. Der Chodscha bemächtigte sich der Städte Kaschgar und Jarkänd, als er aber Aksu und Ili einnehmen wollte, so liessen sich einige von seinen Leuten von den Chinesen bestechen und überlieferten ihn den Chinesen. Darauf brachten die Chinesen wieder Kaschgar und Jarkänd in ihre Gewalt. Die Einwohner von Kaschgar und Jarkänd hatten dem Chodscha Hülfe geleistet und ihm diese Städte überliefert. Nachdem nun die Chinesen wiederum diese Städte eingenommen hatten, so suchten sie diejenigen Leute auf, die dem Chodscha Hülfe geleistet hatten, tödteten eine grosse Menge von den Beamten und viele Hunderte vom Volke unter schrecklichen Qualen, viele verbannten sie in andere Städte; nachdem sie sie in andere Städte gebracht, entrissen sie ihnen Weiber und Kinder und übergaben diese den Chambing, Solonen, Schibä und Kalmücken als Sclaven. Alle Gefangenen mussten unter schrecklichen Qualen lange Jahre hindurch strenge Arbeit verrichten.

Als sie den Chodscha gefangen genommen hatten, brachten sie ihn nach Peking. Dort angekommen, fragten ihn die Beamten: «Bist du der Chodscha, der den Kaiser bekriegt hat?»

Der Chodscha antwortete: «Der bin ich».

«Du hast viele Tausende unserer Soldaten getödtet, jetzt

werden wir über dich dem Kaiser Bericht erstatten, und dich unter schrecklichen Qualen tödten», sagten sie.

Nachdem er dies gehört hatte, sagte der Chodscha: «thuet mit mir, was ihr könnt! Ich fürchte mich nicht vor euren harten Worten». Darauf gab er den ihn ausfragenden chinesichen Beamten sehr heftige Antworten.

Nachdem sie so den Chodscha ausgefragt hatten, erstatteten sie dem Kaiser Bericht: «Dieser Mensch sagt, er sei der Chodscha, der mit dem Kaiser Krieg geführt habe, der viele Soldaten des Kaisers getödtet und alle Uebelthaten in den Städten des Kaisers verübt. Was für Qualen wir ihm jetzt anthun sollen, das möge der Kaiser selbst entscheiden. Wir werden das ausführen, was der Kaiser befiehlt».

Der Kaiser antwortete: «Man möge diesen einige Tage in strenger Haft halten; so kann man ihn nicht tödten; erst möge man alle seine Thaten ausforschen, darauf kann er noch immer getödtet werden».

Darauf hielt man den Chodscha mit allen Leuten, die mit ihm gefangen waren, in Peking in strenger Haft, und nachdem er dort drei Monat verblieben war, befahl der Kaiser, dass man ihn mit seinen Leuten nach der Stadt Dschidschu verbanne. Darauf wurde der Chodscha mit seinen Leuten nach Dschidschu verbannt.

Zu Peking unter den Chinesen brach eine grosse Seuche aus, an ihr starben viele Chinesen, in diesem Jahre fiel kein Regen, die Saatfelder verdorrten, es trat eine grosse Theuerung ein, und vieles Volk starb vor Hunger; Alles dieses berichtete man dem Kaiser. Dieser fragte: «Was mag das nur für eine Ursache haben? Ueber diese Dinge mögen die Sterndeuter das Horoskop stellen».

Der Stadthalter zur Seite des Kaisers sagte: «Hätten wir den Chodscha in Peking behalten, so wäre es gut gewesen, wir haben ihn aber nach Dschidschu verbannt, daher ist dieses Alles geschehen.

Als die Sterndeuter das Horoskop gestellt hatten, sagten sie dasselbe wie der Stadthalter. Darauf liess der Kaiser den Chodscha nach einem halben Jahre von Dschidschu nach Peking holen und hielt ihn jetzt sehr werth; Speise, Trank und Kleidung und alle Ausgaben gab man ihm aus der Kasse des Kaisers, jetzt noch befindet sich der Chodscha in Peking beim Kaiser.

Durch den Aufstand in Kaschgar haben alle Völker, die im Ili-Lande leben, vieles Unglück erlitten. Die Tarantschi mussten jeder mit zwei Pferden Mehl, Reis und alle Speise, Trank und Kleidung für das Heer hinführen. In jenem Jahre war der Winter sehr lang und es war sehr kalt, und so sind denn viele tausend Pferde, Kameele und viele Menschen auf dem Wege nach Kaschgar erfroren. Zu jener Zeit lebten zu Kuldscha viele Sarte aus Taschkend, Andidschan, Kokand und Buchara. Zu jener Zeit wandte sich der Verwalter der Tarantschi, der Häkim, wegen des Krieges an die Sarte und forderte sie auf, dem Kaiser Dienste zu leisten und zum Fortschaffen des Mehles Pferde und Leute zu stellen.

Darauf beriethen sich diese und gaben fünfhundert Pferde, Leute aber gaben sie nicht. Alle von ihnen gestellten Pferde kamen dort um; als aber der Häkim abermals von ihnen Pferde forderte, da jene gefallen seien, so gaben sie keine Pferde.

Als nun der Krieg unterdrückt war, so wandte sich der Häkim an den Dschandschun und sprach: «In der Stadt Kuldscha leben vielerlei Leute, die aus anderen Städten gekommen sind. Als der Krieg war, forderte ich von ihnen zum Dienste Pferde und Leute, sie gaben aber solche nicht. Obgleich sie nun auch im Lande des Kaisers leben und dort Erwerb haben, so hat der Kaiser doch von ihnen keinen Vortheil. Meiner Meinung nach sind sie ein schlechtes Volk, der Chodscha, der den kaschgarischen Krieg geführt, ist aus ihrem Lande. Wenn diese nun in Kuldscha bleiben, so kann ich die Verantwortung für die Stadt nicht übernehmen». So berichtete er dem Dschandschun.

Da erlaubte ihm der Dschandschun, diese nach ihren eigenen Städten auszuweisen.

Jenes Jahr war das achte Jahr des Kaisers Dau-Wang.

Dieser Mensch trieb alle Sarte aus und liess nicht einen zurück, und es blieb zu Kuldscha kein anderes Volk ausser den Tarantschi nach. Mein Vater Kuda-Bärdi zog damals selbst nach Taschkend, aber meine Mutter blieb zu Kuldscha. Ich, Hämär Waki, blieb bei meiner Mutter zurück. Nach zwei Jahren kehrte auch mein Vater zurück und darauf haben meine Eltern in Kuldscha gelebt und sind daselbst gestorben.

Im sechzehnten Jahre der Regierung Dau-Wang kam ein Perser mit Namen Schangmosi in die Dörfer des Ili-Landes, nannte sich den Chodscha und sprach zu den Ackerbauern, den Tarantschi: «Ich will euch von dem Joch der Chinesen befreien, ich bin ein Nachkomme des Chodscha». Es gelang ihm auch durch List, viele Leute zu überreden ihm zu folgen. Viele sagten, es sei eine Lüge, wenn er sich Chodscha nenne, und alle seine Thaten seien schlecht, er halte sich selbst sehr hoch, und wandten sich von ihm ab, andere aber hielten ihn für den wahren Chodscha und folgten ihm nach. Zuletzt kam er nach dem Landstrich Chonochai, wo achthundert Tarantschi-Familien leben, auch bei diesen gab er sich für den Chodscha aus und alle diese hielten ihn für den wahren Chodscha und hingen ihm an.

Nachdem er einige Tage in Chonochai verweilt hatte, hielt er mit ihnen folgenden Rath: «Jetzt wollen wir eines Tages aufbrechen und die Schibä tödten, darauf wollen wir uns nach Kürä begeben, die Mandschuren tödten, und zuletzt wollen wir die Tarantschi-Beamten und alle Bösen umbringen, dann will ich an ihrer Statt von Euch Beamte einsetzen». Diese stimmten solcher Rede bei und man beschloss den Krieg zu beginnen. Zu jener Zeit befand sich zu Chonochai Abdischirip Achun in Handelsgeschäften, der kannte den Schangmosi und sprach zu jenen: «Dies ist nicht der Chodscha, es ist ein ungläubiger Perser, den habe ich zu Aksu gesehen, der lügt Euch Etwas vor, es ist ein schlechter

Mensch, glaubet ihm nicht, es wird daraus für Euch selbst später ein Unglück entstehen. Nachdem er in Aksu Vielerlei verbrochen und man in Erfahrung gebracht hatte, dass er ein Ungläubiger sei, so ist er entflohen».

Nach diesen Worten traten diese zu Schangmosi ein und sprachen: «Abdischirip Achun sagt, er habe euch zu Aksu gesehen, ihr seiet ein ungläubiger Perser». Da sagte der Schangmosi: «Bringt diesen zu einer weit entfernten Stelle und tödtet ihn». Darauf gingen vier Menschen fort, ergriffen den Abdischirip an einer Stelle, wo er Handel trieb, schleppten ihn zu einer Anhöhe, nahmen die Sattelbänder, legten sie dem Abdischirip als Schlinge um den Hals und wollten ihn tödten. Abdischirip Achun sprach: «Tödtet mich nicht! es wird euch später schlecht ergehen. Dieser Ungläubige bringt Euch in's Unglück und entflieht später, ihr aber bleibet im Unglücke». So viel er auch sprach, sie hörten nicht auf ihn, hielten jenen für den rechten Chodscha und tödteten nach seinem Befehle den Abdischirip Achun.

Dies erfuhren die Chinesen, sie schickten Leute aus und fingen den Schangmosi ein. Darauf schickten sie Leute zum Häkim und Schaga und sagten: «Unter den Tarantschi befindet sich dieser Schangmosi, der sich selbst den Chodscha nennt, und hat dort einen Menschen getödtet, weshalb habt ihr ihn nicht gefangen?» Der Häkim und Schaga antworteten: «Wir haben dies nicht gewusst; Chonochai ist sehr entfernt und die dortigen Beamten haben uns Nichts gemeldet». Darauf schickten sie Leute zu den Beamten von Chonochai. Der Tschong Bäg und der Gäsnitschi hatten Gift genommen und waren gestorben, die übrigen Beamten aber die Jüs-Beg, die Fünfzig-Männer und die Imame brachten sie herbei, beschuldigten sie, den Schangmosi für den Chodscha anerkannt und einen Menschen getödtet zu haben und warfen sie in's Gefängniss. Darauf brachten sie alle diejenigen herbei, die den Schangmosi als Chodscha anerkannt hatten, tödteten von ihnen achtzehn Menschen und steckten ihre Köpfe auf den Wegen aus, die übrigen vierzig oder fünfzig Menschen schick-

ten sie in die Verbannung. Darauf brachten sie den Schangmosi heraus und tödteten ihn. Die Stirnhaut zogen sie ihm ab und deckten ihm damit die Augen zu, darauf hieben sie ihm beide Hände und beide Beine ab, und zuletzt stiessen sie ihm ein Messer in's Herz. Die Beamten von Chonochai, die Jüs-Bege, die Fünfzig-Männer und Imame fragten sie aus, bestraften sie sehr hart, nahmen ihnen ihre Würde und machten sie zu gewöhnlichen Tarantschi-Ackerbauern.

Wegen des einen Schangmosi wurden somit achtzehn Menschen getödtet, sieben und vierzig Menschen verbannt, acht Jüs-Beg, acht Fünfzig-Männer, acht Imame, ein Mirap und ein Ming-Beg wurden ihrer Würden beraubt, schwer bestraft und zu Tarantschi-Arbeitern gemacht. Durch dieses vom Schangmosi herrührende Unglück sind mit Weibern und Kindern und allen Nachkommen 400—500 Menschen vollständig vernichtet worden. Diese schrecklichen Leiden sind bis jetzt nicht aus dem Gedächtniss der Tarantschi entschwunden. Daher fürchten die Tarantschi ihre Beamten und die Chinesen und denken, wenn wir noch einmal so Etwas thun, so werden wir von Weib und Kind getrennt und müssen schreckliche Vergeltung erleiden.

Im fünfundzwanzigsten Jahre des Dau-Wang kamen nach Kaschgar einige Diebe, die sich als Chodscha ausgaben und erregten Unruhen, um sich Geld zu verschaffen. Der Amban von Kaschgar schickte dem Dschandschun einen Brief, dass ein Krieg ausgebrochen sei. Darauf sammelte der Dschandschun aus allen Städten das Heer und schickte es mit vielen Offizieren nach Kaschgar, weil dort Krieg ausgebrochen sei. Als das Heer hinkam, waren es nur Diebe, die um Geld zu erlangen, gekommen waren, und diese entflohen sogleich. Das Heer aber fand bei seiner Ankunft keine Unruhen vor. Damals hatte der Dschandschun schon dem Kaiser Bericht erstattet, dass in Kaschgar ein Krieg ausgebrochen. Vom Kaiser erfolgte die Antwort: man möge ein gros-

ses Heer hinsenden, den Feind vernichten, den Chodscha gefangen nehmen und wenn der Krieg beendet sei und die Stadt ruhig sei, so solle man Nachricht geben.

Als das Heer nach Kaschgar gekommen war, war dort Alles ruhig, daher fürchteten sich die Beamten von Kaschgar, weil sie über einen Krieg an den Dschandschun Bericht erstattet hatten, und beriethen sich. Einige der kaschgarischen Beamten meinten: Wir müssen hier einen Menschen ergreifen, als Chodscha ausstaffiren und sagen, wir hätten mit unseren Truppen den Feind in die Flucht geschlagen, ehe das Heer hier angelangt sei. Solchen Rath legten sie dem Amban vor und der Amban war einverstanden und trug ihnen auf, einen für den Chodscha passenden Menschen einzufangen.

Die Beamten von Kaschgar fingen einen einzelstehenden Kaufmann in einem Dorfe ein, als er dort handelte und nachdem sie ihm schöne Kleidung angezogen und einen prächtigen Turban aufgesetzt hatten, beschuldigten sie ihn, sich als Chodsch aausgegeben zu haben und brachten ihn zum Amban.

Der Amban fragte ihn: «Bist du der Chodscha, der mit uns Krieg geführt hat?» Darauf sprach jener: «Ich bin nicht der Chodscha, ich bin ein verwaister Handelsmann». Der Amban sprach: «Weshalb leugnest du deine Chodschawürde ab! foltert ihn!» Darauf folterten sie ihn und nach langem Foltern gestand er, der Chodscha zu sein. Darauf berichteten sie dem Dschandschun, dass sie den Chodscha gefangen hätten und schickten ihn hin und der Dschandschun berichtete dem Kaiser, dass man den Chodscha gefangen genommen habe. Der Kaiser dankte den Beamten, die den Chodscha gefangen hatten, besonders dem Amban in Kaschgar und versprach, sobald eine Vacanz einträte, ihnen höhere Würden zu verleihen.

Dem Handelsmann hatten sie den Namen Büsürük Chan beigelegt. Der Dchandschun fragte ihn: «Bist du der Chodscha Büsürük Chan, der in Kaschgar feindlich aufgetreten ist?» Dieser sprach: «Ich bin nicht der Chodscha, sondern ich bin ein

Mann aus Kaschgar». Der Dschandschun sprach: «Du sage die Wahrheit! Du bist jetzt in unsere Hände gerathen und kannst dich nicht durch Lügen befreien». Darauf übergab er ihn dem Daloja vom Schi-Jamul, damit sie ihn, den Chodscha, dort in festen Gewahrsam nähmen und streng bewachten. Man brachte ihn in den Schi-Jamul, schloss ihn fest ein und liess ihn von fünf oder sechs Polizisten bewachen.

Darauf befahl der Dchandschun acht Galdai und den Daloja des Schi-Jamul und Dung-Jamul: «Forschet diesen Büsürük Chan genannten Chodscha aus, und bringet ihn zum Geständniss seiner Chodscha-Würde! Der Amban von Kaschgar hat ihn uns geschickt und nennt ihn den Chodscha, er selbst aber leugnet, der Chodscha zu sein». So befahl er die Untersuchung.

Diese acht Galdai und vier Daloje untersuchten die Sache zwei oder drei Monat lang, er blieb aber immer dabei, er sei nicht der Chodscha. «Ich habe zu Kaschgar eine Mutter, ein Haus in der und der Strasse, auch kennen mich meine Nachbaren (dabei nannte er alle Namen seiner Nachbaren), die alle kennen mich. Zu Aksu habe ich drei Jahr gelebt, auch die Leute zu Aksu kennen mich». Dabei nannte er auch ihre Namen.

Da er dabei blieb, nicht der Chodscha zu sein, so schickte der Dschanschun an jene (Zeugen) eine Schrift und sie kamen nach Kuldscha und stellten sich dem Dschandschun vor. Der Dschandschun sprach zu ihnen: «Der Amban und die Beamten von Kaschgar haben mir berichtet, sie haben den Chodscha Büsürük Chan gefangen genommen, und haben mir diesen Menschen nach Ili geschickt. Als ich ihn ausfragte, behauptete er, nicht der Chodscha zu sein, sondern ein gemeiner Mann aus Kaschgar Euch hat er als Zeugen genannt. Ihr gehet hin und betrachtet ihn und sagt mir die Wahrheit, ob er wirklich nicht der Chodscha ist». Darauf schickte er sie zum Büsürük Chan.

Als sie ihn sahen, erkannten sie, dass er ein Kaufmann sei, der in den Dörfern bei Kaschgar gehandelt habe und nicht der

Chodscha. Sie kamen daher und benachrichtigten den Dschandschun der Wahrheit gemäss.

Darauf verfasste dieser einen Bericht und schickte ihn an den Kaiser, dass die Beamten von Kaschgar und die chinesischen Beamten einen Handelsmann eingefangen und als Chodscha ausgegeben hätten, und dass somit ihre Aussagen lügenhaft seien. Darüber gerieth der Kaiser in heftigen Zorn und befahl, die Beamten, die ihn gefangen hätten, zu tödten, die übrigen Beamten aber in andere Städte zu verbannen. Als der Dschandschun diesen Befehl erhielt, hatte der Amban von Kaschgar Gift genommen und war gestorben. Nach den übrigen Beamten schickte er Leute zur Untersuchung und man tödtete vier kaschgarische Beamte, die den Chodscha gefangen genommen hatten, die übrigen Beamten wurden in verschiedene Städte verbannt. Da man nun wusste, dass der Handelsmann in der That nicht der Chodscha Büsürük Chan sei, so kehrte er nach einem Jahre nach Kaschgar zurück.

Im dritten Jahre des Kaisers Schän-Pung flohen der von Kaschgar verbannte Toktugutscha und der Kaschgare Sätärgi nach Taschkend und verbanden sich dort mit dem Walikan Törö. Nach ihrem Rathe kam dieser mit einigen hundert Mann nach Kaschgar. Dort schlossen sie ein Bündniss mit zu Kaschgar wohnenden Andidschanern und mit Kaschgarern und machten einen Angriff auf die Beamten von Kaschgar.

Darauf machte das chinesische Heer einen Ausfall und gerieth mit ihnen in ein Gefecht, jene aber schlugen sie in die Flucht und schlossen sie in ihre eigene Stadt ein. Die Chinesen zogen sich in ihre Stadt zurück und verrammelten die Thore. Jene aber kehrten nach Kaschgar zurück, ergriffen eine Menge Beamte und tödteten sie, viele Beamten entflohen.

Walikan Törö bemächtigte sich der Stadt Kaschgar, alle, die Vermögen besassen, liess er herbeibringen und nahm ihnen ihre

Habe, wer sein Vermögen verleugnete, den liess er foltern und die trotzdem nicht gestanden, liess er in's Feuer werfen und verbrennen. Von den Beamten liess er die Jassaule, die Doga und die Ordi-Bege kommen und sprach zu ihnen:

«Ihr befandet Euch im Dienste des Häkim und habet das Volk bedrückt; jetzt sagt mir, wo ihr die geraubten Schätze verwahret!» Einige von ihnen liess er in's Feuer werfen, andere liess er mit kochendem Wasser, welches er in Kesseln heiss machen liess, tödten, noch andere liess er tödten, indem er ihnen in den After Pfähle treiben liess. Unter dergleichen Qualen liess er viele tödten.

Darauf benachrichtigten die Chinesen dem Dschandschun, dass ein Aufstand ausgebrochen und der Dschandschun schickte aus allen Städten Soldaten.

Als dieses Heer hingekommen war, so entfloh der Walichan Törö mit seinen Leuten, indem er noch vieles Geld mit sich nahm. Das Heer verfolgte diese noch fünfzehn Tage lang und nahm ihnen einiges Geld wieder ab, mit dem übrigen entflohen diese Diebe.

Darauf kehrte das Heer zurück und blieb in Kaschgar fünf oder sechs Monate. Die Chinesen beschuldigten zu Kaschgar viele Leute von den Kaschgaren und Andidschanern, dass sie dem Walichan Törö beigestanden hätten, und tödteten sie, viele aber entflohen. Nach fünf oder sechs Monaten war Alles wieder ruhig und das Heer kehrte zurück. Mehl und Reis zum Unterhalt des Heeres in Kaschgar mussten wiederum die Tarantschi aus dem Ili-Thale dorthin führen.

2) Gung-bo, der Dschandschun.

Gung-bo kam als Dschandschun nach dem Ili, und verwaltete das Land vortrefflich. Er liess den grossen Kanal vom Kasch ausgraben und gewann Wasser zur Bewässerung für einen Land-

strich, der für 2,500 Familien ausreichte. Dieses Land vertheilte er unter die Chinesen und Dangenen und nahm für das Land einer Familie 5 Unzen Silber.

Da dieser Dschandschun dem Kaiser so viele Dienste geleistet hatte, so wurde er nach Ablauf seiner Frist von drei Jahren abermals zum Dschandschun eingesetzt. Während der zweiten drei Jahre stellte er noch aus dem Türgün-Flusse Wasser für fünfhundert Familien her. Nachdem abermals drei Jahre verflossen, erhöhte man seine Würde und machte ihn zum Sunda (Vize-König) von Landscho.

Als Sunda ging er nun nach Landscho. Dort war folgende Sitte: sobald ein neuer Sunda dorthin gekommen war, so schenkte man ihm dreissigtausend Unzen Silber als Pung-tang-jing-sa (d. h. als Woilok-Abgabe). Als nun jener nach Landscho als Sunda gekommen war, so brachte man ihm die dreissigtausend Unzen als Geschenk. Darauf brachten ihm die einzelnen Beamten, Kaufleute, Reichen und Chambing, jeder nach eigenem Ermessen, Mehl, Reis, Erbsen und Lichte zum Geschenk. Zu jener Zeit lebte daselbst ein Landsmann von ihm, der hatte zu Landscho einen Laden eröffnet. Dieser Kaufmann war ein Freund des Gung-bo; als er hörte, dass Gung-bo hierher als Sunda gekommen war, so machte er ihm einen Besuch. Als er ihn gesehen hatte, fragte ihn der Sunda: «Wann bist du denn hierher gekommen?» Jener sprach: «Ich bin vor fünf Jahren hierher gekommen und habe hier einen Laden eröffnet». Nachdem sie sich eine Zeit lang unterhalten hatten, kehrte der Krämer heim.

Darauf sprach der Sunda zu seinen Untergebenen: «Wer mir von jetzt ab Mehl, Reis, Erbsen oder Lichte zum Geschenke bringt, der schenke mir nur das, was er in dem und dem Laden gekauft hat! Wenn er es wo anders gekauft hat, so nehmet es nicht». So befahl er.

Darauf kaufte ein Jeder, der nach eigenem Ermessen es für nöthig fand, dem Sunda Etwas als Geschenk darzubringen, alle diese Dinge in dem bezeichneten Laden, aus anderen Läden

brachte man Nichts. Darnach kam einst ein Chambing mit messingnem Mützenknopfe und brachte Etwas aus einem anderen Laden dem Sunda zum Geschenk. Da sprachen die Jassaule zu dem Chambing:

«Du bringst Etwas von einem anderen Laden, weshalb holst du es nicht aus dem vom Sunda bezeichneten Laden? Dieses können wir nicht annehmen».

Da sprach der Chambing: «Was ist die Ursache, dass ihr es nicht annehmet?»

Darauf sprachen die Jassaule:

«Der Sunda hat uns befohlen, dass ein Jeder der uns Etwas darbringen will, es in jenem Laden kaufen soll, wenn er es wo anders kauft, sollen wir es nicht annehmen. Daher nehmen wir Nichts an, was aus einem andern Laden hier dargebracht wird. So lautet der Befehl des Sunda.

Darauf sprach jener Chambing:

«In jenem Laden kaufe ich nicht, wenn ihr es so annehmt, so nehmt diese von mir dargebrachten Sachen! Nehmt ihr es aber nicht, so meldet es dem Sunda! Ich will dann mit dem Sunda vor dem Kaiser meine Sache führen; dann möge er mich zum Kaiser schicken».

Darauf traten die Jassaule zum Sunda ein und sprachen:

«Ein Chambing mit kupfernem Mützenknopf brachte Dinge dar, die er aus einem andern Laden entnommen hatte. Wir sprachen: der Sunda hat uns den Befehl ertheilt: nehmet Nichts an, was in einem andern Laden gekauft ist; wir werden daher das nicht annehmen, was du gebracht hast, bringe Etwas aus dem und dem Laden. Darauf sagte der Chambing: nehmt ihr dieses, so nehmt es, nehmt ihr es aber nicht, so geht und saget dem Sunda, er möge mich zum Kaiser schicken, ich will mit dem Sunda dort meine Sache ausfechten».

Darauf gab ihm der Sunda eine Schrift mit seinem Siegel und schickte ihn zum Kaiser. Der Chambiny kam nach Peking und meldete dem Kaiser Alles, was der Sunda gethan hatte. Der

Kaiser schickte dem Sunda eine Schrift; er solle schnell kommen und die Klagen des Chambing beantworten. Nach einigen Monaten langte der Sunda in Peking an, er trat in den Palast des Kaisers und meldete den Jassaulen, dass er gemäss dem Befehle des Kaisers gekommen sei. Dies meldete man dem Kaiser, und dieser überantwortete den Sunda und den als Kläger aufgetretenen Chambing vier Würdenträgern, indem er sprach: «Dieser Chambing beklagt sich über den Sunda, ihr forschet der Sache ordentlich nach, und nachdem ihr Alles beendigt, berichtet mir darüber».

Diese vier Würdenträger fragten den Sunda und den Chambing. Der Chambing berichtete ihnen Alles, was der Sunda gethan; darauf fragten sie auch den Sunda und fanden den Sunda Gung-bo eines schweren Verbrechens schuldig. Nach ihrer Meinung hatte der Sunda nach dem Gesetze des Kaisers den Tod verdient. Der Sunda gestand Alles, was er verübt hatte. Darauf meldeten sie dem Kaiser die Angelegenheit des Sunda, und dass er dem Gesetze nach den Tod verdiene. Der Chan liess nun den Chambing und den Sunda vor sich rufen, und sprach zu diesem: «Ich hatte dich für gut gehalten und dir eine hohe Würde verliehen, du aber hast das Volk hart bedrückt. Ist Alles dieses wahr?»

Da sagte der Sunda:

«Ich bin der Sklave des Kaisers, was der erhabene Kaiser befiehlt, dem unterwerfe ich mich. Dies habe ich in der That gethan, verdiene ich dafür den Tod, so ist mein Kopf in der Hand des erhabenen Kaisers».

Der Kaiser sprach:

«Du hast mir viele Dienste geleistet, daher will ich dich von der Todesstrafe begnadigen. Ich nehme dir nur deine Würde und verbanne dich in ein fernes Land». Darauf verbannte er den Sunda an einen Ort, der sechs Monat Weges von Peking entfernt ist.

Als er drei Monate gereist war, starb der Kaiser Dau-Wang

und sein Sohn Schän-Pung bestieg den Thron seines Vaters. Schän-Pang liebte den Sunda, daher schickte er ihm einen Befehl nach und ernannte ihn, ehe er den Verbannungsort erreicht hatte, zum Cham-ambal von Ili. Am Ili verblieb er drei Jahre Cham-ambal, darauf kehrte er nach Peking zurück und wurde zum Jun-tan der Stadt Dschidschu ernannt. Seiner Trefflichkeit wegen und da er dem Kaiser viel Dienste geleistet, erhielt er zuletzt die Jun-tan-Würde.

3) Sching-bo.

Als der Vater des Schäng-Pung gestorben war, und er selbst Kaiser geworden war, baute er einen Palast, der 200,000 Unzen Silber kostete. Er hatte nun einen Würdenträger mit Namen Sching-bo, der war auch mit dem Kaiser selbst verwandt, auch war er der Arzt des Kaisers, und in hohen Ehren stand er bei ihm. Als der Kaiser jenen Palast gebaut hatte, sprach Sching-bo: «Jetzt zu dieser Zeit ist kein Geld zur Löhnung der Soldaten da, ihr bauet aber ein Haus für 200,000 Unzen Silber, was nützt Euch dieses Haus? Hättet ihr dieses Silber für das Heer verwendet, für wie viele Tausende hätte es ausgereicht». Diese Worte des Sching-bo kränkten den Chan sehr. Er wurde sehr zornig auf den Sching-bo und schickte ihn zu einer Stadt, wo ein heftiger Krieg war und befahl ihm, er solle sich dahin begeben, den Feind niederwerfen und nach Beendigung des Kampfes ihm Nachricht geben.

Sching-bo ging dorthin, brachte den Krieg in drei Monat zu Ende und benachrichtigte den Kaiser, dass der Krieg beendigt und die Stadt zur Ruhe gebracht sei. Der Kaiser befahl ihm abermals zu einer andern Stadt sich zu begeben, wo auch ein Krieg ausgebrochen sei. Nach Beendigung des ersten Krieges begab sich Sching-bo dorthin, schlug sich mit jenen herum, tödtete viele von den Aufständigen und nahm viele gefangen. Nach-

dem er auch diesen Krieg beendigt, schickte er die Gefangenen zum Kaiser.

Darauf schickte der Kaiser einen hohen mongolischen Würdenträger zum Sching-bo und befahl, er solle sich mit diesem zur Stadt San-tsching-tung begeben, diese habe seit drei Jahren dem Kaiser keine Abgaben gezahlt. Dort hingekommen, solle er die schuldigen Beamten ihrer Schuld gemäss theils tödten, theils verbannen und an ihre Stelle andere Beamten einsetzen, die rückständigen Abgaben solle er aber eintreiben und herbeischaffen. Bei Ausführung dieser Angelegenheit solle er sich mit dem zu ihm gekommenen Würdenträger berathen und sich nach seinem Rathe richten. So schickte er ihn nach San-tsching-tung.

Als Sching-bo hinkam, sah er, dass es eine sehr feste Stadt war, eine dreifache Stadtmauer war aus Kupfer verfertigt und rundum war ein Graben gegraben und mit Wasser angefüllt. So gab es denn kein Mittel, die Stadt so einzunehmen. Da sprach der kalmückische Würdenträger: «Diese Stadt ist stark befestigt, die kann man nicht mit diesem Heere einnehmen. Wir wollen über diese Sache dem Kaiser berichten, er möge ein grösseres Heer kommen lassen! Darauf wollen wir die Stadt angreifen! Bis das Heer kommt, wollen wir die Stadt belagern». Sching-bo stimmte nicht mit dieser Ansicht überein, sondern er sprach: «Ich will die Stadt mit dem Heere einnehmen, welches wir mitgebracht haben. Dann wollen wir dem Kaiser Bericht erstatten». Nach diesen Worten schickte der kalmückische Würdenträger eine Schrift an den Kaiser: «San-tsching-tung ist eine sehr feste Stadt, mit unserem Heere können wir sie nicht einnehmen. Obgleich ich nun erklärt habe, wir müssten die Sache dem Kaiser berichten und nach Ankunft eines grösseren Heeres die Stadt erobern, folgt Sching-bo meinem Rathe nicht, sondern will die Stadt mit seinen Truppen einnehmen».

Sching-bo erliess seinem Heere folgenden Befehl: «Grabet unter dem Graben und der Mauer hindurch einen Gang und gelanget so in die Stadt! Durch dieses Loch wollen wir in der

Nacht eindringen, viele Grossen tödten und in einer Nacht die Stadt erobern».

So liess er jetzt einen Gang unter den Graben und die Mauer hindurch graben. In drei Tagen war derselbe ausgegraben und so hatte man den Weg zum Innern der Stadt eröffnet.

In einer Nacht drang man auf diesem Wege in das Innere der Stadt und nahm eine grosse Menge Beamte gefangen, viele von ihnen tödtete man. In jener Nacht wurde eine grosse Menge der Stadtbewohner getödtet. Bis Tagesanbruch war die Stadt in Botmässigkeit des Kaisers gebracht. Nach Tagesanbruch liess Sching-bo die Thore öffnen, das Heer auf Kähnen über den Stadtgraben setzen, die höchsten Beamten liess er selbst tödten. Die übrigen Beamten versammelte er an einem Orte, liess die dem Kaiser für drei Jahre schuldigen Abgaben einsammeln und schickte sie an die kaiserliche Kasse. Viele von den Beamten, die in feindlicher Absicht die Abgaben nicht zahlen lassen wollten, liess er tödten, andere liess er in's Gefängniss werfen. Ueber Alles, was sich zugetragen, fasste er einen Bericht ab und schickte ihn an den Kaiser.

Nachdem der Kaiser den Bericht gelesen, erliess er folgenden Befehl: «Obgleich ich dir einen Würdenträger geschickt und über dich gesetzt habe, nach dessen Rathe du handeln sollst, thust du doch nicht, was er sagt und hast zu der Stadt, die mit Güte hätte eingenommen werden müssen, dir mit Gewalt einen Weg geöffnet, indem du einen Gang unter den Graben geführt hast. Verbrecherischer Weise hast du viele Menschen getödtet und ihnen Unrecht gethan. Dies ist die Böseste deiner Thaten, eigentlich müsste ich dich dafür tödten, aber wegen deiner vielen Verdienste will ich dich nicht mit dem Tode bestrafen, sondern dich nach dem Ili verbannen.

So wurde Sching-bo nach dem Ili verbannt, nachdem er aber sechs Monat am Ili gewohnt hatte, kam ein Befehl vom Kaiser, der ihn nach Peking rief. Der Kaiser hatte nämlich alle seine Vergehen verziehen und ihm grosse Würden verliehen. Als

Sching-bo nach dem Ili verbannt war, habe ich, Hämär Waki, der ich mich im Dienste des Häkim befand, den Sching-bo öfter gesehen, wenn ich den Häkim begleitete.

Er war ein junger Mann, denn als er zum Ili kam, war er nur 28 Jahr alt. Als der Kaiser ihn für schuldig befunden hatte, hatte er ihm seinen hohen Mützenschmuck abgenommen, er trug daher nur einen weissen Knopf und die schwarze Feder. Als Anverwandter des Kaisers trug er einen gelben Gürtel. Er war von hoher Gestalt, schlank gebaut und zeichnete sich durch Kenntnisse und grossen Verstand aus, daher war er auch der Arzt des Kaisers gewesen.

Während seines Aufenthaltes am Ili liebten ihn alle Beamten und erzeigten ihm viel Ehren. Ging er in den Palast des Dschandschun, so kam ihm dieser entgegen, auch begleitete er ihn bis zum Pferde und wartete, bis er es bestiegen. Alle Würdenträger thaten ihm diese Ehre an, da er zur Familie des Kaisers gehörte. Sching-bo selbst aber war durchaus nicht stolz, trug keine sehr schöne Kleidung, und war sehr leutselig.

Einst begab er sich zum Tekes, um an Stelle des Dschandschun dort die Pferde zu stempeln, aber um nicht durch seine Einkehr dem Häkim, Schaga und den Tarantschi Unruhe zu machen, zog er bei der Stadt Kuldscha vorbei, schlug am Ufer des Flusses Ili sein Zelt auf und übernachtete daselbst. Er nahm von den Tarantschi nicht so viel, was eine Satteldecke werth ist, sondern reiste ganz auf eigene Kosten. Am zweiten Tage setzte er seine Reise fort und übernachtete am Tschaptschal. Dort war ein Krons-Gebäude, in dem der Dschandschun abzusteigen pflegte, auch dort stieg er nicht ab, sondern übernachtete, indem er abseits von der Strasse sein Zelt aufschlug. Dort brachten der Häkim und der Schaga ihm Speise und Pferde zum Geschenk.

Da sprach Sching-bo:

«Weshalb bringt ihr mir diese Speise und diese Pferde dar? Da ich nicht Eurer Speise und Pferde begehrte, so liess ich mein Zelt abseits vom Wege aufschlagen und blieb hier, ich bedarf

nicht Eurer Pferde, nehmt sie und besteiget sie selbst, die Speise aber vertheilet unter eure Untergebenen.

Darauf warfen sich der Häkim und Schaga ihm zu Füssen und sprachen: «Die Haare auf unserem Haupte und die Zähne in unserem Munde gehören dem erhabenen Sching-bo. Da dieser erhabene, mächtige Gast in unserem Lande als Gast erschienen, so haben wir dies nach unserer Sitte zubereitet. Sollte der Sching-bo uns nicht die Gnade erweisen und diese unsere Speise und Pferde annehmen, so würde dies uns schwer treffen. Sching-bo ist der von Weitem zu uns gekommene Gast, trotz alles Suchens möchte es uns nicht gelingen, wieder (einen solchen Gast) zu finden. In der Freude, dass der Sching-bo hierher gekommen, haben wir dieses Alles gethan». Nachdem sie viele solche Reden gethan, sprach der Sching-bo zum Häkim und Schaga:

«Wenn es so ist, will ich eure Speise annehmen».

Darauf machten der Häkim und Schaga neun Kniebeugungen und neunmal schlugen sie mit dem Haupt gegen die Erde. Durch diese Worte des Häkim und Schaga wurde der Sinn des Sching-bo freundlich gestimmt und er sprach: «Ihr seid ein Volk, das unserem Mandschuvolke sehr ähnlich ist, und kennet wohl die Gesetze der Höflichkeit, auch ist euer Sinn dem Dienste des Kaisers gewidmet». So erwies er ihnen viele Ehren. Darauf setzte er am andern Morgen den Weg zum Tekes fort. Der Häkim aber gab ihm zur Dienstleistung auf dem Wege seinen eigenen Sohn mit. Ich, Hämär Waki, begleitete damals den Sohn des Häkim und sah Alles mit an, was der Sching-bo that.

Als er zum Tekes gekommen war, kamen die grossen Lama und Beamten der Kalmücken und brachten zur Speise für die Soldaten eine Menge Schafe dar, die Beamten aber brachten Pferde und Kameele zum Geschenk. Er aber nahm Nichts von dem Dargebrachten der Kalmücken an, sondern sprach: «Ich bin hierher im Dienste des Kaisers gekommen, aber nicht, um eure Schafe zu verzehren und eure Pferde und Kameele zu nehmen. Jetzt möge mir Niemand mehr Etwas darbringen». So lautete

sein Befehl. Wie viel auch die Kalmücken baten, er ging nicht auf ihre Bitten ein. Diesen Tag übernachtete er, am folgenden Tage brachten die Kalmücken ihre starken Ringkämpfer und veranstalteten einen Ringkampf. Sching-bo sass dabei und es ergötzte ihn sehr. Dem Sieger schenkte er einen Theestein und einen Becher und ebenso dem Besiegten. Darauf brachten die Kalmücken zehn- und zwölf-jährige Kinder herbei und liessen sie wilde Füllen besteigen. Als die Knaben auf die Füllen gesprungen waren, so liefen diese nach allen Seiten davon, nach einiger Zeit brachten sie sie aber wieder zu der Stelle zurück, wo sie sie bestiegen hatten. Nach der Rückkehr traten die Kinder vor den Sching-bo und er gab jedem von ihnen ein Messer und ein Silberstück. Hier verblieb er drei Tage und kehrte dann nach Hause zurück. Dieses Mal nahm er seinen Weg durch das Land der Schibä und übernachtete in dem Lande derselben eine Nacht. Obgleich auch die Schibä ihm Speise bereiteten und ihm Pferde darbrachten, so nahm er doch Nichts von Alledem an.

Von hier brach er um die fünfte Nachtwache auf und nahm sein Frühstück in der Stadt Kürä ein. Nachdem er nach Kürä gekommen, bat der Sohn des Häkim um Erlaubniss, nach Hause zurückzukehren. Da schenkte ihm Sching-bo ein Messer, einen Feuerstahl, Zeug zu einer Jacke und einen pekinger Sattel mit Satteldecke und allem Reitzeug. Der Sohn des Häkim war sehr erfreut, dass er ihm auf dem Wege hatte Dienstleistungen machen können.

4) Chalimsat, der Häkim.

Da Chalimsat, während er Häkim der Tarantschi am Ili war, viele Uebelthaten verübt hatte, wurde er seiner Verbrechen halber nach Turfan verbannt.

Nachdem er Häkim geworden war, erhielt er grosse Gnadenbezeugungen vom Kaiser. Zuerst erhielt der Häkim die Tardschi-

Würde, darauf die Tschäntschimän-Würde, und zuletzt die Su-Ambal-Würde. Als ihm der Kaiser vier Rangstufen verliehen hatte, so wurde der Häkim sehr stolz, er würdigte die dortigen Beamten und Achune keines Blickes mehr. Wenn die Beamten und Achune zu ihm zur Audienz kamen, so gewährte er ihnen nicht Audienz. Er selbst rauchte beständig Opium, hielt sich chinesische Liebesknaben, trieb mit ihnen Unzucht und spielte mit den Chinesen Hazardspiele; wer nur eine schöne Tochter hatte, dem nahm er sie, hielt sie zwei oder drei Monat als seine Frau und schickte sie darauf ihren Eltern zurück. Dergleichen Uebelthaten machte er viel. Darauf überreichten die Achune ihm eine Schrift, auf der die Gesetze des Schariät verzeichnet waren. Der Häkim gerieth in Wuth, als er jene Schrift gesehen, zerriss sie, warf sie zu Boden, und überhäufte die Achune mit Schimpfreden. In solcher Weise betrug sich mehrere Jahre lang der Häkim. Zuletzt aber wurde die Sache dem Daloja, dem Galdai und selbst dem Dschandschun gemeldet.

Darauf begab sich einst der Häkim nach Tokus-Tara, um den grossen Kanal graben zu lassen. Dort verheirathete er die Töchter der Einen mit den Söhnen der Anderen, und brachte so drei bis vierhundert Mädchen an den Mann, ohne die Aeltern zu befragen. Nachdem dies geschehen, wandten sich die Eltern an die Achune und benachrichtigten sie über dieses Verfahren. Da pflogen die Achune und Beamten Rath: Der Häkim Bäg vollführt viele Unthaten und Bedrückungen. Wenn er von Tokus-Tara zurückkehrt, so wollen wir ihm sagen, dass er ferner nicht mehr solche Bedrückungen mache, achtet er aber auf diese unsere Worte nicht, so wenden wir uns an die Chinesen.

Nach einigen Tagen langte der Häkim an, darauf begaben sich die Beamten und Achune zu ihm und forderten ihn zu sehen. Der Jassaul benachrichtigte ihn, dass die Beamten und Achune ihn sehen wollten. Der Häkim aber meinte, er habe jetzt keine Zeit, ihnen Audienz zu bewilligen, sie möchten zurückkehren. Als die Achune und Beamten diesen Bescheid hörten, sagten sie: «Sage

dem Häkim, dass wir mit ihm wichtige Dinge zu besprechen hätten. Als dem Häkim dies gemeldet wurde, liess er sie eintreten.

Die eingetretenen Achune und Beamten sprachen: «Ihr thuet viel Uebeles, was gegen das Gesetz verstösst, wenn wir Euch das vorhalten, so zürnet ihr uns und lasset uns nicht vor Euch erscheinen. Was wir Euch zu sagen haben, ist Folgendes: Ihr seid unser Vorgesetzter, unser Häkim, wenn ihr noch ferner dergleichen Uebles thut, so werden wir in dieser Stadt nicht bleiben, ein jeder von uns wird sich einen anderen Wohnsitz wählen» Darauf sprach der Häkim: «Was habe ich denn Böses gethan?» Die Achune sprachen: «Wir sind die hohen Achune dieser Stadt, wir müssen das Gesetz handhaben, kommen wir zu Euch, so lasset Ihr uns nicht vor. Wenn Ihr uns verachtet, so verachtet Ihr auch den Propheten. Ihr verleugnet Gott. Andere Uebelthaten sind diese: Ihr nehmet in Euer Haus schlechte Chinesen auf, rauchet mit ihnen Opium und spielet Hazardspiele. Darauf bedrücket ihr das Volk, verheirathet gegen alles Recht die Töchter der Einen mit den Söhnen der Andern. Vor dem Gesetze sind diese Dinge eine grosse Sünde. Wenn ihr fortfahret, so zu handeln, so sind wir hier ganz unnöthig».

Der Häkim sprach kein Wort, darauf liess er ein Schaf und ein Rind schlachten, bereitete viele Speise, lud die Beamten und alle Achune der Stadt ein, setzte ihnen Speise vor und sprach: «Wenn ich Sünden begangen habe, so verzeihet, wenn ich euch missfallen habe». Darauf bat er vielfach um Entschuldigung.

Darnach lebte er abermals mehrere Jahre, aber er liess doch nicht ab von seinen schlechten Gewohnheiten. Vielerlei Uebles beging er, hörte nicht auf die Rede der Beamten und bedrückte das Volk sehr; da begaben sich der Schaga, Amät der Gäsnätschi, Häsis der Mirap, Ismail der Kadi und viele Beamten mit ihnen zum Daloja und meldeten ihm Alles. «Der Häkim bereitet uns viele Leiden und hört nicht auf unsere Worte, dem niederen Volke fügt er Bedrückungen zu und nimmt von ihnen Geld; im Dienste des Kaisers ist er untüchtig. Solcher Schlechtigkeiten

verübt er viele; wir vermögen diese nicht mehr zu ertragen». So berichteten sie dem Daloja. Dem Daloja und dem Galdai waren diese Thaten des Häkim wohl bekannt, da aber keine Klagen eingelaufen, hatten sie die Sache nicht untersucht. Jetzt freute sich der Daloja sehr, dass die Beamten die Klage eingereicht hatten, und er versprach, die Sache dem Dschandschun zu unterbreiten, später wolle er den Häkim durch eine Schrift zu sich bescheiden und ausfragen.

Nach diesem berichtete er dem Dschandschun, dass der Häkim so viel Böses verübt habe, und dass die Beamten bei ihm darüber Klage geführt hätten.

Der Dschandschun hörte diese Worte und ward sehr erzürnt auf den Häkim. Dieser ist ein Feind des Kaisers, sagte er, lass ihn durch eine Schrift hierher bescheiden, ich werde ihn ausforschen lassen, und je nachdem sich dies als Wahrheit oder als Lüge erweist, werde ich verfahren. Darauf beschied der Daloja den Häkim ohne Verzug zu sich. Nach Empfang der Schrift begab sich der Häkim noch an dem selben Tage zum Daloja nach Kürä. Als er vor ihm erschienen war, sprach der Daloja: «Deine Beamten haben mir und dem Dschandschun gegen dich eine Schrift eingereicht; du habest viele Uebelthaten verübt, und beachtest nicht deine Dienstpflicht gegen den Kaiser. Gestehe daher selbst diese Dinge und gieb wahrhafte Antwort; denn der Dschandschun weiss Alles». Darauf sprach der Häkim: «Ich weiss nicht, was ich Schlechtes gethan habe». Der Daloja ging nun zum Dschandschun und berichtete, dass der Häkim gekommen sei, und von Allem, worüber er ihn gefragt habe, nichts wissen wolle. Darauf sprach der Dschandschun: «Vier Galdai sollen die Sache genau untersuchen, und den Häkim zu einem aufrichtigen Geständniss bringen». Somit theilte er die vier Galdai dem Daloja zu und befahl, den Häkim zu erforschen.

Diese untersuchten die Sache mit dem Häkim von diesem Tage bis zur dritten Nachtwache, auf Alles, was sie von seinen Thaten vorführten, antwortete er aber, dass er Nichts davon wisse.

An diesem Tage entliessen sie ihn, am nächsten Tage aber begannen sie zur Zeit des Nachmittagsgebets wiederum das Verhör und setzten es bis zur dritten Nachtwache fort. Trotzdem gestand er Nichts. So dauerten die Verhöre einen Monat lang, er aber leugnete beständig. Von allen Uebelthaten war er nur 18 Dinge geständig. Alles andere aber leugnete er hartnäckig. Ueber Alles, was er gestanden hatte und was er nicht gestanden hatte, statteten sie dem Dschandschun Bericht ab. Als der Dschandschun hörte, dass der Häkim auch das mohamedanische Gesetz verachtet habe, sagte er: «Dieser Häkim ist ein sehr schlechter Mensch, er hält sein eigenes Gesetz nicht, und beleidigt die Achune, was kann er im Dienste des Kaisers leisten?» Und darüber gerieth er in heftigen Zorn. «Rufet die Achune hierher, wenn er wirklich nicht dem göttlichen Gesetz Gehorsam geleistet hat, so machet das, was die Achune über ihn verhängen». So befahl der Dschandschun. Darauf liess dieser die Achune durch eine Schrift bescheiden, und fragte sie: «Ist es wahr, dass der Häkim Eurem Gesetze nicht Folge geleistet und Euch Beleidigungen zugefügt hat.

Da erzählten die Achune dem Daloja und den Galdai Alles, was der Häkim gegen das Gesetz verübt hatte. Darauf fragte sie der Daloja: «Was geschieht demjenigen nach Eurem Gesetz, der dergleichen verübt hat?» Da sagten die Achune: «Einen solchen Menschen steinigt man». Da sprach der Daloja: «Wenn es so ist, nehmet den Häkim mit Euch und steiniget ihn». So gab er jenen in die Hände der Achune.

Die Achune hielten darauf Rath, traten zum Daloja ein und sagten: «Wir erbitten nicht die Todesstrafe für den Häkim, wenn ihm nach dem Gesetze des Kaisers eine andere Strafe gebührt, so möge der hohe Daloja darnach verfahren». Da sprach der Daloja: «Wenn dieser dem göttlichen Gesetze nicht gehorcht hat, und er Uebeles gethan hat, weshalb tödtet ihr ihn nicht?» Da sagten die Achune: «Da Dieser vorher unser Häkim gewesen, so vermögen wir nicht seinen Tod zu veranlassen». Da meinte der

Daloja: «Dann will ich Alles dem Dschandschun berichten, und wir wollen das thun, was der Dschandschun befiehlt». Darauf begab sich der Daloja zum Dschandschun und berichtete ihm über alle Thaten des Häkim. «Für die Nichtbefolgung der Schäriät muss er gesteinigt werden; als ich aber ihn den Achunen übergab, damit sie ihn steinigten, so sagten sie mir, diesen vermögen wir nicht zu tödten, wir erbitten auch nicht für ihn die Todesstrafe, deshalb bin ich nun zum Dschandschun gekommen. Wir haben ihn 18 verschiedener Verbrechen schuldig befunden, und ausserdem hat er Vielerlei gegen das eigene Gesetz verbrochen. Wir bitten nun, der hohe Dschandschun möge seine Befehle ertheilen». Da sagte der Dschandschun: «Nehmet ihm seine Würde und verbannet ihn nach Turfan».

Da ging der Daloja, entkleidete den Häkim seiner Würde und verbannte ihn nach Turfan. Zur Zeit, als der Häkim verbannt wurde, war sein Sohn Schang-Bäk, nach der Verbannung seines Vaters wurde er Schaga, dann diente er vier oder fünf Jahre als Schaga; jetzt ist er an Stelle seines Vaters Häkim und verwaltet jetzt das Volk, wie es sich gehört.

5) Der grosse Kanal von Tokus Tara.

Im vierzehnten Jahre des Kaisers Dau-Wang kam nach dem Ili ein neuer Dschandschun; ein Jahr nachdem dieser hierher gekommen, liess er den Häkim und den Schaga zu sich rufen und sprach zu ihnen: «Als das Ili-Thal neu unterworfen wurde, liess man aus Kaschgar und Jarkänd Leute kommen, und setzte 6000 Tarantschi ein. Jetzt sind fast 100 Jahre vergangen, hat sich während der Zeit die Zahl der Tarantschi nicht vermehrt?» Diese antworteten: «Wir haben nicht untersucht, ob ein Zuwachs eingetreten». Darauf sagte der Dschandschun: «Da es so ist, so kehret heim und befehlet den Begs der einzelnen Tausende, dass sie die Zunahme der Tarantschi Bevölkerung aufschreiben, ein

Register verfertigen und euch übergeben möchten. Ihr rechnet dies zusammen und berichtet mir, um wieviel sich die Tarantschi vermehrt haben; dem Zuwachs der Tarantschi werden wir Land geben und neue Ackerbauer einsetzen.

Der Häkim und Schaga kehrten nun nach Kuldscha zurück, riefen die Bege der einzelnen Tausende zu sich und sprachen zu ihnen: «Gehet jetzt zu euren Bezirken, versammelt die Hundert-Beg und die Fünfzig-Männer und befehlet ihnen, sie sollen die Tarantschi versammeln und von ihnen ein Register verfertigen, und genau angeben, um wieviel die Bevölkerung zugenommen». Darauf entliessen sie die Bege, diese begaben sich zu ihren Tausenden, schrieben die Tarantschi auf, verfertigten ein Register des Zuwachses und übergaben es dem Häkim und Schaga. Diese aber zählten den Zuwachs zusammen und fanden, dass dieser 2000 Menschen betrüge. Darauf berichteten sie dem Dschandschun, dass die Tarantschi-Bevölkerung um zwei Tausend (Familien) zugenommen. Darauf sprach der Dschandschun: «Ist Land vorhanden, das man diesen übergeben und sie somit zu Tarantschi machen könne?» Da sprachen der Häkim und der Schaga: «Im Landstriche Tokus Tara ist Land dazu vorhanden, und wenn man aus dem Ili einen grossen Kanal führt, so kann man Wasser dorthin bringen; dazu reichen aber wenige Menschen nicht aus, wenn 2000—3000 Menschen den Kanal graben, so kann man das Land mit Wasser versehen». Darauf erwiederte der Dschandschun: «Wenn es so ist, so will ich zwei Galdai und den Amban der Schibä beauftragen, sie sollen die Sache gut untersuchen, und wenn es möglich ist, den Kanal zu führen, mir darüber berichten. Für die zwei bis drei Tausend Arbeiter will ich Mehl und ausserdem für jeden Menschen 6 Pul Lohn geben». So sagend, schickte er den Häkim und Schaga heim.

Darauf rief er zwei Galdai und den Amban der Schibä zu sich und sprach: «Gehet hin und sehet ordentlich nach, ob man aus dem Ili Wasser nach dem Tokus Tara führen kann; untersuchet die Sache aber genau». Die Galdai und der Amban nah-

men den Häkim und den Schaga mit sich und begaben sich zum Tokus Tara. Dort besahen sie das Land und fanden es ganz vortrefflich. Auch sahen sie die Stelle, von wo man den Kanal führen musste. Zuerst war zwar das Land felsig, später aber waren keine Schwierigkeiten. Nachdem sie Alles genau untersucht, kehrten sie zurück und begaben sich zum Dschandschun. Das Land Tokus Tara lobten sie sehr; aber, sagten sie, die Stelle, wo man den Kanal herausführen müsse, ist sehr schlecht, dreissig bis vierzig Wegstrecken (chin. Meilen) ist der Boden rother Stein, nachdem man aber da hindurch gekommen, ist die Arbeit leicht; mit wenig Menschen kann man da Nichts ausrichten, mit zwei hundert Steinarbeitern habe man bis zwei Jahre zu arbeiten.

Darauf schickte er abermals einige Galdai und hone Beamten der Chambing und Chinesen, die in Kanal-Arbeiten bewandert wären, und alle diese berichteten dem Dschandschun dasselbe, was die ersten Galdai gesagt hatten. Darauf begab sich der Dschandschun selbst mit einigen Chinesen hin, die in Kanal-Arbeiten erfahren waren, und untersuchte die Oertlichkeiten, wo der Kanal zu graben sei, dann schickte er dort die nöthigen Steinhauer hin, und beorderte als Leiter der Arbeit einige Galdai, Darin, die Ambane der Solonen und Schibä und den Häkim und Schaga, bis achtzig Menschen. Für die Steinarbeiten waren bestimmt 300 Steinhauer und zwanzig Schmiede zum Verfertigen der Instrumente, zum Graben des Kanals 3000 Tarantschi und noch 50 Zimmerleute. Alles Geld, was dazu nöthig war, wurde den als Führern eingesetzten Beamten übergeben.

So begann man die Arbeit im Anfang des Jahres. Das für die Arbeiter nöthige Mehl wurde aus Kürä hingeschafft.

Als man die Kanal-Arbeit begonnen, berichtete der Dschandschun dem Kaiser: um für zweitausend Tarantschi Ackerland zu erhalten, sind wir im Begriff einen Kanal zu graben; den Lohn für die Arbeit und die nöthigen Mehlvorräthe liefern wir aus der kaiserlichen Kasse. Der Kaiser war über diese Sache sehr erfreut und versprach, dass er nach Beendigung der Wasserleitung

den der Arbeit vorgesetzten Beamten hohe Gnadenbezeugungen verleihen werde.

Nach zwei Jahren wurde der Kanal beendigt, aber als man das Land unter die Tarantschi vertheilte, reichte es nur für 1500 Familien aus, fünfhundert Familien blieben aber ohne Land.

Darauf sagte der Dschandschun: «Ich habe dem Kaiser berichtet, dass das Land für zweitausend Familien ausreicht, jetzt ist für fünfhundert Menschen kein Land da, macht für 500 Familien Land ausfindig!» Der Häkim und der Schaga sagten: «Am Tschulbukai, Chulustai und Bilükäi ist das Land, das von den Beamten bebaut wird. Wenn wir vom Borbugusun aus einen Kanal graben und Wasser dorthin führen, so können dort 500 Familien untergebracht werden». Da sagte der Dschandschun: «Wenn wir das Land, welches ihr Beamten bebauet, den Tarantschi übergeben, werdet ihr da nicht Einbusse haben?» Die Beamten aber sprachen: «Wir haben dieses Land dem hohen Dschandschun angeboten. Die Tarantschi sind die Sklaven des Kaisers, eben so wie wir, wir sind sehr froh, wenn die Tarantschi das von uns bebaute Land im Dienste des Kaisers bebauen» Ueber diese Worte war der Dschandschun sehr erfreut und erwies ihnen viele Gnade, er berichtete über ihre Dienste dem Kaiser und gab jedem von ihnen eine höhere Würde.

Darauf leitete man aus dem Borbugusun einen Kanal nach dem Gebiete des Tschulbukai, Bilükäi und Chulustai und vertheilte das Land unter fünfhundert Tarantschi.

Somit waren jetzt im Ili achttausend Tarantschi. Man brachte die Tarantschi nach Tokus Tara und nach Arabos und liess sie das Land bebauen. Da man aber den Kanal von Tokus Tara zu klein gegraben hatte, so reichte das Wasser für 1500 Familien nicht aus und ihre Saatfelder verdorrten. Sie bebauten das Land in solcher Weise drei Jahre lang, und konnten dennoch dem Kaiser nicht die Abgaben bezahlen; da vertheilte man die Abgaben derselben auf die früheren 6000 Tarantschi. Als diese 6000 Tarantschi zwei oder drei Jahr lang die Abgaben für Tokus Tara

und ihre eigenen Abgaben gezahlt hatten, geriethen sie in Armuth und Noth. Darauf beriethen sich die Beamten und beschlossen, chinesische Steinarbeiter anzunehmen, welche beim Anfang des Kanals den Felsen breiter aushöhlen sollten. Wenn sie den Kanal grösser machen würden und hinreichendes Wasser für 1500 Familien dorthin geführt würde, so könnten jene ihre eigenen Abgaben selbst bezahlen, und die früheren Tarantschi ebenfalls. So würde Alles gut gehen.

Darauf brachten sie chinesische Steinarbeiter dorthin, zeigten ihnen den Felsen am Eingange des Kanals, und sagten ihnen, sie sollten diesen Felsen weiter aushöhlen, damit dort für 1500 Familien hinreichendes Wasser hingeführt werde. Wir wollen Euch den nöthigen Lohn bezahlen.

Dann versprachen sie ihnen 2000 Unzen Silber zu geben, und ebenfalls Branntwein und Kleie. Auf die Kleie sollten sie Essig und Branntwein giessen und es auf den Felsen ausschütten, dann sollten sie darauf Feuer legen, die Steine glühend machen und dann zerschlagen. Diesen chinesischen Steinarbeitern gaben die Beamten Branntwein, Kleie, und alle nöthigen Instrumente, wie es sich gehörte. Erst (nach Beendigung dieser Arbeit) wurde dorthin reichlich Wasser geführt. Jetzt vermögen die Tarantschi am Tokus Tara ihren Unterhalt zu erwerben und befinden sich in guten Verhältnissen.

6) Die Trommel des Dschandschun.

Im Ili-Thale leben vielerlei verschiedene Völker. Jedes von diesen hat die ihm vom Kaiser eingesetzten Beamten. Die Oberbeamten der Schibä, Solon und der Kalmücken heissen Ambane, unter diesen stehen die Ükür-da, unter diesen die Sängi, unter diesen die Boschka, dieses sind Beamten, die das niedere Volk zu verwalten haben. Der Oberbeamte der Chambing ist der Dschin-tä, unter ihm stehen die Sung-ja, unter diesen die Pu-ja.

Dies sind die Beamten der Chambing. Der Oberbeamte der Tarantschi ist der Häkim, unter diesem steht der Schaga, unter diesem zwei Ghäsnitschi, unter diesen vier Schang-Bägi, acht Mirap, ein Duan-Bägi, ein Kasi, ein Baschgir, ein Sädiri, zwölf Ming Bägi, achtzig Jüs-Bägi und achtzig Ällik-Beschi, und ausserdem in jedem Hundert zehn On-Beschi. Dies sind die Beamten in den Ansiedlungen der Tarantschi.

Ueber zehn Tarantschi steht ein On-Beschi (Zehn-Mann). Zehn On-Beschi stehen unter einem Ällik-Beschi (Fünfzig-Mann). Hundert Tarantschi, zehn On-Beschi und ein Ällik-Beschi stehen unter einem Jüs-Bägi. Tausend Mann stehen unter einem Ming-Bägi, einem Mirap und einem Schang-Bägi. Die vier übrigen Ming-Bägi sind folgende: ein Ming-Bägi beaufsichtigt die Eisenhütten, ein Ming-Bäg die Kupferbergwerke, ein Ming-Bäg hat unter sich die vierhundert Tarantschi am Dadamtu, und ein Ming-Bägi und ein Sädiri verwalten die Stadt Kuldscha. Ein Isch-kol und ein Päschäp beaufsichten die Verbrecher in den Gefängnissen. Alle diese Beamten sind dem Häkim und dem Schaga untergeordnet.

Alle diese Beamten haben Alles, was sich bei ihnen zuträgt, dem Häkim und Schaga zu melden, der Häkim und Schaga zeigen das, was sie nicht selbst entscheiden können, dem Dung-Jamul an.

Ueber die Chinesen, die im Däng wohnen, und sich mit dem Handel beschäftigen, steht ein Scho-ja und ein Schang-jo und ausserdem ein Schüng-jang mit kupfernem Mützenknopfe, über Alle diese steht der Daloja des Schi-jamul. Wenn unter den Kaufleuten Streitigkeiten entstehen und Klagen vorliegen, so meldet der Scho-ja dem Schang-jo, was diese nicht beendigen können, zeigen sie dem Schüng-jang an, was dieser nicht entscheiden kann, zeigt er dem Daloja des Schi-Jamul an, was der Daloja des Schi-Jamul nicht entscheiden kann, meldet er dem Dschandschun.

Die niedrigsten Beamten der Mandschu sind die Boschka,

über diesen stehen Lo-ja mit messignen Mützenknöpfen. Ueber diesen stehen die Daloja, über diesen die Galdai, über diesen die Darin. An der Spitze Aller stehen der Dschandschun und der Chamambal. Wenn die Beamten der verschiedenen Völker die Klagen eines Menschen nicht berücksichtigen, so meldet er sie dem Dung-Jamul, die Kaufleute aber dem Schi-Jamul. Wird ihnen aber auch hier kein Recht, so schlägt man die Trommel, die sich im Palaste des Dschandschun befindet.

Wer diese Trommel schlägt, den führt man zum Dschandschun, der seine Klage annimmt und nach Recht und Pflicht die Sache untersucht.

Zu diesem Zwecke hat man in einem Hause bei dem Palaste des Dschandschun eine Trommel aufgestellt. Mit der Bewachung derselben sind vier Menschen beauftragt, diese verlassen weder bei Tag noch bei Nacht die Trommel und lassen Niemand die Trommel schlagen. Wären diese Wächter nicht da, so würden sehr viele Menschen die Trommel schlagen und somit zu viel Klageführer sein.

Trotzdem finden sich Leute, welche viel zu leiden gehabt, denen es durch List gelingt, die Trommel zu schlagen. Wenn Jemand die Trommel schlagen möchte und man ihn nicht zulässt, so ruft er, wenn der Dschandschun ausreitet, diesen an, hört der Dschandschun dieses Rufen, so fordert er den Bittsteller zu sich ung frägt ihn, wie es sich gehört.

Kommt ein Bittsteller die Trommel zu schlagen und es gelingt ihm nicht, so ergreifen ihn die Wächter und übergeben ihn, wenn es ein Tarantschi ist, dem Dung Jamul, ist es aber ein Chinese oder ein Dungene, so übergeben sie ihn dem Schi-Jamul. Einen solchen Menschen fragen die Daloja des Dung-Jamul und Schi-Jamul, weshalb er hingegangen, die Trommel des Dschandschun zu schlagen, und strafen ihn sehr hart, ein oder zwei Jahr halten sie ihn im Gefängnisse und wenn sie ihn entlassen, verbannen sie ihn in entfernte Gegenden. Davor fürchten sich die Leute und nur wenige wagen es, die Trommel zu schlagen.

Ein Tarantschi des Ili-Thales konnte bei Niemand seine Klage durchsetzen, er fand aber zuletzt Gelegenheit, die Trommel zu schlagen. Dieser Mensch hatte, ohne dass die die Trommel bewachenden Wächter es bemerkten, einen gebrannten Ziegelstein mitgebracht und warf ihn gegen die Trommel, die Trommel barst, aber dennoch hörte der Dschandschun den Ton der Trommel und sprach: «Man hat die Trommel geschlagen, ein Bittsteller ist gekommen, bringet ihn her zu mir». Als sie herauskamen, stand ein Tarantschi da und hielt eine Schrift über seinem Haupte. Mit der Schrift führte man den Tarantschi vor den Dschandschun und jener übergab seine Bittschrift. Als der Dschandschun nachsah, war es eine Schrift, die ein Eingeborener geschrieben (d. h. mit arabischen Schriftzeichen), deshalb liess er einen Uebersetzer kommen und die Schrift lesen, diese Schrift lautete folgendermassen: Ich bin ein Tarantschi aus Arbos, ich hatte drei Söhne, und wir zahlen als zwei Tarantschi. Jedes Jahr drohten mir die Beamten: wir machen dich zum On-Beschi (Zehn-Mann), ich gab ihnen aber vieles Geld, damit sie mich nicht zum On-Beschi machten, auch gab ich ihnen Pferde und Rindvieh. In der diesjährigen Liste ernannten sie mich aber zum On-Beschi. Ich aber sagte: ich habe euch Geld, Pferde und Vieh gegeben, damit ihr mich nicht zum On-Beschi macht, weshalb ernennt ihr mich dazu? Darauf haben sie mir die Hände gefesselt und mir dreissig Knutenhiebe gegeben. Als ich mich beim Häkim und Schaga darüber beklagte, berücksichtigten sie meine Klage nicht und fragten mich nicht. Darauf ging ich zum Dung-Jamul, da jagten mich die Beamten fort und erlaubten mir nicht, meine Klage beim Daloja vorzubringen; da ich dies nicht zu ertragen vermag, habe ich die Trommel des Dschandschun geschlagen.

Darauf liess der Dschandschun den Häkim und den Schaga und auch den Daloja des Dung-Jamul rufen und sprach zu ihnen: «Wenn zu Euch ein Bittsteller kommt, weshalb fragt ihr ihn nicht, wie es sich gehört? Was habt Ihr denn zu thun? Ich werde über Euch dem Kaiser berichten und Euch Eure Würde nehmen,

weil Ihr die Bittsteller nicht anhöret». Auf solche Weise setzte er diese in Furcht. Darauf baten die vier Darin und acht Galdai für den Daloja des Dung-Jamul und für den Häkim und Schaga, er möge ihnen dieses Vergehen verzeihen. Nach diesen Bitten verzieh der Dschandschun das Vergehen, gab ihnen ihre Würden zurück, indem er ihnen sagte, sie sollten künftig so Etwas nicht wieder thun, und, wie es sich gehöre, die Bittsteller vernehmen, und den Dienst des Kaisers vollbringen. Sollte mir nochmals solche Klage über Euch vorgebracht werden, so lasse ich Euch den Kopf abschlagen.

Darauf sprach der Dschandschun: «Dieser Tarantschi taugt selbst Nichts, wenn wir den nicht gehörig bestrafen, so werden nach seinem Beispiele viele Leute herkommen und klageführend die Trommel schlagen. Werfet diesen auf fünf oder sechs Monat in's Gefängniss, und wenn ihr ihn aus dem Gewahrsam entlasset, so lasset ihm dreissig oder vierzig Knutenhiebe aufzählen, damit er künftig so Etwas nicht thue. Dann lasset ihn frei. So sprach er zum Daloja, Häkim und Schaga, und diese thaten, wie der Dschandschun befohlen. Dann nahmen sie diesem Tarantschi sein Land und machten ihn mit seiner ganzen Familie zum Bettler.

Ich selbst habe sechsundvierzig Jahre in Kuldscha gelebt und habe keinen anderen Menschen gesehen, welcher die Trommel geschlagen hat. Das Schlagen der Trommel des Dschandschun ist eine sehr wichtige Angelegenheit, daher hat kein Anderer gewagt, dies zu thun.

Von den Ackerbau treibenden Chinesen und Dungenen begaben sich 300—400 Menschen zum Daloja und stellten eine Bittschrift vor: ihr Getreide sei nicht gerathen, und sie seien nicht im Stande die Abgaben in Silber dem Kaiser zu leisten. Der Daloja sprach: «Obgleich ihr des Kaisers Land bebauet, so meldet ihr dennoch, ihr könnet die Silber-Abgabe nicht leisten. Das kommt von Eurer eigenen Schlechtigkeit; verkaufet Eure Weiber und Kinder! Gebet ihr sie nicht, so lasse ich Euch Alle in's Ge-

fängniss werfen und körperlich züchtigen, und werde schon das Silber zu erlangen wissen».

Da gingen sie von dem Daloja fort, beriethen sich und beschlossen zum Dschandschun zu gehen und die Trommel zu schlagen. So gingen sie vor den Palast des Dschandschun, fanden aber keine Gelegenheit, die Trommel zu schlagen. Unter diesen befand sich ein Chinese, dessen Freund im Palaste des Dschandschun diente. Dieser (Freund) kam heraus und fragte sie, weswegen sie gekommen seien. Diesem erzählten sie, wie sie mit einer Bittschrift zum Daloja gekommen seien, wie dieser sie eingeschüchtert und fortgejagt hätte und wie sie gekommen seien, um die Trommel zu schlagen. Da sprach dieser: «Die Trommel vermöget ihr nicht zu schlagen, könntet ihr Gelegenheit finden, das zu thun, so wäre es ganz gut, könnt ihr sie aber nicht schlagen, und fassen Euch die Wächter, bringen Euch zum Daloja und der wird Euch viele Leiden bereiten. Kommt lieber zur Abendszeit hierher, und stellt Euch hinter dem Stallgebäude des Dschandschun auf! Dann kommt der Dschandschun heraus, um die Pferde zu besehen. Sobald er heraus kommt, will ich Euch Nachricht geben! Dann schreiet: ‚Dschandschun!' Wenn dieser dann Euer Schreien hört, so lässt er Euch holen und fragt Euch. Eine leichtere Sache als diese giebt es nicht».

Diese willigten ein, dies zu thun, gingen jetzt fort und kamen zur Abendzeit zum Stalle des Dschandschun. Als der Dschandschun herausgegangen war, gab ihnen der vorerwähnte Freund darüber Nachricht, und diese 300—400 Menschen riefen laut: «O Dschandschun!» Als der Dschandschun dies gehört hatte, war er erstaunt, was dies für ein Lärm sei. Er schickte einen Menschen ab, der da nachsehen sollte, was es sei. Als dieser herauskam, sah er, dass es Bittsteller seien, darauf meldete er dies dem Dschandschun und dieser liess sie zu sich eintreten.

Alle diese drei bis vierhundert Menschen warfen sich vor dem Dschandschun zur Erde: «Wir sind Alle seit Kurzem Ackerbauer; seit einigen Jahren ist Misswachs gewesen und so haben wir

die Landabgaben mit unserem eigenen Silber gezahlt und uns von unserem Vieh und unseren Pferden trennen müssen, jetzt ist uns nichts mehr nachgeblieben, was wir verkaufen könnten. Der Daloja bedrückt uns heftig, damit wir das Silber für die Landabgabe zahlen, da haben wir den hohen Dschandschun angerufen, ob er vielleicht unser Flehen erhört».

Darauf liess der Dschandschun den Daloja des Schi-Jamul kommen und sprach: «All' dieses Volk ist zu mir gekommen und fleht mich an, dass sie wegen Misswachses schon mehrere Jahre lang ihre Abgaben aus eigenem Vermögen gezaht hätten, jetzt sei ihnen aber nichts mehr übrig geblieben. Haben sie dies Euch nicht vorgestellt?» Da sprach der Daloja des Schi-Jamul: «Wenn man von diesen die Landabgabe nicht einzieht, weil sie nichts mehr besitzen, wer wird diese dann zahlen? Fordert man aber von ihnen (trotzdem) die Abgabe, so werden sie schon nach der Ernte Silber auftreiben. Da sprach der Dschandschun: «Diese sind als Bittsteller zu mir gekommen, man kann doch von ihnen nicht fordern, wozu ihre Kräfte nicht ausreichen. In diesem Jahre nehmet von ihnen keine Abgaben, sondern gebet ihnen Waizen, damit sie im künftigen Jahre das Land bebauen können. Mögen sie das Land bebauen. Nach der Ernte mögen sie zuerst den schuldigen Waizen abzahlen, darauf mögen sie die Landabgabe in Silber zahlen! Es wird ihnen schwer werden für jede Landparzelle 5 Unzen Silber zu zahlen, darum mögen sie drei und eine halbe Unze geben!» So befahl der Dschandschun.

Da freuten sich die Bittsteller gar sehr. Sie kehrten nach Hause zurück, und zahlten in diesem Jahre kein Silber; im folgenden Jahre gab man ihnen aus den kaiserlichen Magazinen für jeden Menschen acht Cho Waizen auf Schuld. Nach Empfang dieses Waizens gaben sie zuerst den schuldigen Waizen zurück und darauf drei und eine halbe Unze Silber Landabgabe.

So erleichterte der Dschandschun ihnen ihre Lage, früher hatten sie fünf Unzen Silber für jede Landparzelle gezahlt, jetzt zahlten sie nur drei und eine halbe Unze, auf diese

Weise hat der Bittgang dieser vielen tausend Menschen Vortheil gebracht.

7) Die Tschämpän.

Im Dienste des Kaisers kommen alljährlich hundert Tschämpän nach dem Ili, und zwar aus den Provinzen Kuang-dun, Dschang-nän, Sching-nän und Ji-nän. Diese kommen zum Dienste auf drei Jahre, nachdem sie drei Jahr geblieben, können sie, falls sie es wünschen, zurückkehren, kehren sie aber nicht zurück, so erhalten sie jährlich ein wenig Geld aus der kaiserlichen Kasse und leben im Ili. Diese zum Dienste gekommenen Tschämpän werden in den Kupferbergwerken, in den Eisenbergwerken, bei den Dammarbeiten, kurz überall, wo es schwere Arbeit giebt, angestellt. Diejenigen Tschämpän, die ihre Dienste beendigt haben, werden in Kriegszeiten als Fusstruppen verwendet und nach Kaschgar, Jarkänd und dergleichen Orten gesendet.

Da die Mandschu ihnen so viele Lasten auferlegen, so beriethen sich von ihnen 700—800 Menschen und beschlossen: wenn 500—600 Menschen von uns die Mandschu in Kürä und den Dschandschun tödten, und 400—500 Menschen die Mandschu von Bajandai, und die dortigen Ambane und Würdenträger tödten, dann wird uns kein Unrecht mehr geschehen. Darauf sammelten sie die überall verbreiteten Tschämpän durch eine Schrift und sagten zu ihnen: «Die Mandschu thuen uns vieles Unrecht, wir beabsichtigen sie zu tödten, was meint ihr dazu?» Da versprachen Alle sich ihrem feindlichen Unternehmen anzuschliessen. Nach diesen Reden überliessen sie sich dem Spiele. Am Abend, als sie diesen Rath gehalten und sich verschworen hatten, verfassten sie ein Register aller Theilnehmer und gingen fort, mit dem Versprechen, sich die nöthigen Waffen zu beschaffen. Darauf brachte jeder die ihm nothwendigen Waffen in das Haus des Anführers. Nachdem sie die Waffen gesammelt, beschlossen sie,

dass 500 Menschen die Mandschu in Kürä tödten sollten, drei hundert sollten nach Bajandai gehen und die dortigen Mandschu tödten, und dabei setzten sie fest, dass dieses Alles am fünfzehnten Tage des achten Monats geschehen solle. Sie wollten die Waffen in einen Kasten legen und in dem sie so thäten, als ob sie einen Todten forttrügen, diesen aufheben und in einen Tempel schaffen, dann wollten sie dort beten und von dort den Mord beginnen.

Unter diesen war einer, welcher mit seiner Frau im Hause eines Galdai diente. Der Galdai hielt diese sehr gut. Die Frau fragte ihren Mann: «Tag und Nacht kommst du nicht nach Hause? Wo gehst du denn immer hin?» Darauf antwortete dieser Tschämpän: «Seit drei oder zwei Monat gehen wir damit um, die Mandschu zu tödten, jetzt bereiten wir die Waffen vor. Im Hause dieses Schang-jo haben wir die Waffen gesammelt, am fünfzehnten Tage des achten Monats wollen wir die Waffen in den Tempel bringen, und in der Nacht von dort aus fortgehn und die Mandschu überfallen.

Als die Frau dieses hörte, dachte sie in ihrem Sinne: Dieser Galdai hat uns sehr viel Gutes erwiesen, wenn die Tschämpän die Mandschu überfallen und tödten, so werden sie auch diesen tödten. Ich will es daher der Frau des Galdai sagen, sie möchten sich selbst am fünfzehnten Tage des achten Monats an einem Orte verbergen. So beschloss sie in ihrem Sinne. Am andern Morgen ging sie zur Frau des Galdai, und sagte ihr Alles, was die Tschämpän beschlossen hätten. Dieses erzählte die Frau des Galdai ihrem Manne, und dieser dem Daloja des Schi-Jamul. Der Galdai und der Daloja beauftragten Leute, diesen aufzulauern. Am fünfzehnten Tage des achten Monats legten die Tschämpän die gesammelten Waffen und das Verzeichniss der Namen der Verschworenen in einen Kasten, thaten, als ob sie einen Todten forttrügen und brachten ihn nach dem Tempel, auf dem Wege dahin hielten aber die vom Daloja ausgestellten Häscher die Träger des Kastens auf. Als die den Kasten untersuchten, fanden sie

darin Schwerter, Lanzen und eine Schrift, dieses Alles brachten sie zum Daloja Darauf liess der Daloja den Galdai rufen, und sie beriethen sich, was sie zu thun hätten und ob sie es dem Dschandschun berichten sollten. Der Galdai sprach: «Zuerst wollen wir es dem Darin und dem Daloja des Dung-Jamul mittheilen». Darauf theilten sie es jenen mit, und zeigten ihnen die im Kasten befindlichen Waffen und das Namensverzeichniss. Als diese dies hörten, erschraken sie heftig und meinten: «Wenn ihr das nicht in Erfahrung gebracht haben würdet, so wären viele Menschen zu Kürä umgekommen; wir müssen dies dem Dschandschun mittheilen, denn es ist unbedingt nöthig, die im Verzeichniss genannten Tchämpän festzunehmen und zu tödten». So sprachen die Galdai und Darin. Darauf gingen sie und meldeten es dem Dschandschun. Als der Dschandschun Alles vernommen hatte, sagte er: «Das ist eine schlimme Sache, die Tschämpän sind ein gar böses Volk. Man muss alle Tschämpän, die in diesem Verzeichniss genannt sind, und noch die übrigen Tschämpän an einem Orte versammeln, sie verhören, die Rädelsführer tödten und ihre Köpfe auf den Wegen aufstecken. Viele von den Taugenichtsen schlagen und unter starken Strafen in's Gefängniss werfen, dann mögen sie im Gefängnisse umkommen. Die Uebrigen möge man an Orten, die weit von der Stadt entfernt sind, zu schweren Arbeiten verurtheilen. Ausserdem müssen Alle, die auch nicht in diesem Verzeichniss genannt sind, im Dienste gehalten werden. Kein Tschämpän soll sich frei, ohne Dienst, aufhalten». Darauf gingen die Galdai und der Daloja fort und versammelten alle Tschämpän, die im Verzeichnisse genannt waren, und auch alle Uebrigen, an einem Orte. Dort verhörte man sie genau und tödtete bis hundert von den Rädelsführern und steckte ihre Köpfe an den Wegen auf. Viele wurden gefoltert und in's Gefängniss geworfen, die übrigen wurden zu den Eisen-, Kupfer- und Zinn-Bergwerken geschickt. Zu Kürä liess man keinen Tschämpän, und behandelte sie einige Jahre sehr streng, so rächte man ihre feindliche Absicht tausendfach. Darauf wagte Niemand mehr vom

feindlichen Unternehmen zu sprechen. Diese Strafen der Tschämpän diente den übrigen Völkern zum abschreckenden Beispiele.

Das Tschämpän genannte Volk ist ein sehr böses Volk. Das schlechteste der sieben Völker, die im Ili-Thale leben, sind die Tschämpän. Wenn man auch viele von ihnen tödtet, foltert und quält, so lassen sie doch nicht von ihrer Schlechtigkeit ab. Deshalb nennt man sie auch Tchämpän. Wenn ein Kind seines Vaters Worten nicht gehorcht, so schilt man es, indem man es Tschämpän nennt. Die Tschämpän verzehren Alles, was sie sehen. Sie essen Schweine, Hunde, Katzen, Mäuse, Frösche, Eidechsen und Schlangen. Da sie selbst schlecht sind, verzehren sie so Etwas Schlechtes. Unter den Tschämpän sind sehr viele Diebe, Spieler, Trunkenbolde und Opiumraucher; im Winter haben sie keine Kleidung zum Anziehen, keine Speise zum Essen, keinen warmen Ort, um daselbst zu leben; daher erfrieren in jedem Jahre drei bis vierhundert Menschen. Trotzdem sie dies Alles sehen, thun sie doch immer wieder Böses.

8) Der Dschandschun.

Wer als Dschandschun zum Ili kommt, hat seinen Wohnsitz am Ili und verwaltet das Gebiet der sechs von den Eingeborenen (d. h. Türken) bewohnten Städte, Kaschgar, Jarkänd u. s. w. und ausserdem vierzig chinesische Städte. Ueber Alles, was sich Wichtiges in diesen Städten ereignet, berichtet man dem Dschanschun. Jede Sache, die der Dschandschun entscheiden kann, entscheidet er, und er berichtet nur dem Kaiser, was sehr wichtig ist. Die an den Kaiser gerichteten Schriftstücke gelangen zuerst an den Sunda von Landscho. Der Sunda von Landscho öffnet diese Schriften und liest sie, findet er daran nichts auszusetzen, so schickt er sie zum Kaiser, findet er, dass die Schrift für den Kaiser nicht passt, so schickt er sie dem Dschandschun zurück, indem er hinzufügt, dass sein Bericht nichts tauge. Darauf ruft

der Dschandschun die Schreiber welche die Schrift verfasst haben und sagt: «Die Schrift an den Kaiser, die ihr verfasst, ist schlecht, und vom Landscho zurückgekommen. Gebet jetzt Acht und schreibet sie gut, kommt sie noch einmal zurück, so verzeihe ich Eure Schuld nicht». Darauf sehen die Schreiber noch einmal das Gesetzbuch (Choang-li) durch, und verfassen die Schrift gemäss den Worten desselben, dazu brauchen vier Schreiber fünf bis sechs Tage. Darauf wird es wieder an den Kaiser geschickt. Nachdem es abermals nach Landscho gekommen, sieht (der Sunda) die Schrift noch einmal durch, und wenn sie gut ist, schickt er sie an den Kaiser. Sind der Dschandschun des Ili und der Sunda von Landscho in freundschaftlichem Verhältnisse, so verbessert er selbst die Schrift und befördert sie weiter, und schreibt dann dem Dschandschun: In deiner Schrift waren einige Fehler, ich habe sie aber verbessert und abgeschickt. Stehen sie aber nicht gut zusammen, so schickt er des kleinsten Fehlers wegen die Schrift zurück. Darum fürchtet der Dschandschun den Sunda von Landscho sehr, und er empfängt die Schriften, die vom Sunda kommen, mit derselben Ehrfurcht wie die Schriften des Kaisers.

Kommt eine Schrift vom Kaiser, so reitet er ihr entgegen bis vor die Stadt und kehrt mit ihr zu gleicher Zeit (in die Stadt) zurück. Den Menschen, der die Schrift gebracht hat, lässt er auf einer rothen Filzdecke Platz nehmen, liest die Schrift und übergiebt sie einem hohen Beamten. Zuerst macht der Dschandschun neun Kniebeugungen und schlägt neun Mal mit dem Kopf den Fussboden, darauf öffnet er die Schrift und liest sie. Ist es eine frohe Botschaft, so versammelt er alle hohen Würdenträger des Ili und liest ihnen die frohe Nachricht vor und lässt sie auch den Beamten mittheilen. Alle diese Beamten verneigen sich dann neun Mal vor derselben und schlagen neun Mal den Boden. So hoch hält man die vom Kaiser gekommene Schrift. Alle die dem Dschandschun untergeben sind, halten eine Schrift von demselben eben so hoch.

Die hohen Beamten der sieben Völker des Ili-Thales kommen

den ersten und fünfzehnten jedes Monats zur Audienz beim Dschandschun. Wer am ersten des Monats zur Audienz beim Dschandschun kommt, tritt um die fünfte Wache daselbst ein und wartet im Palaste des Dschandschun. Der Dschandschun steigt vor Tagesanbruch zu Pferde und begiebt sich zum Tempel. Wenn der Dschandschun sich zum Tempel begiebt, so bilden die im Palaste versammelten Beamten Spalier. Darauf reitet der Dschandschun mit seinen Gefährten zum Tempel. Er kehrt erst zurück, nachdem er bei zwei oder drei Tempeln Papier verbrannt und Lichte angezündet hat. Kehrt er zurück, so bilden die Beamten abermals Spalier. Ist der Dschandschun wieder in sein Haus getreten, so begeben sich die Beamten zu ihren Häusern und nehmen das Frühmahl ein. Darauf ertheilt der Dschandschun den Beamten eines jeden Volkes besonders Audienz.

Zuerst treten die Darin und Galdai's ein und stellen sich vor, sie biegen vor dem Dschandschun das Knie. Der Dschandschun aber ehrt sie, indem er sie zum Sitzen auffordert. Darauf nimmt jeder von ihnen an einer bestimmten Stelle Platz. Hat der Dschandschun ihnen Fragen vorzulegen, oder haben sie dem Dschandschun Meldung zu machen, so werden diese Dinge am Audienztage besprochen. Darauf führt man die Daloja der Mandschu und andere ihnen gleichgestellte Dienstthuenden zum Dschandschun, auch sie beugen das Knie und stellen sich darauf zur Seite des Dschandschun an den oberen Plätzen auf. Hat der Dschandschun mit ihnen Etwas zu besprechen, so thut er es; haben sie ihm Schriften vorzulegen, so thuen sie es ebenfalls. Nachdem sie ihre Angelegenheiten beendigt haben, so treten die Mandschu-Ambane der Schibä und Solon ein, und erhalten Audienz. Darauf treten die Schibä-Beamten ein, sie machen einen Kniefall und schlagen vor dem Dschandschun den Boden mit dem Haupte. Auch mit ihnen beendigt er die nöthigen Geschäfte. Darnach treten die Solon-Beamten ein und nach ihnen die Kalmücken-Beamten und verhalten sich in gleicher Weise. Darauf treten die Daloja des Schi-Jamul und des Dung-Jamul ein, beugen das Knie und setzen sich.

Der Daloja des Schi-Jamul berichtet, was sich bei den Chinesen zugetragen, der Daloja des Dung-Jamul aber, was bei den Mandschu, Kalmücken, Schibä, Solonen und bei den Eingeborenen Gutes oder Schlechtes vorgefallen. Darauf tritt der Daloja des Üs-sang ein, und berichtet, wenn bei seinen Geschäften sich Etwas zugetragen hat. Zuletzt treten die Beamten der Eingeborenen (Tataren) ein. Diese beugen das Knie und schlagen mit dem Kopf gegen die Erde; hat der Dschandschun sie um Etwas zu fragen, so fragt er sie, haben sie dem Dschandschun Etwas zu berichten, so thuen sie es. Nachdem so der Dschandschun allen Beamten Audienz ertheilt hat, so begeben sie sich in derselben Weise und Reihenfolge zum Chamambal. Nachdem der Chamambal sie alle empfangen hat, kommt er zur Vorstellung zum Dschandschun. Der Dschandschun kommt ihm bis vor die erste Thür entgegen, begrüsst ihn mit Ehrenbezeugungen und tritt dann in's Haus. Darauf bittet er ihn, sich zu setzen, der Chamambal aber ihn, doch zuerst Platz zu nehmen. Dann setzt sich zuerst der Dschandschun und darauf erst der Chamambal, beide aber setzen sich an einen Tisch, haben sie sich über eine Dienstangelegenheit zu berathen, so thuen sie es hier zusammen sitzend; nach Beendigung der Geschäfte geht der Chamambal fort und der Dschandschun begleitet den Chamambal bis zu der Stelle, wo er zu Pferde steigt Nachdem der Chamambal zu Pferde gestiegen, tritt der Dschandschun wieder in's Haus, darauf reitet der Dschandschun zum Hause des Chamambal. Dort geht der Chamambal ihm entgegen und begrüsst ihn mit Ehrenbezeugungen, dann treten sie in's Haus, dann fordern sie sich zum Sitzen auf, und der Dschandschun nimmt zuerst Platz, dann erst setzt sich der Chamambal. Hier berathen sie ihre Angelegenheiten und nach Beendigung derselben verlässt der Dschandschun wiederum das Haus und der Chamambal begleitet ihn und wartet, bis er zu Pferde gestiegen, und tritt erst dann in's Haus, wenn der Dschandschun fortgeritten ist. Bis zum fünfzehnten des Monats machen sie sich keine Visiten, kommt aber während dieser Zeit eine

wichtige Angelegenheit vor, so lässt der Dschandschun den Chamambal rufen. Um die Angelegenheiten der einzelnen Völker bis zum fünfzehnten des Monats zu verwalten, sind die Ambane der Schibä, Solon und Kalmücken da, hat der Dschandschun diesen Etwas mitzutheilen, so lässt er sie rufen und giebt seine Befehle, diese theilen den ihnen untergebenen Völkern die Befehle des Dschandschun entweder schriftlich mit, oder lassen die ihnen untergebenen Beamten zu sich nach Kuldscha rufen und theilen ihnen dort die Befehle mit.

Ueber den Häkim und Schaga der Tarantschi steht der Daloja des Dung-Jamul. Hat der Dschandschun dem Häkim oder Schaga Mittheilungen zu machen, so lässt er den Daloja rufen und giebt ihm seinen Befehl, dieser sendet ihnen entweder die Befehle des Dschandschun schriftlich zu oder lässt sie nach Kürä rufen und theilt sie ihnen mündlich mit. Machen sie dem Dschandschun am fünfzehnten des Monats ihre Aufwartung, so ertheilt er ihnen direkt die nöthigen Befehle.

Die hohen Beamten von Kaschgar, Jarkänd und den übrigen Orten, die dem Dschandschun untergeben sind, schicken alljährlich einen Menschen zum Dschandschun, um sich über sein Wohlsein zu erkundigen, haben sie ihm Etwas darzubringen, so thuen sie es durch diesen Beamten. Ist es aber eine Dienstangelegenheit, so schicken sie sie mit einer Schrift, alle Dienstangelegenheiten werden durch Schriften vermittelt. Die Ambane und hohen Beamten jener Orte machen dem Dschandschun nie ihre Aufwartung persönlich.

Der Dschandschun, der Chamambal, der Daloja des Schi-Jamul, der Daloja des Dung-Jamul und der Daloja des Üs-sang kommen aus dem innern China, sie haben ihre Aemter drei Jahre inne, nach drei Jahren kommt immer ein Anderer an ihre Stelle und sie kehren zurück. Werden sie in anderen Städten zu Beamten ernannt, so gehen sie dorthin, erhalten sie keine Stellen, so kehren sie nach ihrer Heimath zurück, bleiben Privatleute und erwarten, bis man ihnen ein Geschäft aufträgt. Der Daloja

des Schi-Jamul hat als Gehülfen einen Tschung-jan und im Tschäntschung, der Münze, ist ein Tschung-jan, auch diese dienen nur drei Jahre, aber man wählt zu Tschung-jan zwei Menschen aus, die sich in Kürä (Kuldscha) durch Dienste ausgezeichnet haben.

9) Der Schi-Jamul und der Dung-Jamul.

In Kürä wohnen die Befehlshaber des Heeres, die Galdai und Darin, über welchen der Dschandschun und der Chamambal stehen. Ausserdem sind in Kürä der Schi-Jamul und der Dung-Jamul, an ihrer Spitze stehen Beamte, welche Daloja heissen, diese kommen aus dem Innern. Zu Daloja des Dung- und Schi-Jamul ernennt man Männer, welche sich durch Verstand und Ehrlichkeit auszeichnen und in der Schrift bewandert sind. Die Dung- und Schi-Jamul sind chinesische Gerichtshöfe, darum nennen die Chinesen die Daloja derselben auch Ming-gung. Hier angekommen dienen die Daloja nur drei Jahre und kehren dann in ihre Heimath zurück. Hier im Ili haben sie dem Dschandschun und dem Chamambal über Gutes und Böses unter den sieben Völkern, und über die Vergehen der Einwohner zu berichten, wegen derer sie getödtet oder verbannt werden müssen. Darauf erhalten sie den Befehl zu tödten oder zu verbannen, alle übrigen Strafen verhängen die Daloja selbst.

Was die Menschen betrifft, über die die Todesstrafe verfügt werden soll, so verhört sie der Daloja und bestimmt die Todesstrafe, dann bringt er sie zum Dschandschun. Da fragt der Dschandschun: «Hast du das Verbrechen begangen, das die Todesstrafe verdient? Gebührt dir das Schwert des Kaisers und begeht man kein Unrecht, wenn man dich hinrichtet?» Darauf sagt jener Mensch: «Ich verdiene den Tod». Darauf lässt der Dschandschun ihm des Kaisers Speise und Branntwein reichen. Darauf werden Soldaten commandirt und ein unter dem Galdai stehender Offizier zieht mit den Soldaten aus, vollführt die Todesstrafe, und

kehrt dann zum Dschandschun zurück und stattet Bericht ab. Zu jeder Zeit richtet man nicht hin, sondern nur zweimal im Jahre. Im sechsten Monat vollführen die Chinesen das Gao-tang-la (Gao-tang-la heisst auf Chinesisch das Hinrichten). Darauf ist im zehnten Monat abermals ein Gao-tang-la oder Hinrichtung. Ueber die Vollziehung der Todesstrafe wird dem Kaiser zwei Mal im Jahre Bericht erstattet. Wenn in den Monaten der Hinrichtung der Daloja keine Todesstrafe verhängt, und der Bericht einläuft, in diesem Jahre hat Niemand ein todeswürdiges Verbrechen begangen, und wir haben Niemand getödtet, so erweist der Kaiser den Daloja des Dung- und Schi-Jamul grosse Gnadenbezeugungen. Deshalb verhängen die Daloja nicht oft die Todesstrafe und halten den zu tödtenden Menschen mehrere Jahre gefangen, erscheint während der Zeit ein Freuden-Manifest des Kaisers, so werden die Verbrecher aus dem Gefängnisse entlassen.

Der Daloja des Dung-Jamul richtet die Schibä, Solonen, Kalmücken und die Tarantschi, aber die Chinesen und Dungenen gehören vor den Schi-Jamul. Sind aber Streitigkeiten zwischen Chinesen und Kalmücken, oder Tarantschi, oder Schibä, so gehört es vor den Dung-Jamul. Kann der Daloja des Dung-Jamul die Sache nicht zu Ende führen, so übergiebt er sie dem Schi-Jamul. Im Dung-Jamul können Verbrechen nicht zu Ende geführt werden, die mit dem Tode oder mit Verbannung bestraft werden, diese werden dem Schi-Jamul übergeben.

Ueber die Chinesen, Dungenen und Tschämpän richten zwei Beamte, der Daloja und der Tschün-jan, jeder von ihnen hat fünfhundert Häscher. Ein Theil der letzteren dient zwei Wochen im Jamul, die übrigen sind in den Städten vertheilt.

Der Schi-Jamul, Dung-Jamul und der Tschün-jan haben eigene Bezirke, und in allen Bezirken sind die Häscher vertheilt. Hat im Bezirke Jemand gestohlen, haben Schlägereien stattgefunden oder hat man Unzucht getrieben, was auch für Verbrechen geschehen sind, Alles spüren diese auf und nehmen die Uebelthäter fest. Oft bringen diese schon die Sache zu Ende, und

zwar so, dass sie Geld nehmen und die Schuldigen laufen lassen. Ist es aber eine Angelegenheit, die diese nicht ganz erforschen können, so bringen die Häscher des Tschün-jan die Schuldigen, die sie ergriffen, zum Tschün-jan, die Häscher des Schi-Jamul bringen jene aber zum Schi-Jamul; ist es aber eine von Häschern des Dung-Jamul untersuchte Angelegenheit, so kommt sie vor den Dung-Jamul. Die meisten Dinge werden aber von den Häschern zu Ende gebracht, indem sie Geld nehmen, von hundert Uebertretungen kommen etwa zehn vor den Daloja.

Hat in den Städten des Ili Jemand einen Menschen mit dem Messer verwundet, hat man Jemanden im Streite niedergeworfen, oder Jemanden getödtet, oder hat eine Brandstiftung stattgefunden, so sind dies grosse Verbrechen, die, wenn sie von Chinesen begangen sind, dem Daloja des Schi-Jamul berichtet werden. Zur Untersuchung von dergleichen Verbrechen begiebt sich entweder der Daloja selbst, oder er beauftragt den Tschün-jan, den Schuldigen festzunehmen und dem Schi-Jamul zu überliefern. Zur Untersuchung sehr wichtiger Sachen begiebt sich der Daloja selbst. Der Tschün-jan ist somit ein Gehülfe des Daloja, um dergleichen Verbrechen im Jamul zu untersuchen. Ist aber bei den Tarantschi, den Kalmücken, den Schibä oder Solonen ein derartiges grosses Verbrechen vorgekommen, so wird es vor den Dung-Jamul gebracht. Dann begiebt sich der Daloja des Dung-Jamul an Ort und Stelle, untersucht die Sache selbst und bringt den Schuldigen in's Gefängniss.

Jetzt will ich über den Dung-Jamul und die Gefängnisse berichten.

Er ist von einer Mauer im Rechteck umgeben. An der Aussenseite ist ein Thorweg, der heisst Da-ming (das grosse Thor). Nachdem man durch dieses eingetreten, kommt man in einen grossen Hof. Nach Osten von dem grossen Thore ist das Haus der Häscher, nach Westen das Gefängniss. Das Gefängniss besteht aus drei Gebäuden: das Gefängniss für die gemeinen Diebe, das Gefängniss für Leute, die wegen Civil-Streitigkeiten einge-

steckt werden, und das Gefängniss für Beamte, wohlhabende Leute und Frauen. Nachdem man den grossen Hof durchschritten, kommt man zum Ir-ming (dem zweiten Thore). Bei dem Ir-ming wohnen die Unterbeamten des Daloja und die Schreiber. Den Ir-ming bewachen zwei Polizeisoldaten. Darnach kommt man wieder zu einem Thore, dahinter ist abermals ein Hof, auf diesem befinden sich Häuser, dort wohnen die Dienstleute und die Begleiter des Daloja. Hinter diesen liegen die Häuser, wo der Daloja die Untersuchungen leitet, und hinter diesen liegen die Häuser für die Familie des Daloja.

Kommt zum Thore des Daloja ein Bittsteller, so geht er erst zu den Häschern beim Da-ming. Diese Häscher bringen ihn zu den Schreibern beim Ir-ming. Diesen theilen sie mit, was für eine Bitte sie dem Daloja einreichen wollen, und diese schreiben ihnen die Bittschrift. Für das Aufschreiben der Bittschrift zahlen sie fünf Miskal. Darauf überreichen sie die Bittschrift den Unterbeamten. «Wir haben eine Bitte dem Daloja einzureichen, überreichet ihm die verfasste Bittschrift und befürwortet die Bitte bei dem Daloja. Wenn meine Bitte angenommen wird, so wollen wir euch zwei bis drei Unzen als Lohn geben», sagen sie. Darauf antworten ihnen jene: «Wenn ihr uns drei Unzen gebet, so müsst ihr den Begleitern und Dienstleuten des Daloja zehn Unzen geben, wenn ihr das thut, so werden wir eure Bitte so erfüllen, wie ihr es wünschet». Darauf erwiedern jene Bittsteller, sie wollten es geben. Dann geht der Jasaul zu dem Irdja und sagt zu ihm: «Da ist ein Bittsteller gekommen, der hat eine Schrift verfassen lassen und bittet, sie dem Daloja zu unterbreiten. Wenn seine Bitte günstig entschieden wird, so will er für den Irdja und die Begleiter zehn Unzen geben». Dieser sagt: «Wenn es sich so verhält, so übergieb die Schrift dem Daloja, ich will auch zum Daloja gehen und ihm die Sache vorstellen, damit er sie zu Gunsten jenes entscheidet, aber du nimm nur zuerst von jenem das Geld in Empfang». Dann geht der Jasaul zum Bittsteller und sagt zu ihm: «Deine Sache habe ich dem Irdja mitgetheilt, der

meint, er könne sie jetzt dem Daloja nicht vorlegen, derselbe habe zu viele Geschäfte, übergieb nur erst das Geld dem Irdja, hat er dasselbe erhalten, so will er deine Bitte überreichen». Darauf giebt nun jener zuerst das Geld, und dann bringt dieser dem Daloja die Schrift. Wenn er die Schrift übergiebt, so begiebt sich auch der Irdja dorthin, und verwendet sich für die Bitte, ist auch die Sache eine Unwahrheit, der Jasaul und der Irdja wissen sie doch als richtig hinzustellen. Ist nun auch der Kläger im Unrecht, so wird sie doch nach den Worten des Irloja als richtig entschieden, wenn nur der Irloja dafür eintritt.

Wer auch immer eine Klage vorbringt, er kann sie nicht eher zu Ende bringen, ehe er Geld bezahlt hat. Es gehen die Leute nicht gern zum Jamul, da sie sich vor den bedeutenden Ausgaben fürchten, sie wenden sich lieber draussen an die Häscher, und suchen durch diese die Sache gut beizulegen. Was man bei dem Häscher mit drei Unzen beilegen kann, das kann man im Jamul kaum mit dreissig Unzen beendigen. Was auch für eine Untersuchung vor den Daloja kommt, ohne Geldausgaben kommt sie nicht zu Ende. Wenn man auch dem Daloja Nichts giebt, so muss man doch dem Schreiber, Jasaul, dem Irloja oder den Hausleuten Etwas geben. Untersucht die Sache der Daloja, so richtet er sich stets bei der Untersuchung nach den Worten dieser Leute. Es ist bekannt, dass das Geld, das der Irloja genommen, auch der Daloja zur Hälfte selbst erhält, obgleich er thut, als ob er Nichts weiss.

Fälle, wo der Daloja ganz öffentlich auch Geldgeschenke annimmt, sind folgende: Wenn im Volke zwei Menschen in Streit gerathen sind, und der eine getödtet ist, oder wenigstens mit dem Messer verwundet wurde, so meldet man dies dem Daloja. Dann begiebt sich der Daloja an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen, ist ein Mensch getödtet worden, oder mit dem Messer verwundet worden, so fordert er von dem Einen den Wänsi (Strafgelder) und nimmt die Schuldigen mit sich und wirft sie in's Gefängniss. In früherer Zeit betrug der Wänsi 30 Unzen,

jetzt beträgt er 300—400 Unzen. Haben die chinesischen Kaufleute Bittschriften eingereicht, dass sie von 5 oder 10 Menschen so und so viel Schulden zu erhalten haben, so erhält der Daloja von 1000 oder 2000 Unzen wenigstens 500—600 Unzen. Dann lässt der Daloja die Schuldner der Kaufleute kommen, nimmt die Entschuldigung, sie könnten nicht zahlen, nicht an, sondern wirft sie in's Gefängniss, und beschafft so dem Kaufmann sein Geld. Wenn man nur Geld giebt, so sieht er nicht darauf, ob Jemandem ein Unrecht geschieht.

Die Untersuchung einer Angelegenheit nimmt der Daloja stets Abends, ehe die Sonne untergegangen ist, vor, und setzt die Untersuchung bis zur dritten Nachtwache fort, nach der dritten Nachtwache hat die Untersuchung stets ein Ende. Will der Daloja sich zur Untersuchung begeben, so sagt er zu seinem Begleiter: «Die Häscher mögen sich versammeln, wir wollen Untersuchung abhalten». Sein Begleiter hat stets eine Holztafel bei sich, mit der bringt er einen lauten Ton hervor. Hört der draussen stehende Diener den Ton, so tritt er ein. Zu diesem sagt der Begleiter: «Daloja sau-tang-leo!» Der Mensch hat in seinem Hause auch eine Holztafel, zu dieser tritt er und schlägt ebenfalls darauf. Die Häscher beim Ir-ming hören dies und treten zu ihm ein. Dann sagt er auch: «Daloja sau-tang-leo!» Darauf schlägt der Häscher beim Ir-ming auch an seine Holztafel. Da treten die Häscher vom Da-ming zu ihm ein. Jener sagt nun auch: «Daloja sau-tang-leo». Dann begeben sich die Häscher auf die Strasse und rufen: «Daloja sau-tang-leo! Daloja sau-tang-leo!» Da versammeln sich alle Häscher, welche es hören, und begeben sich zum Daloja. Nach ihrem Eintritte sagt der Daloja: «Jetzt will ich die Untersuchung vornehmen, bringet aus dem Gefängnisse zehn, fünfzehn oder zwanzig Verbrecher her! ich will sie ausfragen!» Darauf bringen diese zu dem Platze, wo der Daloja die Untersuchung abhält, das Prügelholz zum Schlagen der Leute, das Süwasa, die Ketten zum Foltern, und alle Marterinstrumente und legen sie vor den Daloja hin. Vor ihn setzen sie einen Tisch, und er

selbst nimmt auf einem Sessel Platz. Es ist wirklich schrecklich anzusehen.

Zu seinen Seiten sitzen zwei Schreiber und schreiben. Darauf holt man den Verbrecher, und lässt ihn vor dem Daloja niederknieen, man nimmt ihm die Mütze vom Kopfe und lässt ihn barhäuptig sitzen.

Darauf beginnt der Daloja das Verhör. In einem Becher stehen vor ihm Stäbchen, und auf jedem Stäbchen ist eine Schrift, darauf steht geschrieben, man solle 5 Schläge, 10 Schläge, 15 Schläge bis 100 Schläge geben. Geräth der Daloja über den Verbrecher in Zorn, so wirft er einen von den Stäben hin, die Häscher beschauen das Stäbchen und zeigen dem Daloja unter Kniebeugung die Zahl der Schläge, die auf dem Stäbchen geschrieben stehen, und dann theilen sie so viel Schläge aus, wie geschrieben steht. Steht 100 Schläge geschrieben, so ertheilen sie hundert Schläge. Die Anzahl der Schläge hängt von dem Glück des Verbrechers ab. Ist es ein sehr böser Dieb, und wird der Daloja sehr zornig, so wirft er alle Stäbe aus dem Becher an die Erde. Dann schlagen sie in einem fort, und hält der Daloja sie nicht auf, so prügeln sie den Verbrecher zu Tode. Ist aber der Schuldige wohlhabend und giebt er für jeden Schlag einen Miskal, so schlagen sie über ihn weg auf die Erde, und wenn der Daloja auch zusieht, so kann er es doch nicht sehen, die Häscher, die in Gegenwart des Daloja schlagen, sind darin äusserst geschickt.

Wenn also der Daloja sich zur Untersuchung niedergelassen hat, so lässt man den Kläger vor ihm barhäuptig niederknieen. Wenn der Daloja sie Etwas fragt, so wird jede ihrer Antworten von den Schreibern aufgeschrieben. Der Ankläger weiss aber nicht, was sie schreiben. Sagt nun jener, ich habe einen Zeugen, ich werde falsch angeschuldigt, so lässt der Daloja die Zeugen rufen. Nachdem die Zeugen gekommen, fragt sie der Daloja: «Jener Mensch hat diesen verklagt, dass er ihn bestohlen, bei der Untersuchung sagt er aber, «ich habe nicht gestohlen, dieser

klagt mich falsch an, ich kann jene als Zeugen nennen,» so hat er Euch vor Gericht gezogen. Ist dies kein Dieb?» so fragt er die Zeugen. Sagen nun die Zeugen aus: «Dies ist kein Dieb, jener beschuldigt ihn falsch, wir kennen ihn gut, er hat noch nie gestohlen», so wird der Ankläger nach den Worten der Zeugen hart bestraft und man entlässt den Angeschuldigten als unschuldig. Ist aber kein Zeuge vorhanden, so fragt man den Verbrecher am ersten Tage, ob er das Eigenthum jenes Menschen gestohlen habe, er solle die Wahrheit sagen. An diesem Tage droht man ihm nicht, schlägt ihn nicht, macht ihm keine Vorwürfe, fragt ihn im Guten, aber Alles, was er sagt, wird aufgeschrieben. Am zweiten Tage fragt man ihn strenger, er möge die Wahrheit sagen, so käme er doch nicht davon. Abermals schreibt man alle Reden des Angeklagten auf. Beim dritten Verhör fragt man ihn streng und fordert ihn auf, die Wahrheit zu sagen. Auch an diesem Tage werden seine Worte aufgeschrieben. Hat er bei diesem dreifachen Verhör Alles gleich ausgesagt, so ist seine Sache leicht und er wird frei. Sind aber seine Aussagen bei den drei Verhören in irgend Etwas abweichend, so wird ein solcher Mensch der Folter übergeben.

Am ersten Tage der Folter schlägt man ihm, damit er die Wahrheit sage, mit dem Süwasa in's Gesicht, und setzt ihn auf Ketten, bis er von den Qualen der Folter ohnmächtig wird. Aber er gesteht doch nicht. Darauf lässt ihn der Daloja wieder in's Gefängniss bringen. Nach vier bis fünf Tagen wird er abermals gefoltert, aber stärker als das erste Mal. Man schlägt ihn mit Stöcken auf die Fusssohlen, windet ihm um die Schenkel einen Haarstrick; gesteht er darnach nicht, so wird er wieder in's Gefängniss gebracht. Abermals nach fünf bis sechs Tagen holt man ihn und foltert ihn abermals, und zwar stärker als die vorigen Male. Dabei legt man auf seinen Kopf in ein Becken glühende Kohlen; kann er dies aushalten ohne zu gestehen, dann lässt man ihn frei und sagt zu dem Kläger: «Du hast diesen falsch beschuldigt! Wir haben ihn dreimal der Folter unterworfen, er hat aber

Nichts gestanden». So ängstigt man den, der die Klage vorgebracht hat, straft seine Reden Lügen, und nimmt ihm dafür noch Geld ab; dann entlässt man beide. Wenn der Verbrecher nach dem Foltern, da er die Schmerzen nicht ertragen kann, aussagt, dass er das Verbrechen begangen hat, so wird dabei jedes Wort aufgeschrieben. Hat er nun während des dreimaligen Folterns drei verschiedene Aussagen gemacht, so ist man der Ansicht, dass der Beschuldigte sich selbst falsch angeklagt habe, da er die Schmerzen der Folter nicht ertragen konnte, dann ist seine Sache leicht; hat er aber während des dreimaligen Folterns übereinstimmende Aussagen gemacht, so wird er abermals in's Gefängniss gebracht, dann zwingt man ihn, dem Kläger die Schuld zu bezahlen, dann nimmt der Daloja seine Strafgelder, unter harter Strafe legt man ihm den Strafblock um den Hals, und ist er ein grosser Verbrecher, so legt man ihm den Ok-ischkäl an. Ist er ein Tarantschi, so wird er darauf dem Häkim oder Schaga übergeben, ist er ein Chinese oder Tschämpän, oder Jemand von einem anderen Volke, so wird er ebenfalls den Beamten seines Volkes übergeben. Vier bis fünf Monat lässt man ihm da das Halsbrett und ebenso lange auch den Ok-ischkäl. Ist es aber ein sehr böser Dieb, so untersucht die Sache der Daloja (des Dung-Jamul), schreibt seine während des Folterns gemachten Aussagen auf und übergiebt ihn wegen seines Verbrechens dem Schi-Jamul. Dort fragt ihn der Daloja, ob er alle diese Verbrechen begangen habe. Ist es ein sehr schweres Verbrechen, so wird darüber dem Dschandschun berichtet und der Verbrecher wird mit den zur Todesstrafe verurtheilten Verbrechern zusammen in den Jüli gesteckt. Verdient er die Verbannung, so wird er mit den zur Strafe der Verbannung Verurtheilten zusammen in ein Gefängniss geworfen. Von dort aus verschickt man ihn je nach seinem Verbrechen; schwere Verbrecher verschickt man jenseits Peking nach Jangnän, Schinän, Jünän, in die heissen Länder, leichtere Verbrecher nach Bai-köl, Ländscho und anderen derartigen Ländern. Die in die fernen Länder Verbannten kehren von dort nie zurück, son-

dern bleiben dort bis zu ihrem Tode. Die in nahe Länder Verbannten kehren nach drei bis vier Jahren zurück. Lebt er nach seiner Rückkunft ruhig, so lässt man ihn hier, begeht er aber nach seiner Rückkunft wieder ein Verbrechen, so wird er abermals verbannt. Kehrt er zum zweiten Male zurück und begeht abermals Diebstähle, so wird er zum dritten Male zum Tode verurtheilt.

Die zum Tode verurtheilten Verbrecher werden zwei bis drei Jahre im Gefängniss gehalten und erst nach dieser Zeit führt man die Todesstrafe aus.

Unter den sieben Völkern (des Ili-Thales) verstehen am Besten die Mandschu ein Verbrechen zu untersuchen, nur (das ist schlecht), dass sie von den Leuten so viel Geld erpressen, bei jedem noch so leichten Verhör kommt man nicht los, wenn man nicht fünf bis zehn Unzen Silber zahlt, würden die Mandschu nicht Geld erpressen, so könnte Niemand sich mit ihnen bei gerichtlichen Untersuchungen messen.

10) Der alte Chinese, der den Stein anklagt.

In Kuldscha lebte ein alter Chinese, der das achtzigste Jahr erreicht hatte, er hatte weder ein Kind, noch irgend einen Angehörigen, der für ihn sorgen konnte, sondern stand ganz allein. Einst hatte er sich auf dem Markte für zwei Jarmak ein halbes Pfund Fett gekauft, und indem er dieses Fett trug, stiess er mit dem Fusse an einen Stein und fiel zur Erde, dabei zerbrach sein Napf und das Fett floss aus. Als er von seinem Falle aufstand, kam gerade der Daloja des Schi-Jamul des Weges.

Da klagte der alte Chinese den Stein an, und verneigte sich bittend vor dem Daloja. «Ich bin selbst alt», sprach er, «und habe Niemand, der für mich sorgen könnte, ich hatte zwei Jarmak erhalten und dafür ein halbes Pfund Fett gekauft, da bin ich auf dem Wege über diesen Stein gestolpert und umgefallen, mein

Napf ist zerbrochen und das Fett ist ausgeflossen, so verneige ich mich vor dem hohen Daloja, ob er nicht diesen Stein verhören kann und mir zu meinem Recht verhelfen will». Da sprach der Daloja: «Leget diesen Stein in Ketten und bringt ihn in den Jamul!» Zum Alten aber sprach er: «Komme du nach drei Tagen zu mir, ich will ihn nach drei Tagen verhören; jetzt lasse ich den Stein in's Gefängniss werfen». So sprechend, nahm er den Stein mit sich fort, und liess ihn in's Gefängniss werfen.

Darnach schickte er die Häscher aus und liess allem Volke verkünden, dass der Daloja den Stein nach drei Tagen verhören wolle, man möge kommen und dem Verhöre zusehen, für's Erste sei der Stein in Ketten gelegt und in's Gefängniss geworfen worden. Da wunderten sich die Leute sehr, und man fragte sich, wie will nur der Daloja den Stein verhören?

So vergingen drei Tage, da versammelte sich alles Volk vor dem Schi-Jamul, weil der Daloja an diesem Tage das Verhör mit dem Steine vornehmen wollte. Nachdem sich sehr vieles Volk versammelt hatte, brachte man den alten Chinesen herbei und holte den Stein aus dem Gefängnisse. Da sah denn das Volk, dass der Stein wirklich in Ketten gelegt war und dass man ihn nun vor den Daloja brachte.

Da sprach der Daloja zum Volke: «Sehet, dieser alte Mann hat Niemand, der für ihn sorgt, er hatte irgendwo zwei Jarmak erhalten und sich dafür ein halbes Pfund Fett gekauft, da ist er über diesen Stein gestolpert und hingestürzt und sein Fett ist ausgeflossen, auch sein Napf ist zerbrochen, da hat er diesen Stein verklagt und ich habe den Stein, um ihn zu verhören, in's Gefängniss geworfen. Heute nun habe ich ihn zum Verhöre holen lassen, so viel ich ihn nun aber auch frage, er giebt mir keinerlei Antwort. So lege ich denn fünf Miskal hin und bitte Euch, ob ihr nicht auch nach Eurem Belieben, Geld herlegt, wir wollen das gesammelte Geld diesem Alten geben».

Da warf nun jeder einige Miskal hin, so viel er gerade bei sich hatte und man sammelte auf diese Weise bis hundert Unzen

Silber in Kupfermünzen. Darauf rief der Daloja den Alten herbei und sprach zu ihm: «Nimm dieses Geld und erhalte dich davon bis zu deinem Tode, es wird wohl davon noch das zu deinem Begräbnisse Nöthige übrig bleiben». So sprechend, übergab er alles Geld dem armen Alten, der vor allem Volke den Stein angeklagt hatte.

11) Die Qualen des Jünglings.

Es lebte einst ein Jüngling, der liebte die Falkenjagd. Einst liess er seinen Falken gegen eine Ente los, der Falke aber konnte die Ente nicht fassen, flog der Stadt zu und liess sich im Garten eines Reichen nieder. Dieser war unendlich reich, er hatte aber keinen Sohn, sondern nur eine sehr schöne Tochter. Der Jüngling nun folgte seinem Falken und stieg in den Garten; dort suchte er seinen Falken und fand ihn auf der Spitze eines Baumes sitzend. Während er nun seinen Habicht anlockte, trat die Tochter des Reichen in den Garten. Als sie ihn sah, kam sie an seine Seite, und als sie sich mit ihm über dies und jenes unterhalten, verliebte sie sich in ihn. Beide verabredeten zu fliehen. Es sprach das Mädchen: «Komm heute Nacht um die dritte Wache! ich werde mit mir einige Kostbarkeiten nehmen und will dann mit dir fliehen, wohin wir auch gehen, werden wir des Geldes benöthigt sein». Der Jüngling willigte ein, und indem er um die dritte Stunde zu kommen versprach, machte er sich mit seinem Falken auf den Weg.

Als schon die dritte Nachtwache herangekommen, war der Jüngling immer noch nicht da, da befahl das Mädchen ihrer Dienerin, sie solle (im Garten) auf den Jüngling warten, und ihn, sobald er komme, zu ihr bringen.

In jener Nacht hatte der Koch eines Darin seinem Herrn das Mahl bereitet und kehrte nun, das Messer in der Hand haltend, nach Hause zurück. Als er bei dem Garten des Reichen vorüber-

kam, so hörte er in demselben eine Stimme, und ihr folgend trat er in den Garten. Da sah er im Garten ein Mädchen; dieses Mädchen ergriff er, das Mädchen aber fing zu schreien an: «O weh, ein Dieb!» Der Koch drohte ihr in seiner Angst mit dem Messer und traf sie mit demselben so gut, dass sie, ohne einen Laut von sich zu geben, zur Erde fiel und sogleich starb, da fürchtete sich der Koch und entfloh nach seinem Hause. Später kam nun der Jüngling und zur Wand des Gartens tretend, rief er laut, im Garten war aber Niemand. Da trat er in den Garten und sah Etwas an der Erde liegen. Er sprach zu sich: «Das Mädchen wird mich erwartet haben und eingeschlafen sein. Er schüttelte sie um sie zu erwecken, und bemerkte nun erst, dass sie getödtet und mit Blut getränkt war, als er dies gesehen hatte, fürchtete er sich und entfloh.

Zu seinem Hause gekommen, stiess er seine Thür mit beiden Händen auf, da aber seine beiden Hände blutig waren, so blieb das Blut an der Thür kleben. Zu Hause angekommen, schloss er die Thür und legte sich schlafen.

Als nach jener Nacht der Morgen anbrach und der Reiche in seinen Garten trat, so sah er, dass Jemand die Dienerin seiner Tochter ermordet hatte. Da fürchtete sich der Reiche und sagte zu seinen Nachbaren: «Es hat Jemand die Dienerin meiner Tochter getödtet». Diese traten zu ihm ein und riethen ihm, es im Schi-Jamul anzuzeigen. Da meldete der Reiche dem Daloja des Schi-Jamul, dass ein Mädchen, welches in seinem Hause lebte, von einem Diebe ermordet worden sei.

Da ging auch der Daloja hin und besah sie, er schickte die Häscher aus, um den Mörder aufzusuchen. Diese zogen aus und suchten überall und fanden eine Thür, die mit Blut besudelt war. Da meinten sie, sie hätten den Mörder gefunden, gewiss sei seine Hand blutig gewesen und er habe, als er die Thür aufgestossen, dieselbe mit Blut beschmutzt. Sie riefen daher bei der Thür und der Jüngling trat heraus. Darauf legten sie ihm eine Kette um den Hals, brachten ihn zum Daloja und sprachen: «Dieser

Jüngling ist der Mörder, er hat dabei seine Hände mit Blut beschmutzt, und als er seine Thür aufgestossen, ist das Blut an der Thür haften geblieben. Dies haben wir gesehen, darum haben wir ihn gefesselt hierher gebracht». Der Daloja fragte ihn, ob er das Mädchen getödtet habe. Der Jüngling sprach: «Ich habe sie nicht getödtet, und weiss Nichts». Da meinte der Daloja: «Wenn du sie nicht getödtet, wie ist denn das Blut an deine Thür gekommen?» — «Ich weiss es nicht», versetzte der Jüngling. Da befahl der Daloja, man solle ihn in's Gefängniss führen. Dies geschah.

Nach drei Tagen holte man ihn aus dem Gefängnisse und verhörte ihn von Neuem, er aber blieb bei seiner Rede, ich weiss von Nichts. Da spannte man ihn auf die Folter. Auf diese Weise wurde er mehrmals verhört, er gestand aber nicht und sagte immer: «Ich weiss Nichts». Bei jedem Verhöre wurde er gefoltert, aber wie viel man ihn auch folterte, er gestand Nichts, so vergingen fünf bis sechs Monate.

Eines Tages sagte der Daloja: «Wir haben den Jüngling viel gefoltert, er hat aber Nichts gestanden, es muss wohl bei dem Mädchen ein Mensch gewesen sein, wir wollen hingehen und fragen. Man brachte den Reichen herbei und fragte ihn, was denn das Mädchen in seinem Hause gewesen sei. Jener sagte: «Sie war die Dienerin meiner Tochter». Da fragte man ihn: «Wenn sie die Dienerin deiner Tochter war, weshalb ist sie denn in den Garten gegangen?» Jener sprach: «Das weiss icht nicht». Darauf liess man die Tochter des Reichen kommen.

Dieses Mädchen fragte man: «Weshalb ist jene Dienerin in den Garten gegangen und wer hat sie getödtet? weisst du es, so sage ja die Wahrheit». Jenes Mädchen sprach: «Wer sie getödtet hat, weiss ich nicht. Bringet mich aber zum Daloja, so will ich ihm die Wahrheit sagen». Da brachte man das Mädchen zum Daloja und theilte ihm ihre Worte mit. Da fragte sie der Daloja: «Weisst du, wer dieses Mädchen getödtet hat? hat es dieser Jüngling gethan?» Da sagte das Mädchen:

«Den Mörder dieses Mädchens kenne ich nicht, dieses Mäd-

chen war meine Dienerin; eines Tages hatte sich in unserem Garten ein gezähmter Habicht niedergelassen, und nach ihm kam dieser Jüngling in unseren Garten, als ich ihn sah, verliebte ich mich in ihn, ich ging zu ihm und wir unterhielten uns eine Weile. Da beredeten wir uns, wir wollten fliehen. Du komm, sagte ich, um die dritte Wache, ich will einiges Geld mit mir nehmen, damit wollen wir fliehen. Der Jüngling war einverstanden und versprach, um die dritte Stunde zu kommen. Ich schickte nun meine Dienerin in den Garten und befahl ihr, ihn, sobald er komme, zu mir zu führen. Dies Mädchen ging nun heraus, kam aber nicht wieder, nachdem ich sehr lange gewartet, ging ich selbst hinaus um nachzusehen, da fand ich diese getödtet, wer sie aber getödtet, weiss ich nicht.

Darauf sagte der Daloja: «Suchet nach, ob ihr einen Menschen findet, welcher in jener Nacht um die dritte Wache sich auf der Strasse befand». Da gingen die Leute des Daloja aus und fragten überall nach. Sie erfuhren, dass damals der Koch eines Darin ausgegangen sei, da gingen sie hin und nahmen diesen Koch fest.

Diesen verhörte nun der Daloja: «Hast du dieses Mädchen getödtet?» Dieser sprach: «Ich habe sie nicht getödtet und weiss von Nichts». Da sagte der Daloja: «In dieser Nacht ist Niemand ausser dir auf der Strasse gewesen, daher wirst du sie wohl getödtet haben. Du gestehe die Wahrheit, sonst lasse ich dich foltern und werde dich mit Qualen zum Geständniss bringen».

Darauf sprach jener: «Es ist wahr; ich habe sie aber nicht mit Absicht getödtet. Ich ging bei dem Garten vorbei, da rief mich Jemand vom Garten aus, ich trat in den Garten, um zu sehen, wer mich gerufen habe. Da befand sich ein Mädchen allein im Garten, ich ging zu ihr und hielt sie fest, diese aber fing an zu schreien; ein Dieb! ein Dieb! Ich fürchtete nun, es möchte Jemand kommen und dann würde ich für einen Dieb gehalten werden, da stiess ich mit dem Messer nach dem Mädchen, da brach das Mädchen zusammen und ich entfloh».

Darauf sprach der Daloja: «Dieser hat das Mädchen getödtet, wir aber haben den Jüngling ohne Grund gefoltert. Er liess den Jüngling aus dem Gefängnisse holen und rief den Reichen zu sich: «Gieb diesem Jünglinge deine Tochter», sprach er, «er hat aus Liebe zu deiner Tochter viel Qualen erduldet». Der Reiche gab dem Jünglinge seine Tochter.

Der Koch des Darin aber wurde hingerichtet, weil er das Mädchen getödtet hatte, obgleich es kein absichtlicher Mord gewesen war, denn nach chinesischem Gesetz wird jeder hingerichtet, von dessen Hand ein Mensch getödtet worden ist.

12) Der Dschandschun Ji.

Es giebt ein Sprüchwort: das Wasser wird von der Quelle aus trübe. Ebenso ist das vollständige Verarmen der Ili-Provinz von der Schlechtigkeit der über uns stehenden Beamten gekommen. In jetziger Zeit sind alle Beamten: der Dschandschun, die Darin, Galdai und die Daloja, alle ganz schlecht geworden. Sie möchten einander aufessen. Der Dschandschun setzt den Häkim und Schaga und die anderen unter ihm stehenden Beamten in Schrecken und erpresst von ihnen Geld. Der Häkim und Schaga wiederum beschuldigt die Wohlhabenden unter dem Volke und die Tarantschi allerlei Verbrechen und erpresst so von ihnen Geld; hat Jemand ein gutes Pferd, so nimmt er es auch. So ist denn den Tarantschi nichts mehr geblieben, ihr erworbenes Vermögen, selbst ihre Kleidung haben die Beamten ihnen abgenommen. Durch dergleichen Bedrückungen hat heut zu Tage das Volk keine Speise zum Essen, keine Kleidung zum Anziehn; so sind die Tarantschi und alle übrigen Völker verarmt. Die Beamten aber haben das Volk arm gemacht und sind selbst herunter gekommen.

Die Mandschu des Khan sind nicht immer so gewesen; jetzt haben auch sie Nichts zu essen, und leben nur davon, dass sie

ihre eigenen Hausgeräthe und ihre Kleidung verkaufen. Früher empfingen sie vom Chan Silber, nachdem aber auch ihre Befehlshaber schlecht geworden sind, hat auch ihr Silber aufgehört.

Früher waren ihre Beamten treffliche Leute, da war auch alles Volk wohlhabend, man hatte schöne Pferde zum Reiten, gute Kleidung zum Anziehen, da hatten die Beamten keine Schulden, der Dschandschun, Chamambal, die Daloja bedrückten nicht das Volk, und Jedermann lebte in Ueberfluss.

Damals kam zum Ili-Thal ein Dschandschun mit Namen Ji-Dschandschun, er war gerecht, leitete vortrefflich die gerichtlichen Untersuchungen, und wusste jedem Bittsteller sein Recht zu schaffen. Zu seiner Zeit war auch im Schi-Jamul ein ausgezeichneter Daloja. Zu seiner Zeit stellten sich beim Daloja vier Tauben als Ankläger ein.

Als eines Tages der Dschandschun auf seinem Hofe sass, kamen vier Tauben und setzten sich vor ihm nieder. Eine von diesen Tauben sass ruhig da, die bei ihr befindlichen drei Tauben aber pickten Körner auf, kamen dann zu der stillsitzenden Taube, machten bukuduk, bukuduk und trieben Unzucht. Nachdem sie an jenem Tage dies gethan, flogen sie fort.

Am nächsten Tage kamen abermals die vier Tauben, thaten wiederum dasselbe und flogen davon, und tags darauf geschah dasselbe.

Als der Dschandschun dies gesehen hatte, dachte er bei sich: «Es ist heute der dritte Tag, dass diese Tauben zu mir gekommen sind und dasselbe verrichtet haben. Es scheint, als ob sie hier als Kläger auftreten».

Darauf erliess er an den Daloja des Schi-Jamul den Befehl, man solle, falls man vier ganz gleich gekleidete Menschen anträfe, sie festnehmen und zu ihm bringen.

Der Daloja beauftragte nun seine Sintschin, sie sollten, wenn sie irgendwo vier gleich gekleidete Menschen anträfen, diese festnehmen und zu ihm bringen. Die Sintschin sind solche Chinesen, die, wenn Jemand einen Menschen getödtet hat und entflohen ist,

wenn Jemand Etwas gestohlen hat und entflohen ist, überhaupt jeden Verbrecher, der sich geflüchtet hat, aufspüren und festnehmen. Daher werden diese Leute von den Angesehenen sehr geschätzt. Wenn sie nun ausspürend herumziehen und zu irgend einem Laden kommen, so reicht man ihnen stets einen oder zwei Miskal Silber, so erlangen sie für sich selbst Geld und finden auch den Schuldigen auf.

Als der Daloja den Sintschin die vier gleich gekleideten Menschen aufzusuchen befohlen hatte, so zogen diese von Stadt zu Stadt und griffen zuletzt im Gebirge vier Choschang (Tempelwächter) auf, deren Kleidung ganz gleich war. Sie legten ihnen Ketten um den Hals und schleppten sie vor den Daloja und dieser brachte sie vor den Dschandschun.

Der Dschandschun fragte: «Was seid ihr für Leute? was treibt ihr?» Jene antworteten: «Wir sind Choschang, die im Gebirge wohnen, wo ein menschenleerer Tempel ist, dort zünden wir Lichte an, verbrennen Papier und behüten ihn, so verbringen wir unser Leben. Jetzt war nun im Gebirge ein solcher menschenleerer Tempel, zu diesem sind wir gezogen, da hat man uns festgenommen und an unseren Hals Ketten gelegt». Darauf sagte der Dschandschun: «Es ist Jemand zu mir gekommen und hat euch angeklagt, daher sprechet die Wahrheit!» Da sprach einer von den Vieren: «Ich bin eine Frau, diese hier haben meinen Mann getödtet, mich zu ihrer Frau gemacht und in's Gebirge herumgeschleppt». Da sprach der Dschandschun: «Diese Menschen haben als Choschang verkleidet viel Böses gethan, so haben sie auch einen Mann getödtet und seine Frau sich angeeignet; nehmt diese drei Menschen und richtet sie unter heftigen Qualen hin! Dies möge dem Volke zur Warnung dienen, dass Niemand solchen Frevel verübe».

Darauf führte man sie fort, tödtete sie unter heftigen Qualen und steckte ihre Köpfe auf den Wegen aus.

13) Das Geständniss des Baumes.

Eines Tages fand man, dass an einem einzelnen, an einem Wege befindlichen Baume ein Mensch aufgehängt und gestorben war. Diese Begebenheit meldete man dem Daloja, da Niemand wusste, wie dieser aufgehängt und gestorben war. Darauf sprach der Daloja: «Da dies so ist, wollen wir den Baum verhören, wie jener gestorben. Benachrichtigt das Volk, dass der Daloja auszieht, um den Baum zu verhören».

Da zog vieles Volk hinaus, um es mit anzusehen. Der Daloja nun zog selbst hinaus und sprach, als er den Todten erblickte: «Foltert den Baum». Sie schlangen Ketten um den Baum und folterten ihn, indem sie diese mit einem Holze zusammen drehten. Als man den Baum so folterte, ertönte der Laut m, diesen Laut schrieb man auf. Als man so die verschiedenen Laute, die ertönten, als Buchstaben zusammengefügt hatte, so erkannte man einen Menschennamen Masching. Da befahl der Daloja, man solle einen Menschen, der Masching hiesse, festnehmen.

Die Sintschin zogen aus, fragten überall und fanden zuletzt einen Menschen, der Masching hiess. Sie legten ihm Ketten um den Hals und brachten ihn vor den Daloja. Da fragte ihn der Daloja: «Weshalb hast du diesen Menschen getödtet?» Jener sagte: «Ich habe Nichts von seinem Tode gehört, ich habe ihn nicht getödtet». Der Daloja sprach: «Mir hat man mitgetheilt, dass du ihn getödtet habest, woher sollte ich dich sonst kennen? Man hat mir deinen Namen Masching genannt, hätte man es nicht gethan, wie sollte ich deinen Namen kennen?» Jener aber blieb bei seiner Rede: «Ich habe ihn nicht getödtet». Da sprach der Daloja: «Foltert ihn».

Als man ihn nun folterte, gestand er die Wahrheit. «Dieser», sagte er, «ist mein Bätschi (Liebesknabe), er hat all mein Gut verzehrt, und als mir Nichts mehr übrig geblieben war, folgte er

einem Anderen. Da wurde ich auf ihn zornig, dass er, nachdem er das Meine verzehrt, mich verlassen hat und einem Anderen nachlief. So holte ich mir ihn und flehte ihn an und schlug ihn, in Folge dessen entfloh er von mir, und hat sich dann an diesem Baume erhängt».

Nach dieser Rede befahl der Daloja ihn in's Gefängniss zu werfen. Die Sitschin aber spürten den Menschen auf, der den Bätschi an sich gelockt hatte. Als man ihn herbeigebracht, fragte ihn der Daloja: «Weshalb hast du den Bätschi eines anderen Menschen an dich gelockt?» Jener antwortete: «Er hatte von mir Geld genommen und gab es mir nicht zurück, ich aber forderte von ihm das Geld und nahm ihn fest, er konnte mir aber das Geld nicht geben, sondern sprach: gebrauche mich! So nahm ich ihn zu mir, da er nicht zahlen konnte».

Ueber diese Worte wurde der Daloja sehr erzürnt und sprach: «Ist es recht, wenn ein Mann einen Mann beschläft, ist das nicht sehr schlecht? Kann man sich nicht eine Frau nehmen? Bringt auch diesen in's Gefängniss».

Nach einem Jahre führte man beide heraus und schlug ihnen die Köpfe ab. Darauf erliess man den Befehl, Niemand solle einen Bätschi zu sich nehmen. Jeden, von dem wir hören, dass er fremde Kinder zu sich genommen und zum Bätschi gemacht hat, werden wir festnehmen und mit den heftigsten Qualen hinrichten.

14) Die Abgaben.

Im Ili-Thale leben sieben verschiedene Völker, welche dem Kaiser Dienste leisten. Zuerst die Mandschu. Die Mandschu bilden das Heer des Kaisers, sie erhalten ihre Nahrung, ihre Kleidung und das Geld zu allen ihren Ausgaben vom Kaiser. Die Mandschu kennen keinerlei Broterwerb, sie verzehren nur, was der Kaiser ihnen giebt. Entsteht irgend wo ein Krieg, so gehen

sie dorthin, dies sind ihre Abgaben. Unter den Würdenträgern der verschiedenen Völker befindet sich immer ein Mandschu-Beamter. Ist nun bei den Völkern Etwas vorgefallen, so berichten es die Beamten ihrem Mandschu-Befehlshaber. Da der Kaiser selbst ein Mandschu ist, so stehen sie in hohen Ehren, und deshalb richtet sich Jeder nach den Mandschu. Ob der Mandschu ein Beamter ist, oder ob er ein gewöhnlicher Mann ist, sie werden alle gleich geachtet.

Die zweite Völkerschaft sind die Schibä-Solon, auch ihre Abgabe besteht in Kriegsdienstleistung. Sie besetzen auch die Wachtposten des Kaisers. Alle Aufträge im Dienste des Kaisers vollführen die Schibä-Solon. Ist der Schibä-Solon 20 Jahr alt geworden, so tritt er in die Armee ein, und bei diesem Dienste bleibt er, bis er alt geworden. Jeder von ihnen, der im activen Dienste sich befindet, erhält monatlich 3 Unzen Silber Löhnung. Wer sich sehr im Dienste auszeichnet, erhält 6 Unzen. Wer darnach im Dienste steigt, wird zum Beamten ernannt. Wer nicht in den activen Dienst getreten ist, erhält vom Kaiser Land, und nährt sich von dem durch Bearbeitung erhaltenen Ertrage desselben. Der Chef über die Schibä-Solon ist ein Amban mit rothem Mützenknopfe, jeder Schibä-Beamte ist diesem Amban untergeben, der auch die niederen Beamten selbst ernennt. Alle Streitigkeiten, Diebstahl und alle Uebelthaten, die bei den Schibä geschehen, gehören vor den Dung-Jamul, wo alle diese Dinge gerichtet werden.

Eine andere Völkerschaft sind die dreitausend Chambing. Diese sind von den Chinesen und den Dungenen und wohnen in sechs Städten: Süding, Tardschi, Tschimpänsi, Dalosichun, Tschingsicho und Korgas-Tschimpänsi. Ueber allen diesen steht ein Dschingtai der Mandschu, welcher unter den Chambing in Süding wohnt, alle anderen Würdenträger der Chambing sind von diesen selbst. Sie haben über Alles dem Dschingtai zu berichten. Die Abgaben der Chambing sind folgende: eintausend fünfhundert Menschen bebauen das Land und liefern für die kaiserlichen

Magazine, ebenso wie die Tarantschi, Getreide. Die übrigen tausend fünfhundert Mann gehören zum Heere des Kaisers. Sie ziehen in den Krieg, einige bewachen die Magazine, andere leisten Dienste im Palaste des Dschandschun und Chamambal, andere dienen in den Kanzeleien und anderen Orten, auch thun sie Dienst am Flussdamme. So haben die Chambing vielerlei Dienst. Wenn sie neu in den Dienst getreten, erhalten sie einige Jahre drei Unzen monatlich, später aber erhalten sie sechs Unzen. Im Vergleich mit den Schibä-Solon werden die Chambing höher gehalten. Als man sich im Ili-Thale festsetzte, wurden von den Chinesen und Dungenen dreitausend Chambing ausgehoben und für sie erbaute man sechs Städte; wenn jetzt ein Chambing stirbt, so treten seine erwachsenen Kinder an seine Stelle, neue Chambing hebt man jetzt weder bei den Dungenen noch bei den Chinesen aus.

Ein anderes Volk sind die Kalmak-Tschakor. Diese leben in den Gebirgen, ihr Dienst für den Kaiser besteht darin, dass sie des Kaisers Schafe, Rinder und Pferde hüten, die erwachsenen Thiere überliefern sie jährlich den Chambing und Tarantschi, aber die erwachsenen Schafe übergeben sie dem Mandschu-Heere. Die Tarantschi erhalten jährlich zweitausend dreijährige Rinder und Pferde, die Chambing fünfhundert. Diejenigen, welche nicht Dienste als Hirten thun, führen mit eigenem Zugvieh die Erze aus den Kupferbergwerken nach Kürä, auch führen sie Blei und thun Dienste in den Wachtposten. Zu Kriegszeiten bilden sie eine Heeresabtheilung und ziehen in den Krieg. Die nicht in den Krieg gezogenen müssen dann, ebenso wie die Tarantschi, den Proviant zum Heere schaffen. Dies sind die Dienste der Kalmak. Den Grossen unter ihnen giebt man den Tschäiläng und sie bearbeiten, so viel ihre Kraft ausreicht, das Land und nähren sich davon. Sie geben dem Kaiser keine Getreideabgaben. Diejenigen, welche in Wachtposten Dienste thun, erhalten alle drei Monat ihren Jänsäi. Ihr Jänsäi beträgt im Monat anderthalb Unzen Silber.

Noch ein anderes Volk sind die Tarantschi. Ihre Abgaben sind folgende: jeder Mann erhält Land für einen Cho Aussaat, und dann erhält er alle drei Jahre ein Stück Vieh. Darauf müssen sie jährlich zwei und dreissig Cho Getreide liefern. Acht Cho Gerste, acht Cho Waizen, acht Cho Konak und acht Cho Hirse. Dies haben sie für das kaiserliche Magazin zu liefern. Ausserdem haben sie dem Daloja seinen Schänsi, den Schasitschi und den eigenen Beamten Getreide zu liefern, so dass Alles bis auf fünfzig Cho Getreide beträgt. Ausserdem geben sie noch jährlich sechs bis sieben Unzen Silber. Jährlich hat ausserdem jeder Tarantschi zweimal zu 15 Tagen am Flussdamme Dienste zu leisten. Ausserdem ist zu bemerken, dass, wenn der Daloja oder der Galdai irgend welche Dienstleistung nöthig hat, oder wenn die hohen Würdenträger in Kürä Etwas nöthig haben, so theilen sie dem Häkim und Schaga mit, wie vieler Menschen sie bedürfen. Der Häkim und Schaga schicken dann die nothwendige Zahl Menschen zum Dienste nach Kürä. Da verrichten nun die Tarantschi die nöthige Arbeit und kehren erst zurück, wenn sie durch Andere abgelöst werden. In jedem Jahre leisten auf diese Weise, vom Frühling bis zum Herbste, fünf bis sechshundert Menschen in Kürä Dienste. Ausserdem müssen sie noch beim Häkim und Schaga und den ihnen untergeordneten Beamten Dienste thun. Ferner werden noch beim Graben der Kanäle, in den Silbergruben, in den Kupfergruben, beim Provianttransport und zur Begleitung und Fortschaffung der nach Kaschgar und Jarkand gehenden Beamten viele Pferde und Leute verwendet, alles dies müssen die Tarantschi verrichten. Jetzt ist die Getreideabgabe, die Geldabgabe und die Dienstleistung sehr schwer geworden, darum sind die Tarantschi verarmt, haben keine Speise zum Essen, keine Kleidung zum Anziehen, ihre Lage ist wahrhaft unerträglich geworden. Niemand unter den sieben Völkern hat so schwere Zeit, so unerträgliche Abgaben, wie die Tarantschi. Beklagen sie sich bei ihren Beamten, so untersucht Niemand ihre Angelegenheit. Alle, die Chinesen und die eigenen Beamten, sehen

wie sie nur von den Tarantschi Vortheil ziehen können. Seit fünf oder sechs Jahren erhalten die Tarantschi nicht mehr das ihnen zukommende Vieh, dies eignen sich die Chinesen und ihre eigenen Beamten an. Dies sind die Dienstleistungen der Tarantschi.

Ein anderes Volk sind die Chinesen und Dungenen. Fünftausend Chinesen und Dungenen beschäftigen sich mit dem Reisbau. Ihre Abgaben sind folgende: sie bebauen Land für 10 Cho Aussaat und liefern 8 Cho Waizen in das kaiserliche Magazin. Ausserdem geben sie ihren Beamten und den Beamten des Magazins, den Schreibern und den Aufsehern Getreide, im Ganzen bis 15 Cho Waizen. Andere Abgaben haben sie nicht. Andere Chinesen bebauen das Land bei Jüs-Mo. Die Leute von Jüs-Mo zahlen dem Kaiser drei und eine halbe Unze Silber. Es sind im Ganzen dreitausend Mann, auch sie leisten keine anderen Abgaben. Ausserdem giebt es achttausend Chinesen und Dungenen, welche bei den Chambing-Städten und im Gebirge das Land bearbeiten, auch diese geben zu acht Cho Waizen, auch diese haben ihren Beamten Abgaben zu geben, so dass sie zusammen bis 15 Cho Waizen liefern. Dies sind alle ihre Abgaben, andere haben sie nicht.

Ein anderes Volk sind die Tschämpän. Die Tschämpän haben folgende Dienste: sie arbeiten in den Silberbergwerken, in den Bleibergwerken, in den Eisenbergwerken, auf den Böten im Flusse und bei den Flussdämmen. Wenn der Krieg ausbricht, so müssen sie in den Krieg ziehen, in den Jamul des Dschandschun, des Chamambal, müssen sie die Pferde besorgen, die Ställe reinigen und allerlei Hausdienste thun, dann leisten sie auch Hausdienste bei den anderen Beamten in Kürä. Ausserdem beschäftigen sich viele Tschämpän mit der Opium-Gewinnung, und zwar an den Ufern des Flusses und im Gebirge. Für jeden Mo Landes haben diese vier Miskal Silber zu zahlen, dieser Tschämpän sind vier bis fünftausend. Einige von ihnen bebauen zum Opiumbau bis 10 Mo Landes, andere noch mehr, sogar bis 100 Mo. Noch andere Tschämpän beschäftigen sich mit dem Fischfang, diese geben Geldabgaben, für jede Unze zahlen sie einen Miskal

Es sind fünf bis sechshundert Menschen. In den Städten leben Tschämpän, die Handel treiben. Diese zahlen Grundsteuer, für jeden Hausplatz zahlen sie eine halbe Unze. Die Tschämpän, welche Pfandhäuser oder Spielhäuser halten, zahlen ausser der Grundsteuer den Tschäi-si für den Schi-Jamul. Ausserdem giebt es Tschämpän, die überall von Diebstahl und Unzucht leben, auch diese zahlen den Tschäi-si dem Schi-Jamul.

Chinesen, welche Läden, Mühlen, Fettschmelzereien, Branntweinbrennereien halten, haben sehr hohe Abgaben zu zahlen. Mühlenbesitzer und Fettschmelzer zahlen jährlich fünfzig bis sechsig Unzen Grundsteuer. Die Branntweinbrenner müssen den für die vier Jamul erforderlichen Branntwein liefern, und ausserdem zahlen sie zwei bis dreihundert Unzen Silber Abgaben. Wenn Würdenträger von Peking kommen, so schickt man ihnen bis Urumtschi Pferde, Maulesel und Leute entgegen. Alle diese müssen die Mühlenbesitzer und Fettschmelzer hergeben. Unter den Chinesen halten einige Pfandhäuser, andere aber sind Grosshändler, diese haben dem Kaiser sehr hohe Abgaben zu zahlen. Ausserdem beschäftigen sich Chinesen mit der Steinkohlengewinnung. Diese haben die für die vier Jamul nöthigen Steinkohlen zu liefern, ausserdem zahlen sie für jeden Chang 60 Unzen Silber in Kupfergeld. Die chinesischen Wagenbauer zahlen jährlich sechs Unzen Silber, ausserdem müssen sie für die vier Jamul jährlich einmal Kohlen führen.

15) Die grossen Jarmak.

Nach dem Kaiser Dau-Wang folgte Schän-fung als Kaiser. Da wurden diejenigen Städte, die Silber liefern, von den Rebellen erobert, die Silberbergwerke gingen für den Mandschu-Kaiser verloren, und es war kein Silber mehr da, um das Heer zu bezahlen. Da berieth man sich darüber und beschloss, aus Kupfer grosse Münzen zu giessen, so dass jeder grosse Jarmak den Werth

von 100 Jarmak haben sollte (obgleich sein Kupferwerth viel geringer war). Man goss also grosse Jarmak im Werthe zu 100 Jarmak und bezahlte damit das Heer an Stelle von Silber.

Nach einigen Tagen, als das Volk diese Jarmak gesehen hatte, so hielten es viele für vortheilhaft, solche Jarmak zu giessen, und gossen sie. Tschämpän, Dungenen und Chinesen gossen sehr viele Jarmak, und viele von ihnen wurden dadurch sehr reich; alle kleinen Jarmak wurden vernichtet und zu grossen umgegossen. Als der Dschandschun und der Chamambal dies gehört hatten, sahen sie ein, dass die grossen Jarmak werthlos sein würden, falls Jedermann sie giessen würde, sie befahlen daher die Falschmünzer festzunehmen und zu tödten. Als der Befehl erlassen, wurden in allen Städten auf dem Markte Bekanntmachungen angeschlagen: das Volk dürfe keine Jarmak giessen, wenn man einen solchen Falschmünzer ergreifen würde, so soll der, welcher ihn ergreift, zur Beamtenwürde erhoben werden, der Falschmünzer selbst soll aber unter Qualen getödtet werden. Trotzdem fuhr das Volk fort, Jarmak zu giessen. Da wurden viele von den Falschmünzern getödtet, viele in's Gefängniss geworfen und gefoltert, viele in's Chochandschan geworfen und kamen dort um. Trotz alledem fuhren die Leute fort, Jarmak zu giessen.

Der Chochandschan ist ein hölzerner Käfig, wenn man in den gesetzt wird, kann man weder aufrecht stehen noch sich setzen. Will er aufstehen, so hindern ihn die beiden Schultern, will er sich setzen, so kann er nicht den Kopf zwischen die zwei Hölzer durchzwängen. So steht er denn gebeugt da, und stirbt unter Qualen nach drei Tagen.

Trotzdem goss das Volk Jarmak. Da sprachen der Dschandschun, Chamambal und Daloja: «Das Volk fährt fort, Jarmak zu giessen, obgleich wir diese so qualvoll getödtet haben, wir sehen, wir können das so nicht unterdrücken, wir wollen daher die grossen 100 Jarmakstücke nach ihrem Werthe zu 15 Jarmak in Cours setzen». Darauf beschwerten sich die Grosshändler beim Daloja: «In unseren Läden sind viele tausend Unzen

grosser Jarmak, jetzt soll der grosse Jarmak nur zwei Pul im Werth haben, dann haben wir so grossen Verlust, dass wir uns zahlungsunfähig erklären und unsere Läden schliessen». Der Daloja versprach, die Sache dem Dschandschun vorzutragen, «wir wollen», sagte er, «eure Jarmak einziehen und euch aus dem Schatze den Werth bezahlen». Er trug darauf die Sache dem Dschandschun vor: «Wir haben den Cours der 100 Jarmakstücke jetzt auf 15 Jarmak festgesetzt, jetzt beklagen sich die Kaufleute, sie hätten viele Tausende von Unzen in Jarmak, da jetzt der Cours auf 15 herabgesetzt sei, so hätten sie dabei furchtbaren Schaden und müssten sich als zahlungsunfähig erklären. In der That haben sie grossen Verlust». Da befahl der Dschandschun: «Da es sich so verhält, so ziehet ihre grossen Jarmak ein und zahlet ihnen für jedes 100 Jarmakstück vierzig Jarmak».

Darnach verkündete man in allen Städten: «Jeder, der grosse Jarmak besitze, solle sie im Schi-Jamul vorstellen und für jeden wollen wir ihm vierzig Jarmak auszahlen. Jetzt soll aber der grosse Jarmak nur 15 Jarmak werth sein. Wer aber nach einem Monat das Geld zu uns bringt, dem werden wir nicht die Summe (von 40 Jarmak) auszahlen». Da brachte man von allen Städten die grossen Jarmak herbei, und es wurde aus dem Schatze für 100 Jarmak vierzig ausgezahlt. Als man nun alle von den Leuten gegossenen Jarmak zählte, fand sich, dass ihr Werth über eine Million Unzen betrug. So hatte denn das Giessen der grossen Jarmak, von dem man sich Vortheil versprochen hatte, sowohl den Kaufleuten wie auch dem Staatsschatze grossen Schaden gebracht. Viele Läden wurden geschlossen und das Silber des Schatzes wurde umsonst für etwas Werthloses ausgezahlt.

Als man den grossen Jarmak im Werthe von zwei Pul ausgab, so begannen die Leute abermals sie zu giessen, indem sie sie dünn verfertigten. Da befahl der Dschandschun, dass wenn die grossen Kupfermünzen, jede Unze um einen Miskal, leichter seien, so sollten sie nur für einen Pul Werth haben, und diesen Befehl liess er auf allen Märkten anschlagen. So erlitten denn aber-

mals eine grosse Anzahl von Handlungen bedeutende Verluste, da sich bei ihnen eine grosse Anzahl dünner Jarmak befand.

Die grossen Jarmak haben somit die Kaufleute im Ili-Thale sehr arm gemacht. Jetzt nimmt man die Jarmak nach Gewicht an. Die ungebildeten Leute nehmen die dünnen Jarmak für zwei Pul an, verlieren aber dabei sehr viel, wenn die Kaufleute sie wiegen, und wenn ihr Gewicht nicht eine Unze erreicht.

16) Der Schaden bei den Silbergruben.

Das sind Unternehmungen, die dem Lande nur Schaden gebracht haben, obgleich sie der Dschandschun in guter Absicht veranlasst hatte. Zuerst liess man grosse Jarmak giessen, davon entstand ein Schaden von zwei Millionen Unzen Silber; der Dschandschun, als er diesen Schaden erkannt, befahl solche Stellen in den Gebirgen des Ili aufzufinden, wo man Silber gewinnen könne, und befahl den Galdai, Darin, dem Häkim und Schaga und den Beamten der Kalmak, jeder von ihnen solle in's Gebirge gehen und Silbergruben aufsuchen. Diese zogen aus, hielten sich im Gebirge zwei bis drei Monate auf, liessen dort die Berge durchgraben, wo sie Silber zu finden meinten, betrachteten die Steine, stellten eine Anzahl Steine dem Dschandschun vor, und unterbreiteten ihm, dass nach Ansicht der Sachverständigen aus solchen Steinen Silber zu gewinnen sei.

Der Dschandschun nahm die Steine in Augenschein und befahl einem Galdai, einem Darin und dem Häkim und Schaga mit den nöthigen Arbeitern sich dorthin zu begeben, die Steine auszugraben und Silber zu gewinnen. Sollten wir Silber finden, so können wir die nöthigen Ausgaben des Schatzes bestreiten.

Diese begaben sich nun mit mehreren hundert Arbeitern zu den Gebirgen des Köngüs, um Silber zu gewinnen, sie bauten dort viele Baracken; zu den für die Hunderte von Arbeitern nöthigen Speisen und Getränke, zu den nöthigen Instrumenten, wurde

nun viel Geld aus dem kaiserlichen Schatze verausgabt. In der Meinung, dass es Erze seien, wurden Steine dahingeführt, Kohlen gebrannt und hingeführt, das Holz zu den Baracken hingeführt, so dass von diesen Plackereien viele Leute starben, drei bis viertausend Pferde und Rinder starben; Silber wurde aber nicht gewonnen, nur Kupfer wurde gewonnen, und auch nur drei Jahre lang, darnach wurde nicht einmal mehr Kupfer gewonnen. Alles dort gewonnene Kupfer reichte nicht aus, um die Kosten des gestorbenen Viehes zu decken. Das aus dem Staatsschatz verausgabte Geld und die Menschen, die umgekommen, waren nutzlos geopfert. Die ganze Sache brachte dem Staatsschatze nicht den geringsten Vortheil.

Darauf verbreitete sich das Gerücht, dass in den Gebirgen des Tärbugutschi sich Silber finde, und dass Tarantschi aus dem Tokus-Tara sich mit der Gewinnung beschäftigt hätten, daher brachte man den Mulla Barat, den Hassan Tas und den Mulla Süpirgi zu dem Dschandschun, indem man angab, sie hätten sich mit dem Silbergraben abgegeben. Der Dschandschun fragte diese: «Ist viel Silber in den Gebirgen des Tärbugutschi? Ich habe gehört, ihr habt euch mit dem Silbergraben abgegeben. Wenn dort viel Silber ist, so will ich euch die nöthigen Geldmittel, die nöthigen Instrumente zur Verfügung stellen und euch die ganze Sache übertragen, gelingt es euch, Silber zu gewinnen, werde ich euch viele Gnade zuwenden und euch zu hohen Beamten ernennen». Darauf sprachen jene: «Die Silbergewinnung ist eine schlimme Sache, wir wissen nicht, ob welches dort ist oder nicht. Wir können nicht die Verantwortung übernehmen, dass sich Silber gewinnen lässt, können aber auch nicht das Gegentheil behaupten. Soviel unser Wissen ausreicht, und soviel wir dazuthun können, wollen wir den Dienst des Kaisers verrichten. Haben wir Glück, so wird Silber gefunden, aber wir sagen nicht, ob Silber gefunden wird oder nicht». Nachdem diese so gesprochen hatten, wurde wieder ein Galdai, ein Daloja und der Häkim und Schaga beauftragt, und diese nahmen wiederum viele hundert

Leute mit sich, bauten wieder Häuser, gruben die Steine, liessen die Steine wegführen, liessen Kohlen brennen, die Kohlen herbeiführen, liessen wieder das Bauholz herbeiführen, und das nöthige Mehl, den nöthigen Reis und die nöthigen Instrumente herbeischaffen, davon entstanden abermals dem Volke unsägliche Plackereien. Da starb wieder vieles Vieh. Als man nach einem Jahre die herbeigebrachten Steine röstete, um das Silber zu erhalten, da wurde durchaus Nichts gewonnen, und alle Arbeiten des Volkes, alle verbrauchte Speise, alles umgekommene Vieh, war ohne Nutzen geopfert. Die Staatskasse hatte also wiederum mehrere zehntausend Unzen Silber unnütz verausgabt.

Als da Nichts gewonnen war, meinte man, es solle im Gebirge Bai-Jangu, drei bis vierhundert Werst von Kürä, Silber vorhanden sein, da brachte man abermals mehrere hundert Menschen hin und richtete Alles wie früher ein. Da mussten viele hundert Menschen fünf bis sechs Monat erst einen Weg herstellen. Dann trat der Winter ein. Im Winter wurde Bauholz hingeschafft und die Häuser gebaut, und als der Frühling angebrochen, brachte man 500—600 Menschen hin, liess die Steine graben und abführen, nach sechs Monaten röstete man die Steine im Feuer, gewann aber durchaus Nichts. Drei bis vier Mal wurden die Steine geröstet, aber ohne Erfolg. Als man die Sache dem Dschandschun meldete, liess er endlich die Leute zurückkehren. Von diesem Silbergraben an den drei erwähnten Orten entstand der Staatskasse ein Verlust von manchen zehntausend Unzen Silber, die vielen tausend Pferde und Rinder, die umkamen, alle die grossen Massen Mehl, die Arbeit der Tarantschi, der Untergang so vieler Tarantschi, alles dies fiel den Tarantschi zur Last, so dass die Tarantschi von dieser Sache unsäglichen Schaden erlitten.

Der nach dem Ili gekommene Dschandschun hatte somit durch das Giessen der grossen Jarmak und durch das Suchen nach Silber, nur den Silbervorrath der Kassen vermindert, und ausserdem den Tarantschi grossen Schaden zugefügt, da er dadurch ihr

Vieh getödtet und sie ihrer Habe beraubt hatte. Das sind Dinge, die allen Völkern des Ili zum Schaden gereichten.

Da der Dschandschun den Schaden selbst veranlasst hatte, so tödtete er sich, indem er Gift nahm. Hätte er sich nicht vergiftet, so hätte man ihn getödtet und seine Güter eingezogen, da er aber sich selbst vergiftet hatte, so blieb seine Familie unbelästigt.

17) Die Diebe der Tarantschi.

Unter unseren Tarantschi zu Kuldscha lebte eine Anzahl böser Diebe, diese fürchteten sich vor keinem Chinesen, sie gehorchten nicht den Befehlen des Häkim und Schaga, sondern beraubten einen Jeden, der ihnen auf dem Wege begegnete, seines Pferdes, Sattels, seiner Kleidung, indem sie ihn mit dem Tode bedrohten. Wenn diese die Sache vor den Häkim und Schaga brachten, und der Häkim und Schaga Leute ausschickten um die Räuber einzufangen, so konnte man diese doch nicht ergreifen. Dergleichen Verbrechen begingen sie in grosser Menge.

Wenn sie zu den Kalmücken auf Raubzüge auszogen, so führten sie stets dreissig bis vierzig Pferde mit sich, und tauschten sie bei den Mandschu, die die kaiserlichen Pferde hüteten, so ein, dass sie für zwei Pferde ein Pferd erhielten. Sie hatten mit den Mandschu solche Abmachung getroffen, so dass sie offen jedes Menschen Vieh stehlen konnten. Nachdem sie so eine Zeitlang von Raub gelebt hatten, fingen sie an, Niemanden mehr zu fürchten. Die gestohlenen Pferde brachten sie zu den kaiserlichen Heerden und drückten ihnen die Zeichen auf. Wenn nun der Besitzer der Pferde nachher hinkam, und eins der Pferde für das seinige ausgab, so ergriffen ihn die Mandschu-Wächter, schlugen und misshandelten ihn und beschuldigten ihn, er habe dies Pferd bestiegen und aus den kaiserlichen Heerden einige treffliche Pferde gestohlen, einige schlechte von seinen Pferden aber an ihrer Stelle

hier gelassen, jetzt sei er gekommen und nenne die Mandschu des Kaisers Diebe, indem er jetzt sage, er habe sein Pferd erkannt, so füge er ihnen eine grosse Beleidigung zu, und beschuldige sie fälschlich. Was habe er mit den gestohlenen Pferden gemacht? So brachten sie ihn durch Gewalt zum Geständniss und liessen sich für ein Pferd neun Pferde bezahlen, so dass nach solchen Gewaltthätigkeiten Niemand wagte, seine Pferde als die seinigen zu bezeichnen, wenn Diebe sie ihm gestohlen und zu den kaiserlichen Heerden gebracht hatten. Deshalb sind die Mandschu daran schuld, dass diese Diebe so schlecht geworden waren. Sie entflohen und versteckten sich in den Häusern der mandschuischen Pferdewächter, daher vermochte sie Niemand zu ergreifen, die Mandschu aber versteckten sie, da sie von ihnen sehr viel Vortheil hatten. Wären diese Diebe nicht gewesen, so wäre die Stellung der mandschuischen Pferdewächter eine sehr schwierige gewesen, denn an Stelle der gestorbenen und abhanden gekommenen Pferde brachten die Diebe neue Pferde. Aus der Staatskasse wurden jährlich achtzehn Jamben Silber gegeben, um neue Pferde zu kaufen. Diese Jamben behielten jetzt der Galdai und die Pferdewächter für sich selbst, deshalb waren ihnen solche grosse Diebe sehr angenehm.

Wurde nun ein solcher Dieb gefangen, so berichteten es die Mandschu-Wächter dem Galdai, und der gab das nöthige Geld, wenn es auch drei bis vierhundert Unzen Silber waren. So kamen denn die Gefangenen mit Hülfe dieses Geldes los.

Da diese auf solche Weise zahlreiche Diebstähle begingen, und viele Leute beraubten, so liess man dem Häkim und Schaga keine Ruhe. Da sagten der Häkim und Schaga: «Die Angelegenheit dieser Diebe wollen wir vor den Dschandschun bringen, wir wollen sie selbst einfangen und wenn wir sie unter grossen Qualen getödtet haben, dann wird es den übrigen Dieben zur Warnung dienen und sie werden ihre Räubereien lassen.

Darauf berichteten sie die Thaten der bösen Diebe dem Dschandschun: «Wenn wir einige von diesen Räubern qualvoll

hinrichten, so werden sich die Diebe unseres Landes fürchten und ihre Diebereien unterlassen». Der Dschandschun gab ihnen seine Einwilligung.

Darauf zogen der Häkim und Schaga mit tapferen Leuten aus und fingen zwei berüchtigte Räuber, steckten sie in's Gefängniss und folterten sie. Dann brachten sie sie heraus, schlugen auf der Mitte des Marktes vier Pfähle ein, banden die Räuber an diese mit Händen und Füssen fest, spannten sie an der Erde aus und gaben ihnen hundert Stockschläge; als sie davon nicht gestorben waren, durchbohrten sie ihnen das Herz mit einem Messer, da starben sie. So blieben sie an der Erde drei Tage ausgespannt, so dass Alle sie sehen konnten. Dann schleiften sie sie aus der Stadt und warfen sie auf's Feld, und ihre Verwandten holten sie von dort ab. So wurden diese qualvoll getödtet.

Trotzdem liessen die bösen Diebe ihre Räubereien nicht, und wenn man auch einige von ihnen getödtet hatte, fuhren sie doch mit ihren Uebelthaten fort.

Ueber diese bösen Diebe berichtete man zuletzt dem Daloja des Dung-jamul, und dieser beschloss, die Diebe selbst einzufangen und zu quälen. Darnach zog er mit 10—20 berittenen Häschern aus. Als der Daloja den Häschern diesen Befehl ertheilte, so waren diese sehr froh, dass sie jene fangen sollten und zogen mit Schwertern, Lanzen und eisernen Keulen bewaffnet aus. Sie begaben sich zu den Wohnsitzen der Diebe und umstellten ihre Häuser von allen Seiten. Als die Diebe die Häscher kommen sahen, stiegen sie zu Pferde, nahmen ihre Lanzen in die Hand, griffen sie im Rücken an und so trieben zwei Diebe die zwanzig berittenen Häscher vor sich her, warfen sie von den Pferden und nahmen ihnen Pferde, Sättel, Satteldecken und ihre Waffen ab, so dass sie zu Fuss abziehen mussten. Da schämten sich die Häscher sehr, dass sie zwei Diebe nicht hatten fangen können und dass diese ihnen sogar Pferde, Sättel und Waffen abgenommen hatten und sprachen zu einander: «Wie sollen wir jetzt vor dem Daloja erscheinen? Wir wollen irgend wie die Diebe bitten, sie

möchten uns die Pferde, Sättel und Satteldecken geben, und wollen ihnen gut zureden, indem wir versprechen, gegen sie ferner nicht auszuziehen». So begaben sie sich zum Hause eines anderen Diebes und baten ihn inständigst, er möchte zu den beiden Dieben gehen und ihnen ihre Pferde, Sättel und Satteldecken verschaffen, dabei beschenkten sie diesen und versprachen, nicht mehr gegen die Diebe auszuziehen. Als dieser so gesprochen, gaben sie ihnen die Pferde und Sättel wieder, aber die Waffen gaben sie ihnen nicht zurück. Als sie die Pferde erhalten hatten, ritten die Häscher wieder heim; sie kamen zu dem Daloja und erzählten ihm die Schlechtigkeit der Diebe. Diese Diebe, meinten sie, können wenige Leute nicht einfangen, dazu gehören viele Menschen.

Darauf sprach der Daloja zum Häkim und Schaga: «Diese Diebe sind sehr böse, die von mir ausgeschickten Leute vermochten sie nicht einzufangen. Ihr ziehet selbst mit vielen Leuten aus und fanget sie ein! Nachdem wir sie gefangen, wollen wir sie foltern und verbannen».

Darauf zogen der Häkim und Schaga mit vielen Leuten aus, verfolgten sie mehrere Tage lang und fingen sie zuletzt mit grosser Mühe. Dann brachten sie dieselben vor den Daloja. Der Daloja quälte sie schrecklich, steckte sie zwei bis drei Monat in's Gefängniss, folterte sie allabendlich, und verbannte sie zuletzt nach Bai-köl. Als man sie bis hinter Komul sieben Tage Weges transportirt hatte, machten sie sich los und entflohen nach dem Ili. Als sie dort angekommen waren, liess der eine vom Stehlen ab, der andere wurde aber noch schlechter als zuvor. Da berichtete man von Neuem dem Daloja, dass die verbannten Räuber entflohen seien und nach ihrer Ankunft noch schlechter geworden wären. Darauf befahl der Daloja, man solle sie erschiessen. Da wurden denn viele böse Räuber erschossen. Dadurch sind aber die Räuber durchaus nicht vernichtet worden, die übrig geblieben waren, trieben ihr Diebshandwerk wie früher. Man konnte niemals alle Räuber bis auf den letzten tödten.

18) Die Buhler.

Zwei böse Diebe liessen ihr Stehlen und zogen nach Kürä, dort hielten sie ihre Frauen zur Buhlerei an und lebten, indem sie das durch die Buhlereien ihrer Frauen gewonnene Geld verzehrten. Dieses erfuhren unsere Achune. Sie sprachen zum Häkim und Schaga: «Zwei Diebe haben ihr Stehlen gelassen und sind nach Kürä gezogen und lassen dort ihre Weiber Buhlerei treiben. Jetzt werden die übrigen es von ihnen lernen und ebenso verfahren. Es geziemt sich, diese hierher zu rufen und streng zu bestrafen.

Darauf schickten der Häkim und Schaga den Ischkul und Paschap und befahlen ihnen, die beiden Diebe, die nach Kürä gezogen waren und dort ihre Frauen Buhlerei treiben liessen, mit ihren Frauen herbeizuholen. Der Ischkul und Paschap begaben sich dorthin und brachten sie mit ihren Frauen und Kindern nach Kuldscha.

Da fragte der Häkim diese: «Weshalb habt ihr eure Frauen nach Kürä gebracht?» Jener sagte: «Ich bin ein Tarantschi und konnte mein Land nicht bearbeiten, so bin ich denn nach Kürä gezogen, um dort für Tagelohn zu arbeiten und mit meinem Erwerbe die kaiserlichen Abgaben zu zahlen». Der Häkim erwiederte: «Welcher Tarantschi bringt seine Frau nach Kürä, um die Abgaben zu zahlen; ist das nicht ein Zeichen deiner Schlechtigkeit?» So sprechend, gerieth der Häkim in Zorn, liess ihm vierzig Knutenhiebe geben, legte seine Füsse in Fesseln und warf ihn in's Gefängniss. Im Gefängnisse quälte er ihn vier bis fünf Monat, dann liess er ihn, als die Zeit gekommen, wieder heraus, berichtete über seine Schlechtigkeit den Achunen und sprach zu ihnen: «Die übrige Strafe möget ihr selbst ertheilen, dies möge den übrigen Taugenichtsen eine Warnung sein, damit Niemand seine Frau nach Kürä bringe». So sprechend, überlieferte er ihn den

Mulla. Die Achune verhörten sie dem Scheriät gemäss, liessen die Arme den Männern auf den Rücken binden, färbten ihre und ihrer Frauen Gesichter schwarz, setzten die letztern verkehrt auf Esel, banden die Leitstricke der Esel ihren Männern an den Hals, so dass sie die Esel mit dem Halse führten, jeden derselben schlugen zwei Menschen mit Stöcken und riefen: «Dies ist die Strafe für jeden, der Buhlerei treibt». So führte man die vier Leute, die Buhlerei getrieben hatten, einen ganzen Tag auf den Strassen der Stadt umher. Diese sahen so alle Leute der Stadt, sowohl die Guten wie auch die Bösen. Nachdem man sie nun den ganzen Tag bis zum Abend in der Stadt herumgeführt hatte, wurden jedem noch fünfhundert Stockschläge ertheilt. Dann rief man einen Jüsbäk und einen Ellik Bäk und übergab ihnen diese Leute, und befahl ihnen, wenn sie jetzt noch Böses thuen würden, dies zu melden, damit sie noch strenger bestraft würden. Da brachten sie der Jüsbäk und Ellik Bäk zu ihrem District und liessen sie ihren Acker bebauen.

Wie viel man auch die schlechten Menschen bestrafte, so haben diese doch nicht ihre Schlechtigkeit gelassen, die Diebe treiben noch Diebereien und die Buhler fahren fort, Unzucht zu treiben. Durch Strafen kann man eben den Menschen nicht bessern.

19) Odschas.

In früherer Zeit soll im Ili-Thale ein Fürst mit Namen Odschas gelebt haben; dieser war ein vortrefflicher Fürst, er war sehr wohlthätig und achtete die Seit sehr hoch, daher gab er ihnen Geld, Pferde und Vieh in grosser Menge.

Eines Tages ritt der Herrscher Odschas auf die Jagd; als er zurückkehrte, hatte ein Mensch den Kanal geöffnet, um den Garten zu bewässern. Das Wasser schwoll an und floss auf die Strasse. Bei diesem Wasser gerieth das Pferd des Herrschers Odschas in den Schlamm und stürzte. Odschas sprach: «Wer hat das Wasser auf

diese Strasse geleitet? findet ihn auf!» Als die Seit ihn zu suchen gingen, hatte ein Buhl-Knabe den Garten bewässert. Die Seit fragten: «Hast du das Wasser fliessen lassen?» Er sprach: «Ich habe es gethan». «Wenn du (den Kanal) geöffnet hast, was lässt du das Wasser fliessen, der Herrscher ruft dich zu sich;» so brachten sie ihn vor den Herrscher; die Seit sprachen zum Herrscher: «Dieser Buhl-Knabe hat das Wasser auf die Strasse fliessen lassen». Der Herrscher fragte: «Weshalb hast du Wasser auf die Strasse fliessen lassen?» Darauf sprach jener: «Ich habe das Wasser in den Garten geleitet und wusste nicht, dass das Wasser angeschwollen und auf die Strasse geflossen war». Da sagten die Seit: «Dieser ist nicht von den Seit, deshalb hat er das Wasser auf die Strasse geleitet». Nachdem er so gesprochen, wurde der Herrscher Odschas zornig und liess dem Knaben vierzig Stockschläge geben.

Da schwur der Knabe: «Wenn ich nicht Unglück über das Haupt der Seit bringe, so will ich kein Buhl-Knabe sein».

Darauf gab er sich das Ansehen eines Seit und trat in die Zahl der Begleiter des Herrschers und sprach: «Ich bin ein Seit und will dem Herrscher Dienste leisten».

Als er so gesprochen, machte der Herrscher ihn zum Gefährten, da er angab, von den Seit zu sein. Da er dem Herrscher gute Dienste leistete, so nahm ihn derselbe nach zwei Jahren zu seinem persönlichsten Dienste.

Eines Tages sass dieser Herrscher beim Mahle, da kam zu seiner Thür ein Armer. Als er den Armen gesehen hatte, steckte er in die Speise einige Goldstücke und übergab die Schüssel seinem Buhl-Knaben, damit er sie jenem herausbringe.

Als er diese Speise herausbrachte, sprach der Knabe zum Bettler: «Der Fürst schickt dir seine Speise, ich will dir etwas Geld geben, verkaufe mir diese Speise». Der Bettler verkaufte ihm die Speise. Am zweiten Tage kam der Bettler wieder und der Fürst schickte ihm wieder eine Schüssel Speise heraus, in die er abermals einige Goldstücke gesteckt hatte. Abermals sprach der Knabe: «Ich habe eine kranke Schwester, für diese ist diese

Speise ein Heilmittel, verkaufe mir dieselbe». Wiederum verkaufte ihm der Bettler die Speise. Am dritten Tage kam der Bettler abermals. Als der Fürst ihn sah, wurde er zornig und sprach: «Dies ist ein böser Bettler, ich habe ihm zweimal Speise gegeben, in die habe ich soviel Gold gelegt, dass es für ihn und seine Kindeskinder ausreicht, trotzdem kommt er immer wieder. Rufet ihn her, ich will mit ihm reden und dann ihn tödten». Da holte man den Bettler herein. Da fragte der Fürst den Bettler: «Du bist zwei Tage gekommen, und ich habe dir zwei Schüsseln Speise gegeben, in diese habe ich soviel Gold gethan, dass es für dich und deine Kindes-Kinder ausreicht, obgleich ich dir nun so viel Gold gegeben, so bist du doch noch habgierig und fährst fort zu betteln. Ich werde dich tödten!» Darauf sprach der Bettler: «Die Speise meines Fürsten hat zwar mein Auge gesehen, aber mit der Hand habe ich sie nicht gefasst. Der Mensch, der mir die Speise herausgebracht hat, sagte mir, er habe eine kranke Schwester, für diese ist diese Speise Arzenei, darauf hat er mir ein wenig Geld gegeben und ich habe sie ihm verkauft».

Als der Herrscher diese Worte vernommen hatte, fiel er vor Zorn in Ohnmacht und stürzte von seinem Throne herab. Nach einiger Zeit kam der Fürst wieder zur Besinnung. «Den Seit habe ich so viele Gaben gegeben, auch den Bettlern, die zu mir kamen, habe ich Geld gegeben, trotzdem hat man sie den Armen nicht verabfolgt. Jetzt will ich alle Seit tödten, die auf dem Antlitz der Erde leben, ich will mit ihrem Blute eine Mühle treiben, Mehl mahlen und das Brot essen». Solchen bösen Vorsatz fasste er. Als dies nun der Knabe hörte, floh er aus dem Schlosse des Fürsten und lebte wie früher als Buhlknabe.

Der Fürst liess eine Mühle bauen, versammelte die Seit und liess sie alle vor der Mühle tödten, da floss ihr Blut, aber dennoch bewegte sich die Mühle nicht. Da weinten die übriggebliebenen Seit und flehten weinend zu Gott: «Wenn diese Mühle sich dreht und Mehl gemahlen wird, so werden wir vor diesem Grausamen gerettet!» Da sammelten sich am Himmel Wolken,

und es fiel ein Regen auf dieses Blut herab, da erweichte sich das Blut und floss, die Mühle drehte sich und mahlte das Mehl, und von diesem Mehle buk man für Odschas Brot. Dieses Brot ass Odschas und wurde sehr grausam.

Der Buhlknabe hatte dies mit Absicht gethan, um die Seit, die damals in Ansehn standen, in's Verderben zu stürzen, und in Folge dessen wurden die Seit getödtet und ein so trefflicher Fürst wurde grausam. Nachdem er grausam geworden, fügte er den Seit und allem Volke viel Böses zu, und that Niemandem mehr etwas Gutes.

Wegen dieser Schlechtigkeit des Herrschers sandte Gott der Herr ein Unglück, es fiel auf diese Stadt ein Sandregen vom Himmel herab und alle Menschen der Stadt starben unter diesem Sande. All ihr Gold und Silber, alle ihre Habe, Vieh und Geräthe blieben unter dem Sande.

Zur Zeit der Kalmücken hatten diese die Schätze ausgegraben und gefunden. Seit dem Auffinden durch die Kalmak war lange Zeit verflossen.

Darauf kamen die Chinesen, kämpften mit den Kalmücken und eroberten den Ili. Als die Chinesen im Ili sich festgesetzt, führten sie aus Kaschgar, Jarkand und den übrigen Städten Leute nach dem Ili und machten sie zu Tarantschi. Das Land nun, wo die Stadt des Odschas einst gewesen war, gaben sie nun den Tarantschi. So vergingen nun hundert und zwanzig Jahre, während die Tarantschi diese Länder bebauten und von den gewonnenen Feldfrüchten ihre Abgaben entrichteten. Im einundzwanzigsten Jahre des Kaisers Dau-Wang erfuhren die Tarantschi aus Büchern, dass hier die Stadt des Odschas gestanden hatte, dass über dieselbe Sand herabgefallen, dass alle Güter und alles Vieh unter dem Sande geblieben seien und dass von diesen zur Zeit der Kalmak letztere viele Güter ausgegraben hätten. Um nun die Ueberreste der Schätze zu erhalten, gruben die Tarantschi nach und fanden mancherlei Gold und Silber.

Da kamen immer mehr Tarantschi hin und gruben und hol-

ten die von der Zeit des Odschas dort gebliebenen Geräthe hervor. Da kamen zerbrochenes Porzellan, allerlei irdene Gefässe, Menschenknochen in grosser Zahl zum Vorschein, auch fanden die Leute viel Gold und Silber. Das Kupfer und das Eisen waren verrostet und zu Nichts mehr tauglich. Auch die aus Lehm gemachten Gefässe zerbrachen, wenn man sie herausnahm, und man konnte sie garnicht gebrauchen. Im Winter jenes Jahres kamen Eingeborene, Chinesen und Dungenen in grosser Zahl, um Gold und Silber auszugraben. Da regnete es nicht, jeden Tag wehte kalter Nordwind und die Aussaat verdarb, da das Land beim Nordwind austrocknete. Darauf sprachen der Häkim und Schaga zu den Achunen: «In diesem Jahre regnet es nicht, jeden Tag weht der Nordwind und dörrt die Saaten aus. Ihr Achune gehet überall hin und haltet Gebete». Da antworteten ihnen die Achune: «Beim Flusse Jirlang durchgraben die Leute das Land, um aus der Stadt des Odschas Gold auszugraben, und haben Menschenknochen herausgeholt und auf die Steppe geworfen. Menschenknochen sind etwas sehr Heiliges, deshalb regnet es nicht, deshalb weht täglich der Nordwind. Es geziemt sich, den Leuten dort das Graben zu verbieten, und die herausgeworfenen Menschenknochen sorgfältig zu sammeln, in Zeug einzuwickeln und an einem Orte zu begraben. Den Leuten bringt das gefundene Gold in der Folge keinen Segen. Dann bringet nach jenem Orte Schafe und Ochsen, schlachtet sie dort, bereitet ein Mahl und lasset den Koran lesen und Bittgebete zu Gott, dem Erhabenen, verrichten! Dann wird es regnen». Als der Häkim und Schaga dies von den Achunen vernommen hatten, schickten sie zwei Beamte dorthin, damit sie jeden, der dort nach Gold grabe, sei er ein Chinese oder ein Dungene oder ein Eingeborener, von dort vertrieben. Die Menschenknochen aber, die dort offen dalägen, sollten sie sammeln, in Zeug einbinden und in der Erde begraben.

Darauf begaben sich die vom Häkim und Schaga beauftragten beiden Beamten an Ort und Stelle und vertrieben alle Goldgräber

dem Befehle des Häkim und Schaga gemäss. Darauf sammelten sie die Knochen und begruben sie in der Erde. Darauf kehrten sie zurück und statteten dem Häkim und Schaga Bericht ab. Da schickten der Häkim und Schaga zwanzig Schafe, zehn Rinder, fünftausend Dching Reis und Fett dorthin und liessen dort Zelte aufstellen. Darauf luden sie die in der Stadt wohnenden Achune, die Imame der Dörfer und die Ak Sakale dorthin zum Mahle ein, liessen die Schafe, Rinder und den Reis zubereiten, und es versammelten sich daselbst mehrere Tausend Menschen. Nachdem die Speisen verzehrt waren, wurde ein allgemeines Bittgebet um Regen abgehalten. Da endlich fing es an zu regnen, und der Nordwind hörte auf zu wehen. Die Leute, die dort Gold und Silber gefunden hatten, lebten einige Jahre in Freuden, verloren aber dann ihre Schätze und viele von ihnen gingen mitsammt ihrer Familie unter. Das Auffinden dieser Schätze hat Niemandem Segen gebracht, darum ist keiner mehr dahingegangen, um Schätze auszugraben. Es ist nicht lange her, dass sich dies im Ili-Thale zugetragen hat, es sind nur zweiundzwanzig Jahre verflossen.

20) Die Schätze im Kasch.

Vor Jahren hatten die Mandschu das Ili-Thal von den Kalmak durch Kriegszüge erobert. Darauf waren viele Chinesen nach dem Ili gezogen und lebten dort als Herren des Ili mehrere Jahre; da rafften sich die Kalmücken auf, begannen unter Anführung des Arnursana von Neuem den Krieg und vertrieben die Chinesen. Ihr Ai Dschandschun genannter Oberbefehlshaber floh zum Flusse Kasch; er führte viele Hundert Kameele, die mit Gold, Silber und Juwelen belastet waren, mit sich und warf Alles in den Fluss Kasch. Als die Kalmak ihn verfolgten, stürzte sich der Ai Dschandschun in's Wasser und ertrank. Darauf eroberten die Kalmücken abermals das Ili-Thal und herrschten daselbst. Nach einigen Jahren rückten die Chinesen von Neuem in das Ili-Thal,

führten mit den Kalmücken Krieg und eroberten das Land. Viele Kalmücken nahmen sie gefangen und tödteten eine grosse Zahl von ihnen. Zu jener Zeit kam ein Dschandschun zum Ili, zu diesem kamen die Lama der Kalmücken, um sich ihm vorzustellen, es waren fünfhundert Lama; diese alle liess der Dschandschun tödten. Darauf berichtete er dem Kaiser, er habe fünfhundert Lama tödten lassen. Als der Kaiser dies gelesen hatte, wurde er über den Tod derselben sehr zornig gegen den Dschandschun, und der Dschandschun erhielt die Antwort, weshalb er die eigenen Unterthanen getödtet habe, er solle künftig so Etwas nicht thun. Nach einigen Monaten berief man den Dschandschun nach der Heimath zurück und schickte an seine Stelle einen anderen Dschandschun. Als dieser im Ili residirte, so liess er an der Stelle, wo Ai Dschandschun gestorben war, an einem Steine eine Schrift anbringen, worin Alles geschrieben war, wie Ai Dschandschun das Gold und das Silber in's Wasser geworfen, und was Alles zur Zeit des Ai Dschandschun geschehen war, und diesen Stein liess er in die Erde befestigen.

Darauf siedelte man von Kaschgar, von Jarkand und Aksu viele Leute über und machte sie zu Tarantschi. Dieses ist vor mehr als hundert und zwanzig Jahren geschehen.

Der zu jener Zeit gesetzte Stein ist bis auf den heutigen Tag vorhanden, und die Schrift ist noch jetzt lesbar. Die Schrift ist in drei Sprachen verfasst: mandschuisch, chinesich und tatarisch.

Im ersten Jahre des Kaisers Tschämpun schickte der Dschandschun einen Beamten, damit er nachsehen möchte, wie man das früher in den Kasch geworfene Silber herausholen könnte. Dieser Beamte nahm zehn von den Tschämpän als Taucher mit sich und richtete sich auf eine 25-tägige Fahrt ein. So kam man am Ufer des Flusses Kasch an und liess an der Stelle, wo Ai Dschandschun die Schätze hinabgeworfen hatte, die Tschämpän in's Wasser tauchen, und es fand sich, als man das Wasser maass, dass die Tiefe desselben 5 Dschang bis 5 Dschang und zehn Klafter betrug. Wären die Strudel des Kasch nicht gewe-

sen, so hätte das Wasser selbst nur 3—5 Tschi betragen. Tiefer ist das eigentliche Flussbett nicht. Die Strömung ist aber sehr reissend, so dass diesen Fluss keine Böte befahren können. Später liess nun der Beamte zwei Taucher der Tschämpän untertauchen, um den Boden zu untersuchen. Diese liessen sich bis auf den Boden herab und brachten nach einer Stunde nur Sand vom Grunde des Flusses herauf. Silber sei nirgends zu finden gewesen, die Sandschicht sei sehr dick.

Nach zwei Tagen schickte er wieder zwei Tschämpän herab, diese hatten auch im Verlaufe einer Stunde durchaus kein Silber finden können und berichteten, dass die Sandschicht sehr dick sei.

Der abgeschickte Beamte blieb nun dort, bis die Frist von 25 Tagen abgelaufen war, dann kehrte er zurück und stattete seinen Bericht dem Dschandschun und Chamambal ab, und sagte, wie die Tschämpän-Taucher behaupteten, dass überall eine dicke Sandschicht sei und nirgends Gold oder Silber zu finden sei. Darauf wurde jene Stelle nicht weiter untersucht.

III. ERZÄHLUNGEN.

(Meist Büchern nacherzählt.)

---

1) Chang-schi.

Vor langen Jahren lebte ein Mandschu-Kaiser, Namens Chang-schi, der war ein grosser Held und ein vortrefflicher Mensch. Wegen seiner Vortrefflichkeit haben die Chinesen ihn in ihren Schauspielen aufgenommen und führen oft seine Thaten auf dem Theater auf. Eine der Thaten des Chang-schi habe ich im Theater gesehen. Diese will ich hier wiedergeben.

Als Chang-schi Kaiser war, lebte er wenig in seinem Schlosse, sondern zog gewöhnliche Kleidung an, zog von Stadt zu Stadt, durchforschte, was beim Volke Gutes und Böses war und sah zu, was sich beim Volke zutrug. Aber weder die Beamten, noch das niedere Volk wussten, wie Chang-schi sie beobachtete. Chang-schi hatte einen schwarzen Esel, der konnte an jedem Tage 500 Li Weges zurücklegen, diesen Esel bestieg Chang-schi, wenn er sein Volk durchwanderte und von Stadt zu Stadt zog. Auch hatte er einen Regenmantel, das war ein Regenmantel, den die Gelehrten des Kaisers hergestellt hatten. Wenn die Tage heiss waren, so drang durch ihn die Hitze nicht durch, war aber die Luft kalt, so drang die Kälte nicht durch; solche vortreffliche Eigenschaften hatte dieses Kleidungsstück.

Eines Tages bestieg nun der Kaiser Chang-schi seinen schwarzen Esel, kleidete sich in seinen Regenmantel und zog aus, um sein Volk zu besichtigen.

So zog er von Stadt zu Stadt und kam endlich zu einer Stadt,

wo er in ein Gasthaus eintrat, Wein trank und sich Essen bestellte. Kein Wirthshausbesitzer hatte je eine ähnliche Bestellung erhalten. Der Kellner des Wirthshauses sprach bei sich, als er die Bestellung jenes Menschen hörte: «Dies ist unbedingt ein sehr vornehmer Mann. Niemand anderes könnte so Etwas bestellen». Er wusste nicht, dass es der Kaiser war, darum ging er hin und setzte sich zu ihm und trank mit ihm Wein. Darauf sprach jener Gast: «Wenn Schauspieler wären, wollen wir uns Etwas vorspielen lassen». Da rief der Kellner die Schauspieler herbei und liess sie im Wirthshause spielen. Während dieser Zeit hatte der Kellner sich betrunken und war eingeschlafen, und der Kaiser dachte daran, aufzubrechen. Da zählte der Kassirer das Verausgabte für Speise und Spiel zusammen, und rechnete so acht Unzen und drei Miskal. Darauf sprach der Kaiser: «Ich habe kein Geld bei mir, schreibe es auf Rechnung!» Der Kassirer erwiederte: «Ich kenne dich nicht, ich werde den Wirth rufen». Indem er so sprach, rief er den Wirth. Nachdem der Wirth gekommen war, sprach der Kaiser Chang-schi: «Ich habe in deinem Wirthshause für 8 Unzen und 3 Miskal Speise verzehrt, schreibe es auf Rechnung». Der Wirth sprach: «Ich kenne dich nicht, bezahle und dann geh!» Da überlegte Chang-schi, was zu thun sei, denn wenn er auch hätte bezahlen wollen, so hatte er doch kein Geld bei sich. Darauf sagte er, er wolle ihm, wenn es nicht anders gehe, seinen Regenmantel als Pfand lassen, er wolle später das Geld bringen und ihn abholen. Da sprach der Wirth: «Dein Regenmantel ist nicht acht Unzen und drei Miskal werth».

Der Kenner hätte für diesen Regenmantel fünftausend Unzen gegeben, jener aber nahm ihn nicht für acht Unzen und drei Miskal in Pfand.

Der Wirth befahl seinen Leuten: «Nehmet den Regenmantel in Pfand und auch den Esel!» Derselbe hatte sechzig Knechte in Dienst, diese ergriffen jetzt den Esel des Chang-schi. Darüber gerieth der Kaiser in Zorn, denn er hätte jetzt zu Fuss gehen müssen. Da sprach er bei sich: «Ich will sie niederwerfen und

den Regenmantel und den Esel nehmen!» Aber dann dachte er wieder: «Es ist nicht gut, dass ich einen Menschen schlage, dessen Speise ich gegessen habe. Ich will ihm gute Worte geben. Giebt er mir den Esel, so will ich ihn besteigen und ihm sein Geld herbeibringen». Darauf ging er wieder zum Wirthe des Wirthshauses und machte ihm freundliche Worte: «Gieb mir meinen Esel! Ich will ihn besteigen und dein Geld holen!» Aber der Wirth wurde über diese Worte des Kaisers zornig: «Ich kenne dich nicht, ich gebe dir nicht den Esel, bringe mir mein Geld, dann nimm deinen Esel!» sprach er und redete viele böse Worte. Ueber diese Reden gerieth der Kaiser in Zorn und gab dem Wirth mit der Faust einen Schlag. Der Wirth fiel zur Erde, rief seine Leute herbei und schrie: «Schlaget diesen! tödtet ihn!» Der Kaiser wurde darüber immer zorniger, schlug um sich und warf alle sechzig Knechte zu Boden, da brach der eine den Arm, der andere das Bein, dem dritten wurde der Kopf gespalten, alle aber wurden verwundet. Dabei entstand im Wirthshause ein grosser Tumult, der Kellner aber hörte endlich den Lärm und sprang vom Schlafe auf. Als er nachsah, sah er, wie der Gast im Wirthshause die Leute und den Wirth alle niedergeworfen hatte und nun dabei war, sie umzubringen. Als der Kellner das sah, warf er sich jenem Menschen zu Füssen und sprach: «Tödte diese nicht! ich bitte um ihr Leben!» Da tödtete sie der Kaiser wegen der Worte des Kellners nicht. Da sprach dieser: «Weshalb ist dieser Tumult entstanden?» Chang-schi sprach: «Ich habe für acht Unzen und drei Miskal verzehrt, da wollte ich meinen Regenmantel und Hut als Pfand lassen und sein Geld herbeiholen, aber dein Wirth meinte, sie seinen nicht acht Unzen und drei Miskal werth und nahm mir noch meinen Esel. So hätte ich zu Fuss gehen müssen; da ging ich hin und machte ihm gute Worte und versprach, das Geld zu bringen, er solle mir den Esel geben. Da schimpfte er mich und befahl den Leuten, mich zu schlagen, darauf sind wir in Streit gerathen».

Darauf ging der Kellner zum Wirthe und sprach: «Gieb die-

sem seinen Esel und Mantel! Ich habe dir acht Jahre Dienste geleistet, mein Geld befindet sich in deiner Hand, von diesem nimm acht Unzen und drei Miskal!» Da gab er Chang-schi seinen Esel und Mantel. «Du geh nur und bringe mir die acht Unzen und drei Miskal! ich habe für dich die Zeche bezahlt». Da wurden der Kellner und der Kaiser Freunde und liebten einander Chang-schi aber bestieg seinen Esel und ritt nach Hause.

Als er nun wieder in seiner Residenz angelangt war, verlieh er jenem Kellner den rothen Mützenknopf und machte ihn zum Darin seiner Stadt. Den Wirth des Speisehauses aber und die sechzig Menschen liess er wie Verbrecher binden und herbeiholen.

Der Kaiser dachte bei sich: «Ich will diese Leute ein Wenig in Schrecken setzen, damit, wenn wieder Jemand in einem Gasthause Etwas verzehrt hat, man ihm die Zeche auf Rechnung schreibe!» Als nun die Leute angekommen waren, liess er sie herbeibringen.

Sie waren zusammen mit dem Kellner gekommen. Da drohte der Kaiser, er wolle Alle tödten, und setzte sie durch seine Worte in Schrecken, auch der Scharfrichter kam und schrie, er wolle sie tödten, aber der Darin, der früher Kellner gewesen war, bat abermals um ihr Leben.

Darauf sprach der Kaiser Chang-schi: «Von jetzt ab soll ein Jeder, der ein Wirthshaus hält, die Zeche der Leute, die kein Geld bei sich haben, auf Rechnung schreiben!» Und bis jetzt ist die Sitte des Anschreibens in den Gasthäusern, und diese schreibt sich von dem Befehle des Chang-schi her.

2) Schirin.

Es lebte einst ein Fürst, der war sehr gerecht, der Fürst hatte aber keine Kinder; einst richtete er Bittgebete her und opferte reiche Spenden. Da gab ihm Gott, der Herr, einen Sohn, den

nannte man Pärhat. Bei diesem Kinde zeigte sich die Macht der Liebe.

Als es geboren war, war es so gross wie ein Kind von 3—4 Monat, nach drei bis vier Monaten war es wie ein Kind von zwei Jahren.

Eines Tages zog der Fürst mit grossem Gefolge auf die Jagd; als sie so jagten, kam ein Hirsch in ihren Kreis, dieser Hirsch hatte reiche Zierrathe aus Gold, Perlen und Edelsteinen am Halse hängen; es war ein wunderbar schöner Hirsch. Da sprach der Herrscher zu sich selbst: «Diesen Hirsch will ich lebendig einfangen und meinem Kinde bringen, er wird zum Spielen mit ihm sehr passend sein». Da befahl er seinem Gefolge: «Schiesset nicht auf diesen Hirsch, sondern fanget ihn lebendig! ich werde den Menschen tödten, bei dem es diesem Hirsche gelingt, durchzubrechen.

Darauf umringte das Gefolge den Hirsch, aber der Hirsch machte einen Sprung und setzte über den Kopf des Fürsten fort. Da sprach der Fürst zu seinem Gefolge: «Niemand möge mir folgen! ich will diesen Hirsch selbst fangen».

Er verfolgte nun den Hirsch; der Hirsch kletterte einen Berg in die Höhe und der Fürst folgte ihm zur Höhe des Berges. Als er dort sich umschaute, sah er ein Zelt auf dem Gipfel des Berges stehen, in dieses Zelt lief der Hirsch hinein, dort im Zelte war ein Mensch, dieser Hüter des Hirsches erschrak heftig, als er den Hirsch sah. Er sass da und streichelte den Hirsch und strich ihm Gesicht und Augen. Darauf langte auch der Fürst an, als er dies sah, stieg er vom Pferde und trat in's Zelt. Der Mensch sah den Fürsten, sie begannen sich zu unterhalten und der Fürst fragte: «Weshalb lebst du hier auf dem Gipfel des Berges?» Jener sprach: «Ich war ein grosser Kaufmann und zog von Stadt zu Stadt und trieb Handel. Ein Jahr reiste ich nach Jünäng, um dort zu handeln. Als ich dort hinkam, hatte der Fürst von Jünäng das Bild seiner Tochter anfertigen lassen, als ich dieses Bild gesehen hatte, verliebte ich mich heftig in das Bild und verschwendete alle

meine Habe in diesem Liebesschmerze. Da liess ich mir das Bild des Mädchens verfertigen und siedelte mich auf diesem Berge an. Hier betrachte ich das Bild ein bis zwei Mal täglich und verliere dabei die Besinnung, so geht mein Leben dahin. Dies ist ein Hirsch, den ich aufgezogen, er ist hier mein Gefährte». Darauf fragte dieser Mensch den Fürsten: «Ich habe dir meine Leiden erzählt, du sage mir nun auch, weshalb du hier dich aufhältst».

Da sprach zu ihm der Fürst: «Ich bin der Fürst dieses Landes, ich bin mit vielen tausend Kriegern auf die Jagd gezogen, da habe ich diesen Hirsch gesehen und meinem Gefolge befohlen, sie sollten diesen Hirsch lebendig fangen, bei wem aber dieser Hirsch durchbräche, den wollte ich tödten. Da sprang der Hirsch über meinen Kopf weg, da sagte ich zu meinem Gefolge, Niemand solle mir folgen, ich werde selbst den Hirsch einfangen. So habe ich nun diesen Hirsch verfolgt, da begab sich der Hirsch in dieses Zelt und ich bin hinter ihm her in's Zelt getreten. Aber zeige mir jetzt einmal das Bild, das du aus Jünäng mitgebracht hast». Der Kaufmann brachte das Bild und zeigte es. Als der Herrscher es erblickt hatte, verging ihm die Besinnung. Nach einiger Zeit kam er wieder zu sich. Da sprach er zum Kaufmanne: «Gieb mir dieses Bild». Jener Mensch gab ihm das Bild. Es nehmend, ritt der Fürst wieder zu seinem Gefolge und kehrte mit diesem nach seinem Schlosse zurück.

Als der Fürst dieses Bild mitgebracht hatte, sprach er zu Niemand ein Wort, nahm keine Klagen mehr an, sondern blieb Tag und Nacht mit diesem Bilde. Da besprachen sich die Wesire, die Ulema und die Weisen: «Der Fürst hat ein Bild mitgebracht und ist melancholisch geworden, es wäre gut, dieses Bild dem Fürsten aus den Augen zu bringen». Da traten sie zum Fürsten ein und sprachen: «Ihr habt ein Bild mitgebracht, seid melancholisch geworden, sprechet mit keinem Menschen ein Wort und kümmert euch nicht um das Wohl des Volkes. Gebet uns dieses Bild! wir wollen es an einem Orte verbergen! Ihr aber thuet eure Herrscherpflichten!» Dieses Wort gefiel dem Fürsten

gut, er gab das Bild den Wesiren und diese legten es in einen Kasten und legten ein Schloss vor denselben. Darnach that der Herrscher wie früher seine Pflicht.

Während dieser Zeit war sein Sohn fünf Jahr alt geworden, da war er so gross wie ein fünfzehnjähriger Mensch. Da gab er seinen Sohn in die Schule und dort lernte dieser zwei Jahre, da kannte er alle Wissenschaft und kannte zweiundsiebzig verschiedene Sprachen. Als er sieben Jahr alt war, erblickte er im Traum eine Fürstentochter, mit Namen Schirin, und verliebte sich in diese, aber zu Niemand sprach er darüber ein Wort. In dem Liebesschmerze wurde er mager und bekam das Aussehen eines schwer kranken Menschen. Als dies der Fürst bemerkte, so liess er von allen Städten die besten Aerzte und die weisesten Leute herbeiholen und zeigte ihnen seinen Sohn, aber Nichts vermochte diesem zu helfen. Die Weisen stellten das Horoskop, da sahen sie, dass Pärhat in ein Mädchen verliebt war. Dagegen half freilich keine Medizin. Diese Sache sagten sie dem Fürsten. Da fragte der Fürst, was dagegen zu thun sei. Die Gelehrten und Weisen aber sprachen: «Wir wollen Handwerker und Künstler versammeln und an sieben Stellen sieben verschiedene Häuser bauen, wenn wir dann in den sieben Häusern allerlei Zeichnungen anbringen und in einem jener Häuser dem Pärhat an jedem Tage ein Fest geben, so wird er wohl seine Geliebte vergessen und von seinem Kummer genesen. Bis die Häuser fertig sind, soll er jeden Tag auf die Jagd gehen, wenn er dann in den Bergen allerlei Wild sieht, wird er da nicht seine Geliebte vergessen?» Der Fürst willigte in diesen ihren Vorschlag.

Zu allen Städten schickte er Schriften. Alle Bauleute, Schmiede und Zimmerleute sollen hierher kommen und Häuser für den Fürstensohn erbauen. Da kamen alle diese Handwerker herbei und machten sich an den Bau, an sieben Stellen bauten sie sieben verschiedene Häuser, zu dieser Zeit nahm man Pärhat auf die Jagd mit. Zu denen, die mit ihm auf der Jagd waren, sprach der Herrscher: «Wem es gelingt, den Pärhat zum Reden zu bringen,

den will ich reichlich belohnen». Da fingen diese Leute allerlei Gespräche an, aber Pärhat sprach nicht ein einziges Wort. Zu den Gebirgen ritten sie, und als allerlei Wild hierher kam, so ging Pärhat dorthin, aber sprach kein Wort. Da berichteten sie es dem Fürsten: «Alles dies schafft Pärhat keine Erleichterung, Pärhat spricht nicht ein Wort». Da sagte der Fürst: «Was sollen wir nun anfangen?» Die Gelehrten aber sprachen: «Jetzt wollen wir ihn zu den Arbeitern bringen, welche die Häuser bauen, da sind allerlei Künstler, wenn er ihre Arbeiten sieht, wird er da nicht seine Geliebte vergessen und genesen?»

Man brachte ihn nun jeden Tag zu der Stelle, wo die Künstler arbeiteten, aber trotzdem sprach er kein Wort, dabei erlernte er alle Handwerke.

Diese Häuser wurden in drei Jahren fertig. Sie waren so erbaut, wie es noch keines Menschen Auge erschaut, so herrlich waren sie. Als die Häuser gebaut waren, führte der Fürst den Pärhat bei der Hand herbei und zeigte sie ihm. Pärhat aber sprach kein Wort. Als sie in das siebente Haus eingetreten waren, fiel das Auge des Pärhat auf einen Kasten, und er sah, dass derselbe mit einem Schlosse verschlossen war. Da fragte Pärhat: «Väterchen, was ist in diesem Kasten?» Da war der Fürst hoch erfreut über die Frage des Pärhat, da sein Sohn ja jetzt gesprochen hatte und sprach: «Dieser Kasten ist verschlossen und ich weiss nicht, was sich darin befindet». Pärhat sprach: «Oeffne doch den Deckel des Kastens! ich möchte sehen, was sich darin befindet». Als er so gesprochen, öffnete man den Kasten. In diesem Kasten aber befand sich das Bild der Schirin. Als er den Kasten öffnete, fand er darin ein Papier, dieses öffnete er und sah das Bildniss seiner Geliebten, da schwand ihm die Besinnung, er fiel um und blieb wie todt liegen. Da jammerte sein Vater, da er meinte, er sei gestorben, und betrübte sich sehr, dass er den Kasten geöffnet hatte. Viel weinte er über seinen Sohn. Als sie das Weinen des Herrschers vernahmen, traten die Wesire und Gelehrten ein und fragten, was ihm zugestossen sei, und der Fürst erzählte

ihnen Alles, was sich zugetragen. «In dem Kasten», sagte er, «befand sich ein Bildniss, als dieses Pärhat gesehen, schwand ihm die Besinnung und er starb». Als die Gelehrten den Pärhat betrachteten, sahen sie, dass er nicht gestorben sei. Sie sprachen zum Fürsten: «Pärhat ist nicht gestorben, er hat aber das Bildniss seiner Geliebten gesehen und ist in Ohnmacht gefallen». Man besprengte Pärhat mit Riechwasser, da kam er zu sich und fragte nach dem Bilde; man gab ihm das Bild und bei seinem Anblick fiel er wieder in Ohnmacht. Da sprachen die Gelehrten: «Jetzt zeiget ihm das Bild nicht mehr, durch den Anblick des Bildes ist seine Krankheit heftiger geworden». Darauf verschlossen sie abermals das Bild und besprengten Pärhat. Da kam er wieder zu sich, aber man zeigte ihm das Bild nicht.

Die Krankheit des Pärhat wurde aber schlimmer als zuvor; man hielt täglich ein Fest in einem der sieben Häuser und belustigte Pärhat, aber dennoch dachte er an nichts Anderes als an seine Geliebte und zu Niemanden sprach er ein Wort. So brachten denn alle Vorbereitungen des Fürsten dem Pärhat keinerlei Nutzen. Darauf sprach der Fürst zu den Gelehrten: «Wir haben für Pärhat die verschiedenartigsten Arzeneien bereitet, doch ist Pärhat nicht genesen, was haben wir nun zu thun?» Da antworteten ihm die Gelehrten: «Das Heilmittel für den Verliebten ist die Geliebte, wenn wir ihm Leute zur Begleitung geben und ihn nach Jünän, zur Stadt seiner Geliebten schicken, so wird er, wenn er die Geliebte gefunden hat, wieder genesen». Da sprach der Herrscher: «Thuet so, wie ihr gesagt habt. Bereitet alles Nothwendige zur Reise vor und haltet die Leute, die mit ihm reisen sollen, bereit!»

Da bereiteten die Wesire und die Gelehrten alles zur Reise Nothwendige vor und wählten fünfhundert von seinen Freunden, die mit ihm die Schule besucht hatten, aus. Als Alles bereit war, begaben sie sich zum Herrscher und meldeten es ihm, dann schickten sie den Pärhat mit den auserwählten 500 Menschen nach Jünän. Der Herrscher weinte aber sehr, da er sich von sei-

nem Sohne hatte trennen müssen, da aber das Weinen zu Nichts half, so that er nun wieder alle seine Herrscherpflichten.

Pärhat reiste nun einige Tage Weges, dann sprach er zu seinen Freunden, die ihn begleitet hatten: «Ich werde die Geliebte aufsuchen, aber ihr kehret von hier zurück! ich will allein meinen Weg fortsetzen!» Nachdem er zu ihnen vielerlei gesprochen, schickte er sie heim und schickte durch sie viele Grüsse an seine Eltern und an seine Freunde, die daheim geblieben waren.

So zog nun Pärhat allein seines Weges weiter. Er reiste einige Tage, da kam er zu einem Flusse; das war ein sehr grosser Fluss. Da stieg er in ein Boot zugleich mit 500 Menschen. Als das Boot bis in die Mitte des Flusses gekommen war, da sahen die Kaufleute, die sich auf dem Boote befanden, drei verschiedene Bööte. Als sie diese erblickten, fingen sie Alle an zu weinen. Pärhat aber sprach: «Was weinet ihr nur?» Jene antworteten: «In diesen Bööten kommen Diebe und Räuber, wenn sie her kommen, werden sie auf uns Feuer werfen, uns alle werden sie verbrennen und unsere Habe rauben, davor fürchten wir uns und weinen». Nach diesen Worten sprach Pärhat: «Bringet mir einen Bogen und drei Pfeile! Mit diesen Räubern will ich schon fertig werden». Diese brachten einen Bogen und drei Pfeile herbei, aber Pärhat fand diesen Bogen und diese Pfeile ungenügend, daher machte er sich im Boote selbst einen Bogen und drei Pfeile. Als nun die Diebe beim Zusammenstosse Feuer warfen, traf er ihr Geschoss so mit dem Pfeile, dass das Feuer auf ihr Boot zurückfiel und sie alle verbrannten. So vernichtete er die Räuber der Bööte mit den drei Pfeilen. Da wunderten sich die Kaufleute, die im Boote waren, über diese Thaten des Pärhat. Darauf kam das Boot endlich zum festen Lande; als sie an's Land gestiegen, fielen die 500 Kaufleute dem Pärhat zu Füssen: «Wenn du nicht gewesen wärst, so hätten die Räuber uns alle getödtet; du hast unsere Seelen errettet, wir sind jetzt deine Sklaven». Pärhat aber sprach: «Gehet alle dahin, wohin euch eure Geschäfte rufen, ich will auch meines Weges ziehen, ich bedarf eurer nicht». Da sprach

einer von den Kaufleuten, der der reichste unter ihnen und der Karawanenführer war, mit Namen Schäpir, zu sich: «Dies muss ein Fürstensohn sein, der in Liebesschmerzen umherirrt, selbst ist er aber ein tapferer Heldenjüngling. Ich bin ja auch viel in Liebesschmerzen umhergezogen, ich will ihn nach seinem Zustande fragen, wenn er jetzt zu dem Lande seiner Geliebten zieht, so will ich sein Gefährte sein».

Pärhat verabschiedete sich so von allen Kaufleuten. Da sprach Schäpir: «Ich will mich mit Euch ein Wenig unterhalten, und wenn wir uns unsern Kummer mitgetheilt, so will ich gehen!» Pärhat willigte ein. Da fragte Schäpir:

«Welches Gartens Blume seid Ihr?
«Welches Feldes Nachtigall?
«Woher kommet ihr gezogen?
«Haben Liebesschmerzen Euch bewogen »

«Theilet mir Eure Leiden mit! ich habe in meinem Leben viel erlebt, habe Liebesschmerzen erduldet und vielerlei erfahren».

Als Pärhat diese Worte des Schäpir vernommen hatte, wurde es ihm leichter und er erzählte ihm alle seine Leiden. Wie er ein Fürstensohn sei, wie er in seinem siebenten Jahre im Traume Schirin gesehen und sich verliebt habe, wie sein Vater für ihn sieben Häuser gebaut habe, wie er eines Tages die Häuser besehen habe und dort einen mit einem Schlosse verschlossenen Kasten gesehen habe. Als er nun den Kasten habe öffnen lassen, habe er darin das Bild der Geliebten gesehen, da sei er in Ohnmacht gefallen und von Tage zu Tage sei seine Liebe heftiger geworden. Wie nun sein Vater ihm fünfhundert Gefährten gegeben habe und ihn nach dem Lande Jünän geschickt habe. Alles dies erzählte er dem Schäpir. Als Schäpir diese Worte vernommen, opferte er für das Glück des Pärhat Gott, dem Herrn, alle seine Habe, die er auf zweihundert Kameelen mit sich führte, ebenso auch alle seine Sklaven, und zog nun mit Pärhat als

Diener nach Jünän. Schäpir war aber selbst ein Maler und verstand vortrefflich zu malen.

So zogen nun beide einige Tage ihres Weges und kamen nun endlich in die Nähe von Jünän Als sie dort einen Berg betrachteten, sahen sie, wie auf dem Berge eine grosse Menge Menschen sich befand und viel Staub aufwirbelte.

Pärhat sprach: «Lass uns dorthin gehen, wo der Staub sich erhebt! Weshalb befindet sich denn alles Volk dort. Lass uns dorthin gehen und nachsehen!» Mit Schäpir begab er sich nun dorthin, als die dorthin kamen, sahen sie, dass jene einen Kanal gruben.

Pärhat fragte: «Weshalb grabet ihr diesen Kanal?» Jenes Volk sprach: «Unser Herrscher ist gestorben, der hat eine Tochter mit Namen Schirin, die ist an seiner Stelle Herrscherin geworden, diese lässt jetzt diesen Kanal graben, um Wasser auf die Spitze des Berges zu führen und dort ein Schloss und einen Garten anzulegen, und dadurch fügt sie uns grosse Leiden zu. Seit drei Jahren arbeiten nun dreitausend Menschen an diesem Graben und können ihn nicht vollenden, denn was wir am Tage graben, das stürzt in der Nacht wieder ein». So erzählten sie Pärhat alles Unrecht, was ihnen Schirin zufügte. Als Pärhat von Schirin reden hörte, kam ihm alle Kraft wieder, er sprach daher zu sich: «Dies ist der Kanal meiner Geliebten, den will ich selbst graben und will dieses Volk von ihren Leiden befreien, dann will ich die Geliebte aufsuchen und mit ihr reden». So sprach denn Pärhat zu jenen Leuten: «Viele Leiden habe ich in meiner Liebe zu Schirin erduldet, jetzt will ich diesen Kanal selbst graben und euch von diesen Leiden befreien. Bringet mir Hacken und Spitzhämmer!» Da wurde das Volk über die Worte Pärhat's sehr froh und sie brachten ihm Hacken und Spitzhämmer. Da that Pärhat einen Schlag mit der Hacke. Die Hacke konnte aber nicht einen Schlag Pärhat's aushalten und zerbrach in kleine Stücke. Darauf sprach Pärhat: «Bringet ihr mir Eisen her! ich will mir die nöthigen Instrumente selbst schmieden». Da brachten sie ihm

Eisen herbei und Pärhat schmiedete sich eine Hacke und einen Spitzhammer, dann schmiedete er einen Meissel und einen Hammer, diese härtete er selbst in Wasser und machte sich dann selbst daran, den Kanal zu graben. Schäpir aber meisselte zu beiden Seiten des Kanals in den Stein mit seinem Meissel allerlei Blumen. Die Steine aber, welche von der Hacke Pärhat's abgeschlagen wurden und in den Kanal fielen, die warfen die drei Tausend Menschen heraus.

Da wurde denn dieser Kanal viel schöner, als Schirin sich vorgestellt hatte. Schirin hörte diese Sache und sprach zu ihrer Mutter: «Ein Fürstensohn hat sich in mich verliebt, als er hergekommen, hat er ein Gelübde gethan, er wolle den Kanal allein fertig machen, jetzt ist er dabei beschäftigt, den Kanal zu graben. Mit ihm ist ein Schäpir genannter Mensch gekommen, der verziert den Kanal mit Blumen. Ich will dorthin gehen und sie ansehen!» Da sprach ihre Mutter: «Geh nur hin und sieh sie dir an».

Schirin stieg mit 400 Mädchen zu Pferde und kam zu der Stelle, wo Pärhat am Kanal arbeitete. Sie hatte ihr Gesicht in einen Schleier gehüllt. Als sie nun zur Seite des Pärhat gekommen war, da kam ein Wind und hob den Schleier auf und Pärhat erblickte nun das Mädchen, welches er im Traume und später auf dem Bilde gesehen hatte. Als er sie jetzt selbst sah, stürzte er ohnmächtig zu Boden. Da trat Schäpir an seine Seite, Schirin stieg von ihrem Pferde und setzte sich zu ihm, indem sie sein Haupt mit der Hand unterstützte, da weinten Schäpir und Schirin über den Tod des Pärhat. Schirin war traurig darüber, dass sie hierher gekommen sei. «Wäre ich nicht hergekommen», sprach sie, «so wäre Pärhat nicht gestorben, indem er mich sah, ist seine Seele dahingeschwunden. Er, der so viel Liebesschmerz um mich erduldet hat, o weh! er ist nun gestorben, ohne mit mir ein Wort gesprochen zu haben». Sie legte nun den Pärhat auf einen Ehrenwagen und brachte ihn zu ihrem Hause, und da sie meinte, er sei gestorben, so setzte man ihn in einem Hause

bei, Schäpir aber und Schirin schliefen weinend und jammernd ein. Als der Morgen anbrach, drang die Frische der Morgendämmerung in die Nase Pärhat's. Da kam Pärhat zu sich; als er sich umblickte, sah er, dass er sich in einem Gebäude befand, da sprach er zu sich: «Ich werde wohl in Ohnmacht gefallen sein, als Schirin zu mir kam, und sie haben mich wohl hier hingelegt, da sie dachten, ich sei gestorben». Darauf sprach er abermals: «Ich habe das Gelübde gethan, den Kanal fertig zu graben». Da stand er auf und begab sich zu dem Kanale, nahm in seine Hand die Hacke, stieg wieder in den Kanal und grub. Als darauf Schäpir aufwachte und nachsah, war Pärhat verschwunden. Da sprach Schäpir: «Er ist gewiss bei dem Anblick von Schirin in Ohnmacht gefallen, aber nicht gestorben, und jetzt ist er gewiss zum Kanal gegangen, um dort zu graben». So ging auch Schäpir zum Kanale. Als er dorthin kam, war Pärhat schon mit dem Graben beschäftigt, da machte sich auch Schäpir daran, mit Meissel und Hammer die Blumen zu machen. Pärhat beendigte nun den Graben in drei Tagen und meldete dann Schirin, dass der Graben beendigt sei; da zog Schirin einen Schleier vor ihr Gesicht und kam mit vielen Hundert Mädchen zum Kanale.

Am Ende des Kanales schaute Pärhat auf den Weg aus, den Schirin kommen musste, denn er wollte den Kanal für das Wasser öffnen, sobald Schirin gekommen wäre. Da kam Schirin mit den vielen Hundert Mädchen zum Ende des Kanals; nach ihrer Ankunft öffnete er nun den Kanal für das Wasser. Darauf ritt nun Schirin am Kanale entlang, bis zum Gipfel des Berges, bei dem Ersteigen des Berges wurde nun der Schirin Pferd müde, da trat Pärhat zu ihr, hob sie sammt dem Pferde in die Höhe und trug sie bis zum Gipfel des Berges; so kam denn das Wasser zugleich mit Schirin auf dem Gipfel des Berges an, floss auf dem Berge herum und ergoss sich am Fusse desselben in den Fluss. Dieser Kanal war viel schöner, als Schirin in ihren Gedanken sich vorgestellt hatte. Darauf sprach Schirin zu Pärhat: «Wenn wir hier auf dem Gipfel des Berges allerlei Häuser gebaut haben,

so wollen wir, wenn die Häuser beendigt sind, hier ein Fest veranstalten und uns unsere Leiden und unsern Seelenzustand mittheilen. Wisst ihr vielleicht, wie man hier die Häuser bauen muss?» Als Pärhat die Worte der Schirin vernommen hatte, wurde er auf's höchste erfreut, da er ja nun die Geliebte gefunden hatte. «Das Erbauen der Häuser verstehe ich», sprach er, und (wir wissen ja), dass Pärhat mit angesehen hatte, wie man Häuser bauen muss, und ein Künstler im Häuserbauen war.

Darauf erbaute Pärhat auf dem Bergesgipfel so herrliche Häuser, wie noch kein Mensch mit seinen Augen erschaut hatte. Als nun die Häuser fertig waren, da gab Schirin dem Pärhat ein Fest, welches vierzig Tage und Nächte dauerte. Darauf nahm sie ihn mit in ihr Haus zur Stadt und gab ihm auch da ein Fest. So lebten nun Pärhat und Schirin viele Tage mit einander; so hatte zwar Pärhat viele Leiden erduldet, aber endlich hatte ihn doch Gott, der Herr, mit seiner Geliebten vereinigt. Schäpir befand sich stets bei ihnen und leistete ihnen in jeder Beziehung Dienst.

Es hatte nun der Sohn eines Fürsten, der in einer andern Stadt lebte, von der Schönheit der Schirin gehört und war zu ihr in Liebe entbrannt. Der schickte einen Boten zu ihr, Schirin möchte doch die Seine werden. Zu jener Zeit war Pärhat noch nicht gekommen. Damals antwortete Schirin's Mutter, ihre Tochter sei noch ein Kind, wenn sie erwachsen wäre, wolle sie sie ihm geben! Seit dieser Zeit waren die Gesandten drei oder vier Mal gekommen. Da sprach dieser Fürstensohn zu sich: «Weil mein Vater noch am Leben ist, will Schirin mich nicht heirathen, da sie keines Menschen Schwiegertochter sein will, und daher giebt sie meinem Gesandten keine befriedigende Antwort. Ich will meinen Vater vergiften, und will an seiner Stelle den Thron besteigen, dann will ich an Schirin einen Gesandten schicken: mein Vater ist gestorben und ich bin jetzt Herrscher, jetzt möge Schirin die Meine sein; so will ich durch ihn ihr melden lassen. Nimmt dann Schirin meine Rede gütig auf und willigt sie in die

Heirath, so will ich sie nehmen und über alle meine Weiber stellen! Willigt sie aber nicht ein, so werde ich ein Heer sammeln, Schirin mit Krieg überziehen, Feuer in ihr Schloss werfen und sie als Gefangene herführen». So beschloss er es in seinem Sinne. Dann vergiftete er seinen Vater. Während dieser Zeit war nun Pärhat zur Stadt der Schirin gekommen und hatte ihr so viele Dienste erwiesen, Schirin aber hatte seiner Liebesqualen gedacht und ihn gütig aufgenommen.

Als nun nach dem Tode des Vaters Jener den Thron bestiegen hatte, schickte er abermals Boten an Schirin und meldete, sein Vater sei gestorben und an seiner Stelle sei er Fürst geworden. Möge Schirin mich jetzt als Mann annehmen! Wenn sie sich aber weigert, so werde ich mit meinem ganzen Heere gegen die Stadt der Schirin ziehen und ihre Stadt zerstören. Der Gesandte überbrachte diese Worte seines Fürsten Schirin und ihrer Mutter. Darauf sprachen diese: «Der Sohn eines Fürsten, mit Namen Pärhat, hat meinetwegen viele Leiden erlitten, auf dem Wege unendliche Qualen ausgestanden, meinetwegen ist er hierhergekommen, hat mir so schwere Dienste geleistet und ich selbst liebe ihn. Wie soll ich mich jetzt jenem Herrscher verbinden? Ich werde ihn nicht lieben, der Herrscher möge thun, was er für gut hält. Ich fürchte nicht seine Drohung, dass er mich mit seinem Heere bekriegen will. Ich will Alles erdulden, was über mein Haupt kommt». Darauf kehrten die Gesandten heim und gelangten nach vielen Tagen Weges endlich zu ihrer Stadt, traten dort vor ihren Fürsten und theilten ihm die Rede Schirin's mit. Als der Fürst diese Rede vernommen hatte, fiel er in Ohnmacht, warf sich selbst von seinem Throne zur Erde nieder und kam erst nach einigen Stunden zur Besinnung. Da wurde er sehr zornig, dass Schirin ihn nicht zum Manne haben wollte, er rief seine Wesire herbei, erzählte ihnen Alles, was Schirin gesprochen hatte und fragte sie, was nun zu thun sei.

Jene sprachen: «Was auch der Herrscher befehlen möge, wir sind bereit, es zu vernehmen». Darauf versammelte der Herrscher

viele hohe Beamte und berieth sich mit ihnen, dabei erzählte er ihnen Alles und sagte, er wolle jetzt mit einem Heere gegen die Stadt der Schirin ziehen, Krieg führen und Schirin herbeibringen. Um Schirin zu freien, habe ich meinen Vater vergiftet, jetzt ist mein Vater todt, wenn ich sie nun nicht heirathen kann, so steht es mit mir sehr schlimm. So sprach der Herrscher viel zu seinen Beamten. Da gingen die Beamten heraus und sammelten ein grosses Heer. Darauf zog der Herrscher selbst zum Kriege mit seinem grossen Heere aus.

Nachdem sie viele Tage marschirt waren, kamen sie in die Nähe der Stadt der Schirin. Als Schirin von dem Herannahen des Heeres hörte, rief sie ihre Beamten zusammen und sprach: «Uns hat ein feindliches Heer überfallen, sammelt auch ihr ein Heer, wir wollen dem Feinde entgegen ziehen und ihn bekämpfen». Da sammelten die Beamten der Schirin ein Heer, und zogen mit allen Truppen dem Feinde entgegen. Sie stritten mit einander und es entstand ein heftiger Kampf, da starben viele Krieger und zuletzt musste das Heer der Schirin weichen. Alles Vorgefallene war zu jener Zeit dem Pärhat unbekannt, Pärhat befand sich nämlich in dem Hause auf dem Berge. Schäpir erfuhr jetzt, wie die Sachen standen und sprach zum Pärhat: «Zu dem Lande der Schirin ist ein feindlicher Fürst gekommen, um sie mit Gewalt zu holen». Dabei erzählte er alle Einzelheiten, wie die Sache sich zugetragen.

Als Pärhat dies vernahm, holte er alle seine Waffen und ging dem Feinde entgegen, da sah er, wie man eben im Begriffe war, sich der Schirin zu bemächtigen. Da entbrannte in Pärhat der Heldenmuth, er stiess einen lauten Schrei aus und stürzte sich auf den Feind, mächtig drang er in die feindlichen Schaaren, er warf einen grossen Theil des Heeres jenes Fürsten nieder, die Uebrigen aber flohen insgesammt, auch der Fürst selbst entfloh. Als er eine Zeitlang seine Flucht fortgesetzt, fragte er nach diesem oder jenem Beamten, nach wem er fragte, stets erhielt er die Antwort, er ist gestorben, denn ja viele Krieger, viele Soldaten

waren umgekommen. In tiefem Kummer darüber, dass er den Kriegszug unternommen, kehrte er nach seiner Stadt zurück. Nach einigen Tagen Weges gelangte er endlich in seine Heimath.

Die Beamten der Schirin waren über die Thaten des Pärhat erstaunt, sie lobten seinen Heldenmuth, brachten ihn zur Stadt, nahmen ihn bei sich auf und bereiteten aus Freude ein Fest, das sieben Tage und sieben Nächte dauerte. Darauf zog Pärhat mit Schäpir nach dem Hause auf dem Berge und lebten dort einige Tage in Ruhe. Einige Tage brachte er mit Schirin festlich im Hause auf dem Berge zu, einige Tage darauf bei ihr in der Stadt. So lebten sie eine ganze Zeit lang.

Als nun jener Fürst sich wieder in seinem Hause befand, vermochte er nicht seinen Thron einzunehmen, denn es quälte ihn, dass er seinen Vater getödtet hatte und dass auf dem Kriegszuge so viele Krieger und Beamten umgekommen waren. Er sprach daher zu keinem Menschen ein Wort, gab den Beamten keine Audienzen und verlebte so einige Zeit. Da beriethen sich die Wesire und Gelehrten des Herrschers: «Es ist nicht gut, dass der Herrscher so handelt, wir wollen zu ihm eintreten und dies ihm sagen! Ein Fürst muss seine Herrscherpflichten erfüllen und auf dem Throne sitzen, den Pärhat aber wollen wir durch eine List gefangen nehmen, dann ist es leicht, sich der Schirin zu bemächtigen».

Nachdem sie solchen Entschluss gefasst, traten sie vor den Herrscher und theilten diese ihre Beschlüsse dem Herrscher mit. «Wie Ihr die Sache anfasst, vermöget Ihr Nichts auszurichten, besteiget den Thron, thuet Eure Herrscherpflichten! Wir wollen einen Menschen ausfindig machen und mit List den Pärhat gefangen nehmen, dann ist es leicht, sich auch der Schirin zu bemächtigen». Ueber diese Worte freute sich der Herrscher sehr und bestieg seinen Thron, erfüllte seine Herrscherpflichten, erliess den Befehl, dass er denjenigen zum hohen Beamten machen würde, der den Pärhat gefangen nähme! er wolle ihm auch einen grossen Goldbarren schenken.

Da fand sich in jener Stadt eine ränkesüchtige neunzigjährige alte Frau, die hörte diese Worte, die begab sich zum Fürsten und versprach, den Pärhat zu fangen, er möge ihr aber 500 Menschen geben. Da freute sich der Herrscher und erwiess der Alten viele Gunstbezeugungen; er gab ihr einen Goldbarren und versprach, sie noch zu belohnen, wenn sie Pärhat herbeigebracht hätte. Darauf schickte er die Alte mit 500 Begleitern ab. Die Alte zog nun ihres Weges und kam nach vielen Tagen in die Nähe des Berges, wo Pärhat wohnte. Die 500 Menschen, die sie mit sich gebracht hatte, versteckte sie an einer Stelle und sagte, sie möchten alle kommen, wenn sie sie herbeiriefe. Darauf verkleidete sich die Alte als ein Mädchen, richtete mit Gift eine betäubende Blume her, nahm die Blume in die eine Hand und trat vor Pärhat als eine in Liebesgram Versenkte. Als sie Pärhat erblickte, stiess sie allerlei Liebesklagen aus. Als Pärhat dieses hörte, liess er sie vor sich kommen. Darauf sprach die Alte: «Ich bin ein in Liebesschmerzen lebendes Mädchen, keines Mannes Hand hat den Saum meines Kleides berührt. In Schmerzen um den Geliebten habe ich weinend in Steppen und Gebirgen zugebracht, so hörte ich, auch Ihr habet von Liebesqualen viele Leiden erduldet und habet jetzt hier ein Haus auf dem Berge erbaut und lebet darin. Da ich dies gehört habe, wünsche ich mit Euch mich zu unterhalten, und daher bin ich zu Euch gekommen».

Als Pärhat diese Worte der Alten vernommen hatte und gehört hatte, dass sie Liebesschmerzen erduldet habe, so erzählte auch er ihr, was er Alles um seine Liebe gelitten habe. Da reichte sie Pärhat die Blume, welche sie in der Hand hielt. Pärhat nahm sie und roch daran, da fiel er ohne Besinnung um. Die Alte rief nun die versteckten 500 Menschen herbei. Als jene gekommen waren, sprach die Alte: «Ich habe den Pärhat betäubt niedergeworfen, gehet hinein und bindet ihn». Da gingen die 500 hinein, banden ihm Hände und Füsse und schleppten ihn heraus.

Damals war Schäpir abwesend, er war zu Schirin gegangen. Als nun Schäpir zurückkehrte, war Pärhat verschwunden, denn

die Leute hatten ihn gebunden weggeschleppt. Da kam Schäpir weinend zu Schirin und theilte das Unglück ihr mit. Alle beide weinten nun lange um Pärhat, denn sie meinten, sie hätten Pärhat weggeschleppt und würden ihn unter grossen Qualen tödten.

Gebunden brachte nun die Alte Pärhat zum Herrscher. Der Herrscher war sehr darüber erfreut, dass sie Pärhat gefangen genommen hatte und befahl, ihn fortzuführen und zu tödten. Aber der Wesir sprach: «Wenn wir diesen tödteten, würde es nicht gut sein, wir wollen ihm an Hände und Füsse eiserne Fesseln legen und in eine Höhle, die sich in dem Berge befindet, werfen, dann wollen wir 500 Menschen als Wache bei ihm aufstellen. Diese Leute sollen darauf sehen, dass er nicht in's Freie gelangt. Wenn Pärhat dort liegt, so wird er eines Tages selbst sterben. Es ist besser, dass er selbst stirbt».

Der Herrscher stimmte dieser Rede bei, und so legte man ihm an Hände und Füsse eiserne Fesseln, wählte 500 Menschen zu seiner Bewachung aus und warf ihn in die Höhle. Nach einigen Tagen befreite sich Pärhat in der Nacht von den Fesseln, ging aus der Höhle und hielt sich unter dem Wilde des Berges auf und sprach mit diesem, kehrte aber, sobald der Morgen herannahte, zu der Höhle zurück und lag dann wieder gefesselt an Händen und Füssen. Dies that er nun jede Nacht. Dies erfuhren sehr bald die 500 Wächter. Einige von ihnen sprachen: «Wir wollen hingehen und dies dem Herrscher melden!» Andere von ihnen aber meinten: «Wozu sollen wir das melden? er geht zwar, aber er kehrt ja von selbst zurück; wenn wir dem Herrscher anzeigen, dass er sich Nachts befreit und die Höhle verlässt so lässt er ihn tödten. Es ist besser, dass es so bleibt».

Während dieser Zeit hatte der Herrscher zwei oder drei Mal Gesandte an Schirin geschickt: «Ich habe Pärhat gefangen genommen, jetzt möge Schirin mich nehmen! Wenn sie nein sagt, so kommt er nicht mehr von mir los». Als Schirin diese Worte vernommen, legte sie sich wie krank nieder und liess die Gesandten eintreten. Als diese eingetreten waren, sprach sie: «Ich

bin seit lange krank, wenn ich genesen sein werde, will ich die Hochzeit herrichten, dann möge er kommen und mich holen!» Darauf kehrten die Gesandten heim und meldeten dem Herrscher, was Schirin gesagt habe, sie sei jetzt krank, nach ihrer Genesung möge der Herrscher sie holen. Ueber diese Rede freute sich der Herrscher sehr. Abermals schickte er einige Mal Leute hin, um sich zu erkundigen, aber jedesmal vertröstete sie diese mit Zureden und schickte sie nach Hause. Vielerlei solcher Reden wurden da gewechselt. Da trat die Alte zum Herrscher ein und theilte ihm mit, dass sich Schirin nur krank stelle: «Sie sagt Euch, sie sei krank, das ist nur eine List, sie denkt aber daran, wenn Pärhat wieder frei kommen sollte, diesen zu heirathen. Tödtet den Pärhat, dann wird Schirin Euch heirathen». Diese Rede der Alten gefiel dem Herrscher. Da fragte er die Alte: «Wie sollen wir aber Pärhat tödten?» Die Alte sprach: «Ihn zu tödten ist leicht, wenn ich zu ihm gehe und ihm mittheile, dass der Herrscher Schirin gefreit hat, so tödtet er sich selbst». Darauf sprach der Herrscher: «Diese Alte spricht die Wahrheit, wenn es so ist, so gehe zu ihm und sage ihm das, und bewirke dadurch Pärhat's Tod. Dann will ich dir viele Gnade erweisen».

Die Alte begab sich zum Pärhat; dorthingekommen, trat sie in die Höhle und begann, als sie ihn erblickte, heuchlerische Thränen zu vergiessen. Dann sagte sie Pärhat allerlei schöne Worte und sprach: «Die Weiber haben doch keine Anhänglichkeit». «Was ist denn geschehen?» fragte Pärhat. Da erwiederte die Alte:. «Da Ihr mich fragt, so bleibt mir Nichts übrig, als es Euch zu sagen; Ihr habt wegen der Schirin so viele Qualen erduldet, jetzt liegt Ihr als Gefangener hier in der Höhle, um das Alles kümmert sich Schirin blutwenig, sie hat jetzt den Herrscher geheirathet und spricht nicht von Euch, bei dem Herrscher aber befindet sie sich sehr wohl. Der Herrscher hat Schirin über alle seine Weiber erhoben, und jetzt ist sie über ihre Lage hocherfreut». Als sie so gesprochen hatte, rannte Pärhat gegen den Felsen und starb.

Als die wilden Thiere den Tod des Pärhat erfahren hatten, tödteten sie sie und zerrissen sie mit ihren Zähnen in Stücke. Dann bewachten des Berges Tiger und Löwen den Leichnam des Pärhat und liessen Niemand in die Höhle treten.

Darauf schickte abermals der Herrscher Leute zu Schirin: «Ich habe Pärhat getödtet, jetzt möge Schirin mich heirathen!» Als Schirin den Tod Pärhat's vernommen hatte, stiess sie mit dem Kopfe an die Wand und weinte. Darauf sprach sie zu den gekommenen Gesandten: «Wenn der Herrscher den Pärhat getödtet hat, so möge er mir den Leichnam geben. Pärhat hat meinetwegen viele Leiden erlitten, ich will seinen Leichnam mit meiner eigenen Hand begraben, dann will ich den Herrscher heirathen». Da begaben sich diese Leute zum Herrscher und theilten ihm diese Worte mit. Der Herrscher übergab Schirin den Leichnam des Pärhat. Schirin brachte auf ihrem Staatswagen den Leichnam des Pärhat nach ihrer Stadt, dann brachte sie ihn in ein Gewölbe und sprach zu ihrer Mutter: «Pärhat hat meinetwegen viele Qualen erlitten und ist im Liebesschmerz um mich gestorben, ich will zu seinem Leichnam gehen und bei ihm ein Wenig sitzen! Niemand aber soll mit mir zusammen eintreten». Schirin's Mutter sagte: «Wenn dies ist, mögest du so handeln».

Da trat Schirin in das Gewölbe, wohin sie Pärhat hingelegt, und verschloss die Thür. Nun warf sich Schirin so heftig auf Pärhat, dass sie fest in einander sich umschlangen und starb daselbst. Als Schirin schon lange bei Pärhat geblieben war und immer nicht herauskam, ging ihre Mutter zur Thür und rief laut, aber keine Antwort ertönte. Darauf zertrümmerte man die Thür und trat ein, da lag Pärhat und Schirin fest umschlungen und Schirin war ebenfalls gestorben. Als dies die Mutter sah, weinte sie heftig, sie liess für beide ein Grab graben, die Gebete halten und beerdigte beide in einem Grabe, ohne sie zu trennen.

Diese beiden hatten auf der Erde in ihrer Liebe zu einander viele Leiden erduldet, zusammen hatten sie auf der Erde gelebt, aber Gott, der Herr, hatte ihnen hienieden nicht die Hochzeit

gewährt, erst im Jenseits war ihnen die Vereinigung beschieden. In dem Buche ist es geschrieben, dass ihre Hochzeit am jüngsten Tage sein wird.

3) Hämra.

Einst lebte ein grosser Fürst, mit Namen Husri, der hatte zwei Frauen und einen Wesir, mit Namen Kasim. Dieser Wesir war ein trefflicher Mensch, mit ihm berieth sich der Herrscher über alle Angelegenheiten; Kinder aber hatte der Herrscher nicht. Eines Tages dachte der Herrscher über sein Alter nach, da sah er, dass er 60 Jahre alt war und bis jetzt ihm Gott kein Kind geschenkt hatte. Da sprach er bei sich: «Wenn ich sterbe, wer wird an meiner Stelle Herrscher sein? wer wird auf meinem Throne sitzen?» und weinte bitterlich. Darauf rief er seinen Wesir Kasim und sprach: «Ich habe meine Jahre berechnet, da bin ich nun 60 Jahr alt und Gott, der Herr, hat mir noch kein Kind geschenkt. Ich habe keinen Menschen, der nach meinem Tode meinen Herrschersitz einnehmen könnte, ich will jetzt mich von meinen Weibern scheiden, von meiner Herrscherwürde abdanken und als Bettelmönch in der Welt umherziehen». Da sprach sein Wesir Kasim: «O Herrscher der Welt, so darfst du nicht handeln, hier ist nicht weit ein berühmtes Heiligengrab, dort gehe hin! schlachte Vieh! opfere es auf dem Wege Gottes! Wenn man bei diesem Grabmal Gott, den Herrn, um Kinder anfleht, so gewährt er die Bitte». Diese Rede des Wesir gefiel dem Herrscher gar wohl. Der Herrscher sprach: «Ich will jetzt dorthin Schafe, Rinder und Kameele hinbringen, sie schlachten und ein Mahl bereiten lassen, dorthin wollen wir alle Menschen der Stadt ohne Ausnahme einladen und bewirthen». Darauf befahl er dem Wesir, alle nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Darnach liess er Schafe, Rinder und Kameele in grosser Zahl hinschaffen, schlachtete sie bei dem Grabmale des Heiligen, be-

reitete ein Gastmahl und lud alle Menschen der Stadt ein. Dann ging der Herrscher selbst mit seinen zwei Frauen dorthin, bewirthete alles Volk und opferte viel Gold und Silber auf dem Wege Gottes, des Herrn. Das Volk kehrte nun nach Hause zurück, aber der Herrscher blieb mit seinen beiden Frauen beim Grabmale und flehte drei Tage lang Gott, den Herrn, um Nachkommenschaft an. Dann erst kehrte er nach Hause zurück und legte sich zu seinen Frauen.

Gott gab nun dem Herrscher von beiden Frauen Kinder. Nach neun Monaten, neun Tage und neun Stunden, gebar jede der Frauen zwei Kinder. Seine ältere Frau gebar zwei Söhne, seine jüngere Frau gebar einen Sohn und eine Tochter. Da gab er den Kindern ihre Namen. Den Kindern der jüngeren Frau gab er folgende Namen: dem Sohne den Namen Hämra und der Tochter Güldschimila. Die Kinder wurden mit jedem Tage grösser. Eines Tages befahl der Herrscher den Gelehrten: «Ihr stellet das Horoskop! ich möchte wissen, ein wie langes Leben Gott, der Herr, meinen Kindern gewährt hat». Die Gelehrten stellten das Horoskop und sprachen: «Das Leben der Kinder wird 14 Jahre sein, dann nimmt der Herr ihre Seelen». Als der Herrscher dies hörte, fiel er in Ohnmacht und kam erst nach einer Stunde zur Besinnung; da weinte und jammerte er und sprach: «Gott, der Erhabene, hat mir Kinder geschenkt, nun hat sie mein Auge erschaut, aber meine Hand vermag sie nicht zu halten. Wenn diese Kinder nur 14 Jahr alt werden sollen, und er danach ihre Seelen zu sich nehmen wird, so wäre es besser gewesen, er hätte mir die Kinder nicht gegeben. Wenn der Mensch einen Baum gepflanzt hat und kann nicht die Früchte desselben geniessen, wenn er einen Garten angelegt hat und kann in ihm nicht lustwandeln, so kommt es ihm hart an». So jammerte nun der Herrscher täglich und vermochte Nichts anderes zu thun, als im Schmerz um seine Kinder zu weinen. Da trat sein Wesir Kasim zu ihm ein und sprach: «Weinet nicht so viel, sondern fasset Muth!» und redete ihm auf jede Weise gut zu. Da erfüllte der Herrscher wieder seine Herrscher-

pflichten. Als die Kinder fünf Jahr alt waren, schickte er sie in die Schule, und die Kinder gingen täglich in die Schule und lernten. Hämra wurde so ein grosser Mulla, und sein Vater fand an ihm ein besonderes Wohlgefallen.

Eines Tages berechnete der Herrscher das Alter seiner Kinder und fand, dass sie dreizehn Jahr alt waren; da rief er seinen Wesir Kasim und sprach: «Meine Kinder sind jetzt dreizehn Jahr alt, bringe du sie jetzt zu einer anderen Stadt! wenn sie sterben, so mögen sie an einem andern Orte sterben, damit mein Auge sie nicht sterben sehe!» Da erwiederte ihm Kasim: «Wenn es so ist, so gebet einem Jeden von ihnen eine Anzahl mit Waizen beladener Kameele. In Tschinimatschin ist eine grosse Hungersnoth und Theuerung, dort mögen sie hingehen». Da liess der Herrscher seinen drei Söhnen, jedem zu dreihundert Kameele mit Waizen belasten, und jene sollten als Kaufleute nach dem Lande Tschinimatschin sich begeben.

Hämra verabschiedete sich von seinen Eltern, dann von seiner jüngeren Schwester Güldschimila, die beiden Geschwister umarmten sich und weinten heftig, darauf gab Güldschimila ihrem Bruder einen leuchtenden Edelstein und sprach: «Wendet diesen Stein an, wenn die Noth Euch dazu treibt!» So nahm denn Hämra den Edelstein und reiste nach Tschinimatschin. Nachdem sie einige Tage gereist waren, gelangten sie nach Tschinimatschin. Als diese hinkamen, war das Volk in grosser Noth. Als dies Hämra sah, schenkte er dem Volke allen Waizen und die Kameele, die er mit sich geführt hatte, als Opfer auf dem Wege Gottes. Zu seinen älteren Brüdern sprach er: «Gebet auch ihr den mitgebrachten Waizen als Almosen!» Seine Brüder aber sprachen: «Wir haben den Waizen nicht hierher gebracht, um ihn zu verschenken, wir haben ihn hergebracht, um Handel zu treiben». Darauf sagte Hämra: «Wenn es so ist, so verkaufet mir Euren Waizen und Eure Kameele, ich will Euch dafür einen Edelstein geben!» Da verkauften sie ihm allen Waizen und die Kameele. Hämra vertheilte nun auch diesen Waizen und die Kameele auf

dem Wege Gottes an alles Volk. Dann sprach er zum Volke: «Wenn in dieser hungrigen Stadt Jemand mit mir zu einer Stadt, die sich im Wohlstande befindet, gehen will, so möge er mit mir gehen! Wer kein Transportvieh hat, dem will ich solches geben; wer keine Kleidung hat, dem will ich Kleidung geben; wer hungrig ist, dem will ich Speise geben». So unterstützte er alles Volk. Nachdem sie es gehört, gesellten sich zu ihm fünfhundert Menschen. Hämra gab ihnen Pferde zum Reiten und ging selbst zu Fuss. Er öffnete seine Hand und gab dem Hungrigen Speise, dem Durstenden Trank und dem Kleiderlosen Kleider. So handelnd, machte er sich auf den Weg zur Heimath. Nachdem sie einige Tage gereist waren, kam der Befehl von Gott, dem Erhabenen, man möge ihre Seelen nehmen! Da starben denn die Fürstensöhne auf dem Wege von Tschinimatschin. Als jene gestorben waren, da weinten der Wesir Kasim und die 500 Menschen, die mit ihnen fortgezogen waren, zerrissen ihre Kragen und jammerten laut. Darauf flehten der Wesir Kasim und die 500 Menschen zu Gott, dem Erhabenen, unter Gebet und Thränen und sprachen: «Gieb uns die Seelen dieser drei Jünglinge zurück, anstatt von diesen getrennt am Leben zu bleiben, wollen wir lieber sterben!» So beteten sie unter Thränen zu Gott, dem Erhabenen. Da schenkte ihnen Gott die Seelen der drei Jünglinge und verlieh ihnen ein Leben von 120 Jahren. So wurden diese lebendig, standen auf und begrüssten sich mit Kasim und den 500 Gefährten, und darauf setzten sie ihre Reise zur Heimath fort. Nach einigen Tagen kamen sie in die Nähe ihrer Stadt, und beabsichtigten, einen Menschen mit der Freudenbotschaft zu schicken; da aber der Herrscher den Befehl erlassen hatte, er wolle jedem, der ihm von der Rückkunft seiner Kinder sprechen würde, Blei in den Mund giessen, so wagte Niemand, ihm die Rückkehr seiner Kinder zu melden. Zu dieser Zeit hatte der Herrscher, als nach seiner Berechnung, die Zeit des Todes seiner Kinder gekommen war, zu ihrem Andenken ein Trauermahl seinem Volke gegeben, aber unter den Anwesenden wagte Niemand diese Freudenbotschaft zu

melden. Da kam der Wesir Kasim selbst, trat zum Herrscher, berührte mit seinen Augen die Füsse des Herrschers und brachte ihm seinen Gruss dar. Darauf sprach er:

«Deine fortgezog'ne Seele ist gekommen,
«Tschinimatschin's Karawane ist gekommen,
«Deines Gartens Rose blühet wieder,
«Und die Nachtigall singt ihre Lieder,
«Ja, von Neuem sind dir ihre Seelen
«Jetzt geschenkt».

Darauf erzählte er ihm Alles, was vorgefallen, und dass Gott seinen Söhnen ein Leben von 120 Jahren verliehen habe. Er berichtete ihm ausführlich, wie Hämra allem Volke in Tschinimatschin Wohlthaten erwiesen habe, wie er allen Waizen, den er mit sich geführt hatte, auf dem Wege Gottes geopfert habe, wie er noch fünfhundert Menschen Kleidung und Speise geschenkt und sie mit sich nehmend, sich auf den Weg gemacht habe, wie er dem Hungrigen Speise, dem Durstigen Wasser gereicht habe, wie er dann selbst zu Fuss gegangen sei, wie dann nach einigen Tagen Gott, der Erhabene, seine Seele genommen habe, wie dann Kasim, der Wesir, mit diesen fünfhundert Menschen von Gott, dem Herrn, ihre Seelen erfleht habe, wie Gott, der Herr, sie wieder lebendig gemacht und ein Leben von hundert und zwanzig Jahren geschenkt habe. Als der Herrscher dieses Alles vernommen hatte, wurde er sehr froh und erwies dem Wesir Kasim viele Gnadenbezeugungen und liebte ihn hundertmal mehr, als früher. Ueber die Freigiebigkeit und die Wohlthaten, die Hämra diesem Volke erwiesen hatte, freute sich der Herrscher sehr, und er liebte Hämra mehr, als alle seine Kinder; denn, wie Alles sich zugetragen hatte, hatte Gott, der Herr, seine Kinder wegen der Freigiebigkeit Hämra's und der Trefflichkeit des Wesir's Kasim, wieder lebendig gemacht.

In einer Nacht erblickte der Herrscher im Traume einen Vogel, der Bulbul-goja hiess; wenn dieser sang, so fielen bei jedem Tone Blumen aus seinem Munde zur Erde. Als der Herrscher im

Traume diesen Vogel gesehen hatte, wurde er von Sehnsucht nach seinem Besitze erfüllt. Aus Gram um diesen Vogel wurde der Herrscher krank und magerte ab, er ass keine Speise und siechte dahin. Als seine Kinder diesen Zustand bemerkten, fragten sie ihn: «Was ist mit Euch geschehen, dass ihr täglich mehr abmagert?» Da sagte der Herrscher: «In einer Nacht habe ich den Bulbul-goja genannten Vogel gesehen; wenn dieser Vogel singt, so fallen Blumen aus seinem Munde. Jetzt bin ich von Sehnsucht nach diesem Vogel erfüllt, und aus Gram um diesen Vogel magere ich ab». Da sagten seine beiden älteren Söhne: «Gieb uns die Erlaubniss zu reisen, so wollen wir dir diesen Vogel bringen, möge er sich auch befinden, wo er wolle». Als der Herrscher diese Rede seiner Söhne gehört hatte, wurde er von Freude erfüllt, und gab seinen beiden Söhnen die Erlaubniss zu reisen.

Diese Sache hörte auch Hämra, er trat zu seinem Vater und sprach: «Auch ich will mit meinen Brüdern nach dem Vogel ausziehen, gieb auch mir die Erlaubniss zur Reise!» Da sprach der Herrscher: «O, mein Hämra, mein Sinn erträgt nicht, sich von dir zu trennen, reise lieber nicht! Deine Brüder mögen den Vogel auffinden und herbringen». Nachdem der Herrscher so gesprochen, weinte Hämra sehr, weil der Vater ihn nicht mit seinen Brüdern hatte ziehen lassen. Als nun sein Vater sah, wie Hämra weinte, so gab er ihm die Erlaubniss und sprach: «So will ich dir nun einige Worte mit auf den Weg geben. Trenne dich niemals von deinen Brüdern! Willst du in der Nacht schlafen, so übernachte stets, wo sich eine Grabkapelle befindet!» Nachdem er zu Hämra so gesprochen, rief er die Brüder und übergab ihnen Hämra. Darnach sprach er: «Jetzt reiset ab, ich habe Euch Gott, dem Erhabenen, empfohlen».

Als sie von ihrem Vater fortgezogen waren, setzten sie einige Tage ihren Weg fort; da kamen sie zu einer Stelle, wo der Weg sich in drei Theile theilte; am Anfang dieser Wege legte Jedermann einen Stein hin, an einem dieser Steine stand eine Schrift geschrieben: «Jeder, der dieses Weges kommt und die Schrift liest, wisse,

dass, wenn er auf dem Wege nach rechts geht, er wieder zurückkehrt; geht er auf dem mittleren Wege, so ist es ungewiss, ob er zurückkommt oder nicht. Geht er aber auf dem Wege nach links, so kommt er nicht zurück».

Da sprachen die älteren Brüder: «Hier theilt sich der Weg in drei Theile, wir wollen jeder auf einem der Wege gehen». Darauf sprach Hämra: «So suchet ihr zuerst Euren Weg aus! ich will des Weges ziehen, den ihr übrig lasset». Der älteste Bruder ging auf dem rechten Wege, der mittlere Bruder auf dem mittleren Wege, aber Hämra folgte dem linken Wege, auf dem man nicht zurückkehrt.

Nachdem nun die beiden älteren Brüder eine Zeit lang ihren Weg fortgezogen waren, hatten sie keine Speise zum Essen, keine Kleidung zum Anziehen und litten grosse Qualen, heftig quälte sie der Hunger, da vermietheten sie sich bei einem Speisewirthe, trugen Holz und Wasser, sengten die Haare des Rindvieh's ab, kochten Rindfleisch, verkauften dasselbe und thaten allerlei niedere Arbeit. Den Auftrag ihres Vaters vergassen sie bei ihren Leiden.

Hämra verabschiedete sich von seinen Brüdern und zog einige Tage auf dem Wege, von dem man nicht zurückkehrt, weiter. Eines Tages sah er irgendwo eine Grabkapelle. Da sprach er: «Mein Vater hat mir gesagt, ich sollte in einer Grabkapelle übernachten, falls ich einmal im freien Felde übernachten müsste. So will ich denn diese Nacht in dieser Grabkapelle übernachten». So ging nun Hämra zur Grabkapelle und legte sich daselbst nieder; er sah einen Traum. Im Traume nun sah er ein Mädchen, das war die Tochter des Fürsten der Peri, die Hüllükar hiess, diese freite er. Hüllükar sprach: «Du hast mich gefreit, komme nun auch zu meiner Stadt!» Hämra fragte: «Du bist eine Peri-Tochter, wo ist aber deine Stadt?» Hüllükar sprach: «Meine Stadt ist einen Weg von 500 Jahren von hier entfernt». Als Hämra dies vernommen, verlor er die Besinnung. Als er wieder zu sich gekommen war, sprach er zu Hüllükar: «Mein Leben dauert nur

120 Jahr, darnach nimmt Gott, der Erhabene, meine Seele; wenn deine Stadt eine Reise von 500 Jahren von hier entfernt ist, so kann ich nicht zu dir kommen». Darauf sprach die Peri-Tochter: «Ich bin ein Peri-Mädchen, und kann dort leben, wo es mir gut dünkt; ich will nun mein Haus zu einer Stelle bringen, die nur 40 Tagereisen von hier entfernt ist! Komm du zu jener Stelle!» Hämra sprach: «Wie soll ich dich an jener Stelle auffinden?» Das Peri-Mädchen sprach: «So will ich jetzt entfliehen! verfolge mich und halte mich fest!» Hüllükar entfloh und Hämra folgte ihr nach; als er sie fast eingeholt hatte und sie festhalten wollte, da erwachte Hämra, erwachend erkannte er, dass es ein Traum gewesen, aber er entbrannte doch in Liebe zu dem im Traume gesehenen Mädchen. So zog er nun aus, um Hüllükar zu suchen, viele Tagereisen legte er zurück und erlitt unendlich viele Leiden. Den Dienst, den sein Vater ihm aufgetragen, hatte er vergessen und dachte nur an Hüllükar. Tag und Nacht ging er vorwärts und sann nur darauf, wo er Hüllükar finden könnte. Eines Tages gerieth er in eine Sandwüste, da ging er seines Weges, obgleich dort Nichts als Sand und Dornen zu finden waren; da kam er in grosse Noth. Als er zum Himmel aufblickte, flog ein Vögelchen singend daher. Da sprach Hämra zu sich selbst: «Wenn ich dieses Vögelchen nach dem Wege frage, wird es mir ihn zeigen». So sprach er zum Vögelchen:

«Lerche, du dort in den Lüften,
«Hast zum Singen deine Zunge,
«Mir, dem Menschen, der in Noth ist,
«Zeige doch jetzt seinen Weg!»

Da flog die Lerche aus der Luft zur Erde herab und zeigte Hämra den Weg, indem sie vor ihm herflog. So ging nun Hämra viele Tage diesen Weg und kam, nachdem er neunundreissig Tage gewandert war, zu einem Berge. Als er diesen erblickte, sprach er zu sich im Gedanken: «Wenn ich zur Spitze dieses Berges gelangt bin, werde ich das Haus der Geliebten erblicken, sie hat mir gesagt, ich werde sie nach vierzig Tagen finden; heute sind

neununddreissig Tage vergangen, nun ist nur noch ein Tag übrig geblieben». So sprechend, stieg er zum Gipfel des Berges empor. Am Abend dieses Tages legte er sich auf der Höhe des Berges nieder. Als er sich am Morgen umschaute, erblickte er einen Garten und sprach zu sich selbst: «Dieser Garten scheint der Garten meiner Geliebten zu sein; ich will mich zu ihm begeben». Da stieg Hämra vom Berge herab und schritt auf den Garten zu; nachdem er eine Zeit lang gegangen, gelangte er zu diesem Garten. Die Mauer desselben war sehr hoch, und nirgends fand sich eine Thür, durch die man eintreten konnte. Da ging er dreimal um den Garten herum, um einen Eingang zu finden, fand aber keinen. Es fand sich aber an einer Stelle eine Wasserröhre, durch diese gelangte Hämra in das Innere des Gartens. Im Innern des Gartens war aber kein Mensch, mitten im Garten war ein See, der war mit Wasser gefüllt, sonst waren im Garten verschiedenartige Bäume und Früchte.

Da sprach Hämra zu sich: «Dies ist gewiss der Garten meiner Geliebten, ich will mich irgendwo verbergen! wenn meine Geliebte kommt, wird sie mich erkennen. Wenn es aber der Garten meines Feindes ist, wird er kommen und mich tödten». Er erstieg einen Baum und versteckte sich. Nach einiger Zeit kamen einige Tauben, tauchten im Wasser des See's unter, schüttelten sich, aus dem Wasser kommend, und wurden zu Mädchen. Alles waren Peri-Mädchen. Hämra sah sie sich an, fand aber unter ihnen seine Geliebte nicht. Wieder kam ein Schwarm Tauben, auch diese tauchten im Wasser des See's unter, schüttelten sich und wurden zu Mädchen. Auch sie sah sich Hämra an, unter ihnen war auch seine Geliebte nicht. Abermals kam ein Schwarm Tauben, unter diesen befand sich ein Papagei, auch sie tauchten im See unter, schüttelten sich und wurden zu Mädchen. Auch der Papagei wurde ein Mädchen, und zwar war es seine Geliebte Hüllükar, die er im Traume gesehen hatte. Da freute sich Hämra in seinem Sinne, dass er die Geliebte gefunden hatte. Da sprach Hüllükar zu ihren Gefährtinnen: «In diesen Garten ist der Geruch

von Menschen gekommen, findet ihn!» Da suchten die Mädchen im Garten, fanden aber Nichts. Darauf suchte Hüllükar selbst mit einigen Mädchen, fand aber auch Nichts. Da sprach sie: «Mensch, der du in diesem Garten bist, zeige dich selbst; wenn du mein Geliebter Hämra bist, so zeige dich selbst». Da stieg Hämra vom Baume herab und zeigte sich.

Er begrüsste sich mit Hüllükar, und sie sprachen viel über ihre Leiden und Freuden. Da sprach Hüllükar: «Gott, der Herr, hat mich für Euch bestimmt, ich habe Euch geheirathet». Hämra sprach: «Wen hast du als Zeugen dafür, dass wir uns geheirathet haben?» Hüllükar sprach: «Als Ihr, auf dem Wege kommend, in einer Grabkapelle übernachtetet, wurden wir getraut. Ihr fragtet: du bist eine Peri, wo ist deine Stadt? Ich antwortete: meine Stadt ist von hier 500 Jahre entfernt. Da sprachet ihr: mein Leben währt nicht 500 Jahre, ich habe nur 120 Jahre zu leben. Darauf sagte ich: ich bin eine Peri und kann leben wo ich will, ich will daher mein Haus 40 Tagereisen von hier aufschlagen, komm dahin! Ihr sprachet: wenn ich 40 Tage gereist bin, wie soll ich dich finden? Da antwortete ich: so will ich denn fliehen! Ihr möget mir folgen! Ich entfloh darauf und Ihr folgtet mir, als Ihr mich eben einfangen wolltet, wachtet Ihr auf. Alles dies mag mir zum Zeugniss dienen». Da erkannte Hämra, dass sie richtig geredet.

Darauf lebten Hämra und Hüllükar in jenem Garten als Mann und Frau. So vergingen einige Monate. Eines Tages sass Hämra und Hüllükar beisammen und unterhielten sich, da kam ihm der vom Vater aufgetragene Dienst in den Sinn; da seufzte Hämra und fing an zu weinen. Hüllükar sprach: «Was seufzet und weinet Ihr, Ihr habt wohl noch eine andere Geliebte ausser mir?» Hämra antwortete: «Ich habe keine Geliebte; wir sind aber drei Söhne eines Vaters, uns dreien hat nun unser Vater einen Dienst aufgetragen. Unser Vater hatte nämlich eine Nacht im Traume einen Bulbuli-goja genannten Vogel gesehen, und sehnte sich nach ihm; daher zogen wir aus, um diesen zu suchen. Als wir zu einer Stelle

kamen, theilte sich der Weg in drei Theile, und wir drei toltgen jeder einem andern Wege, um den Vogel Bulbuli-goja zu suchen. Ich habe nun auf meinem Wege nach Gottes Rathschluss dich geheirathet, habe viele Leiden erduldet, und der Dienst für den Vater ist meinem Gedächtnisse entschwunden. Als dies Alles mir in den Sinn kam, weinte ich. Wo sind meine Brüder, haben sie den Vogel gefunden oder nicht? Ich bin nun hier geblieben und habe den Dienst des Vaters nicht erfüllt». Darauf sprach Hüllükar: «Diesen Vogel haben Eure Brüder nicht finden können, Ihr werdet ihn aber finden, denn dieser Vogel gehört uns. Mein Vater war nämlich der Herrscher der Peri, wir waren aber vom Vater zwei Töchter; nach dem Tode des Vaters theilten wir uns in die Habe. Unser Vater hinterliess 400 Städte und viele Sclaven, und unendliche Habe. Die Hälfte des Nachlasses hat meine Schwester genommen, die Hälfte habe ich erhalten. Bei dieser Theilung erhielt meine Schwester den Bulbuli-goja. Ich will daher zu meiner Schwester einen Boten senden und ihr anzeigen, dass ich des Vogels bedarf, sie solle ihn mir geben! Giebt sie ihn nicht, so sammle ich ein Heer, überziehe sie mit Krieg und bringe dir den Vogel». Darauf sprach Hämra: «So darf es nicht geschehen, es ist besser den Vogel im Guten zu erlangen». Hüllükar aber meinte: «Den Vogel giebt meine Schwester nicht im Guten heraus. Ich will dich aber mit einem Diwä hinschicken! Du stehle den Vogel. Wir Peri schlafen nämlich auf einmal sieben Tage, und heute liegt meine Schwester im Schlafe; du ziehe nun mit meinem Diwä hin, lass den Diwä im Freien zurück, tritt selbst ein und hole dir den Bulbuli-goja heraus! Oeffne aber ja dort den Käfig nicht».

So gab sie ihm einen Diwä und schickte ihn zur Stadt der älteren Schwester, nach dem Bulbuli-goja. Die Stadt war zwar 500 Jahre Weges entfernt, der Diwä aber hob Hämra auf und erreichte die Stelle, welche 500 Jahre Weges entfernt war, in zwei Stunden.

So kam er zur Stadt von Hüllükar's Schwester. Jetzt liess

Hämra den Diwä auf dem Felde und ging selbst in die Stadt. Da lagen alle Diwä im tiefen Schlafe. Er ging bei ihnen vorbei und trat in ein Haus, dort lag Hüllükar's Schwester auf einem Throne und schlief, und Hämra sah, wie oberhalb des Thrones der Vogel Bulbuli-goja in einem Käfige hing. Als ihn Hämra erblickte, stieg er auf den Thron, nahm Bulbuli-goja mit dem Käfige und begab sich in's Freie. Da sprach er zu sich selbst: «Mein Vater war von Sehnsucht nach diesem Vogel erfüllt, ich will den Käfig öffnen und ihn mir ansehn!» Er öffnete den Käfig. Als der Vogel Hämra erblickte, rief er: «Ein Menschenkind», und aus seinen Schnabel fielen Blumen zur Erde. Als sie die Stimme Bulbuligoja's gehört hatten, erwachten die Diwä, ergriffen Hämra und schleppten ihn vor ihre Fürstin: «Dieser Mensch hat den Bulbuligoja gestohlen», meldeten sie. Da sprach die Fürstin: «Hebt ihn zum Himmel auf und werfet ihn auf die Erde». Da fasste ein Diwä den Hämra und stieg mit ihm zum Himmel empor. Aber der Diwä, der mit Hämra gekommen war, brachte Hüllükar die Nachricht, dass man Hämra zum Himmel heraufgeführt habe. Da verwandelte sich Hüllükar in eine Taube, flog zum Himmel empor, fasste Hämra und liess ihn nicht zur Erde fallen. Als Hämra zu sich kam, war er wie eine Leiche. Da weinte Hüllükar, rief ihre Gelehrten und Aerzte herbei und befahl Hämra zu heilen. Die Aerzte sahen Hämra an und sprachen: «Die Krankheit Hämra's ist sehr heftig, der wird nicht schnell gesund; gieb uns vierzig Tage Frist, wir werden ihm Arzenei geben, ihn pflegen und in 40 Tagen gesund machen». Hüllükar sprach: «Wenn es so ist, pfleget ihn an meiner Seite». Da gaben ihm die Aerzte jeden Tag einmal Medicin und pflegten ihn, und Hämra war am vierzigsten Tage so weit hergestellt, dass er zu sprechen vermochte. Darauf pflegten sie ihn noch einige Zeit, da wurde er wieder, wie er früher gewesen. Dann schickte Hüllükar einen Boten an ihre Schwester mit einem Briefe; darin stand geschrieben, dass sie ihr den Vogel Bulbuli-goja übergäbe, da er ihr nöthig sei. Wenn sie ihn nicht geben würde, werde sie ihn mit Ge-

walt holen. Als die Schwester diese Worte hörte, sprach sie: Meine Schwester will mir den Vogel nehmen und einem Menschenkinde geben, diesen achtet sie höher als mich. So möge sie mir diesen Menschen zeigen! wenn ich ihn gesehen habe, so will ich ihr den Vogel geben». Da zeigte Hüllükar ihrer Schwester den Hämra, und die Schwester entbrannte in Liebe zu ihm. Zu Hüllükar sprach sie: «Gieb mir diesen Menschen! ich liebe ihn heftig, ich bin die Aeltere und du die Jüngere. Geziemt es sich etwa, dass du dich eher verheirathest als ich?» Da sprach Hüllükar: «Diesen hat mir Gott bestimmt, da ich deine jüngere Schwester bin, so darfst du meinen Mann, dem Scheriät gemäss, nicht heirathen». Da sprach die Schwester: «Wir wollen beide diesen Streit vor den Kadi bringen; wem der Kadi befiehlt, die soll Hämra heirathen». Alle beide beschlossen zum Kadi zu gehen. In jener Stadt lebte ein Kadi, der in Hüllükar's Schwester verliebt war. Die Schwester begab sich heimlich zu diesem Kadi und sprach zu ihm: «Hüllükar hat einen Menschen geheirathet, ich aber bin zu ihm in Liebe entbrannt; du gieb ihn mir! sprach ich zu ihr, sie aber hat es verweigert; geziemt es sich für sie, die Jüngere, sich eher als ich zu vermählen? Wir wollen jetzt vor dir unsern Streit führen, du aber theile mir dieses Menschenkind zu! Ich will dir die vom Vater hinterlassenen 400 Städte geben! Will dir 40,000 Sclaven geben! 40,000 Mägde geben! 40,000 Pferde geben!» Darauf sprach der Kadi: «Ich brauche weder deine Städte noch deine Sclaven, noch deine Pferde. Seit vielen Jahren entbrenne ich zu dir in Liebe, du aber hörst auf meine Worte nicht. Jetzt bist du zu mir gekommen; wenn du mich aber jede deiner Wangen fünfzehnmal küssen lässt, so will ich dir den Hämra zuertheilen». Jene sprach: «Giebst du mir den Hämra, so küsse!» Da küsste sie der Kadi auf beide Wangen, im Ganzen dreissig Mal. «Jetzt gehe!» sprach er, «ich will dir Hämra zusprechen». Darauf sprach Hüllükar zu sich selbst: «Der uns richtende Kadi ist in meine Schwester verliebt; wenn ihm meine Schwester allerlei Schätze versprechen sollte, so ist es möglich,

dass der Kadi einwilligt und ihr Hämra zuspricht. Ich will hingehen und den Kadi mit Worten einschüchtern. Dann wird er ihn mir zusprechen». So ging Hüllükar zu dem Kadi. Nachdem sie mancherlei Worte gesprochen, sagte sie: «O Kadi, du urtheile hier nach Gerechtigkeit! Wenn du nicht nach Gerechtigkeit richtest, wenn du Hämra meiner Schwester zusprichst, so schlage ich dir den Kopf ab. Wie viel Schätze dir meine Schwester auch versprochen hat, ich will dich mit Schätzen sättigen. Richte gerecht, o Kadi!» Mit solchen Reden setzte sie den Kadi in Furcht. Der Kadi sprach zu sich: «Wenn ich Hämra der Schwester der Hüllükar zuspreche, so tödtet sie mich; ich will die Sache nach Recht entscheiden und ihn der Hüllükar zusprechen».

Darauf gingen Hüllükar und ihre Schwester vor den Richter, um den Streit über Hämra zu schlichten. Der Kadi fragte beide Peri-Mädchen und sprach zuletzt den Hämra der Hüllükar zu. Da entbrannte die Schwester der Hüllükar in Zorn gegen den Kadi und sprach: «Du hast mir versprochen, mir den Hämra zu geben, und hast meine beiden Wangen dreissig Mal geküsst, jetzt hast du ihn der Hüllükar zuerkannt!» Der Kadi antwortete: «Nach dem Scheriät kommt er dir nicht zu. Wie soll ich ihn gegen das Gesetz dir geben?» Jene aber sprach: «Du hast mich dreissig Mal geküsst, gieb mir die Küsse zurück! Giebst du sie mir nicht zurück, so schlage ich dir den Kopf ab». Da gerieth der Kadi in Furcht, und wusste nicht, was er thun sollte, und senkte den Blick zu Boden. Aber Hüllükar trat ein und bat um das Leben des Kadi. Nun kehrte sie mit dem Bulbuli-goja und Hämra nach ihrer Stadt zurück. Nachdem Hämra dort einige Tage geblieben, verabschiedete er sich von Hüllükar, nahm den Vogel Bulbuli-goja und reiste zu seinem Vater. Nach einer langen Reise gelangte er zu der Stelle, wo der Weg sich in drei Theile theilt. Als er dort hingekommen, dachte er an seine Brüder. «Sind sie zurückgekehrt oder nicht? Wir alle drei haben drei Pfeile an dem Anfange der Wege befestigt; wer von uns früher eintreffen würde, der solle seinen Pfeil mitnehmen; so wollten wir erkennen, wer

heimgekehrt und noch nicht heimgekehrt wäre». Er betrachtete die Stellen, wo die Pfeile sich befanden, da waren noch alle Pfeile da. «Meine Brüder sind noch nicht zurück; es passt sich nicht, dass ich den Vogel jetzt heimbringe, ich will erst meine Brüder aufsuchen! Dann will ich mit dem Vogel Bulbuli-goja und den Brüdern zu meinem Vater heimkehren». So verbarg er den Bulbuli-goja und suchte seine Brüder. Dabei kam er zu einer Stadt. Da waren seine Brüder im Dienste eines Fleischers, trugen Holz und Wasser und machten Feuer an. Als er seine Brüder so wiedersah, weinte Hämra heftig. «Wir sind Fürstensöhne, aber jetzt, getrennt von unserer Stadt, leben wir so. Wenn wir in eine fremde Stadt gekommen sind, so kennt Niemand unsere Würde». So nahm nun Hämra seine Brüder mit sich und kehrte heim; er erzählte ihnen Alles, was ihm zugestossen war, was er für Leiden erlitten hatte, wie oft er dem Tode entronnen war, wie er unter diesen Leiden endlich den Vogel Bulbuli-goja gefunden habe. Alles dies erzählte er seinen Brüdern.

Zuletzt kamen sie zu der Stelle, wo er den Bulbuli-goja verborgen hatte, da nahm er den Vogel und zeigte ihn den Brüdern, und dann machten sich alle drei auf die Reise.

Nachdem sie eine Zeit lang ihre Reise fortgesetzt hatten, sprachen die Brüder: «Wir sind hungrig geworden, du gehe zu dieser Stadt und kaufe Brot». Da ging Hämra hin, um Brot zu kaufen. Als sie den Bruder nach Brot geschickt hatten, hielten sie Rath: «Als unser Vater uns nach Tschinimatschin geschickt hatte, hat Hämra allein alles Nöthige vollbracht; als unser Vater dies erfahren hatte, hat er ihn besonders lieb gewonnen; jetzt hat Hämra wiederum allein den Vogel Bulbuli-goja gefunden, da wird ihn der Vater noch mehr lieben, wir aber haben dem Vater keinen Dienst geleistet. Wenn jetzt Hämra das Brot bringt, so wollen wir ihn beschuldigen, er sei mit dem Brote zulange fortgeblieben und ihn tödten. Den Vogel wollen wir aber dem Vater bringen und sagen, wir hätten ihn gefunden. Wenn der Vater aber nach Hämra fragt, so sagen wir, wir wüssten Nichts von ihm. Wir

wollen sagen, zuerst seien wir zusammen gereist, dann habe er sich aber von uns getrennt». Solchen Beschluss fassten sie.

Als Hämra das Brot gebracht hatte, sagten seine Brüder: «Du bist zu lange ausgeblieben und wir sind sehr hungrig, darum wollen wir dich tödten». Als sie ihn tödten wollten, sprach Hämra: «Tödtet mich nicht! werfet mich in diesen Brunnen! da will ich liegen und sterben». Da stachen die Brüder dem Hämra beide Augen aus und warfen ihn in den Brunnen. Die beiden Augen gaben sie dem Vogel, der aber ass sie nicht, sondern barg sie unter den Flügeln. Darauf nahmen sie den Vogel, reisten zu ihrem Vater und sprachen: «Wir haben den Bulbuli-goja gebracht». Da fragte ihr Vater nach Hämra und die Brüder antworteten: «Nachdem Hämra mit uns fortgezogen war, sprach er: ich will nicht mit Euch gehen! und trennte sich von uns, wir wissen nicht, wo Hämra ist». Da hatte der Vater keine Freude daran, dass sie ihm den Vogel gebracht hatten, sondern weinte heftig über den Verlust Hämra's. Darauf liess er den Vogel bringen und öffnete den Käfig, aber der Vogel sang nicht. Da wurde der Herrscher zornig auf den Vogel und sprach: «Ich habe mich so nach dir gesehnt, dass ich drei Söhne ausschickte, um dich zu suchen; einer meiner Söhne ist aber von der Reise nicht zurückgekehrt; da freue ich mich nicht, dass man dich herbeigebracht hat. Meinen Sohn Hämra hätte ich nicht für hundert solcher Vögel, wie du bist, hingegeben; nachdem ich nun so viel Leiden wegen deiner Herbeischaffung geduldet habe, was singst du nun nicht einmal? Rufet den Henker, er möge diesen Vogel tödten!» Da sang der Vogel: «Diese Leute haben mich nicht herbeigeholt, dem, der mich gebracht hat, haben sie beide Augen ausgestochen und ihn in den Brunnen geworfen, darum singe ich nicht». Als der Herrscher dies gehört hatte und des Hämra Augen sah, fiel er in Ohnmacht, stürzte von seinem Throne herab und zerriss seine Kleider. Als die beiden Brüder den Jammer ihres Vaters sahen, wurden sie über ihre Unthat betrübt. Darauf nahm nun der Herrscher den Vogel Bulbuli-goja, seine beiden Söhne und ein grosses Gefolge

mit sich und begab sich zu dem Brunnen, in den man Hämra geworfen hatte. Dann holte er Hämra aus dem Brunnen, dem hatte man aber die Augen ausgestochen, und er konnte nicht sehen. Heftig weinte der Vater über den Zustand des Sohnes und wusste nicht, wie er die Augen des Sohnes heilen sollte.

Da donnerte der Himmel und es wurde dunkele Nacht, so dass Alle in Furcht geriethen. Hämra aber sprach: «Tretet zurück, es kommen Peri, die aber meiden die Menschen». Da ritt der Vater mit seinem Gefolge abseits, Hüllükar liess sich nun vom Himmel herab und weinte heftig, als sie Hämra so erblickte. Aber der Vogel gab ihr die beiden Augen des Hämra; da legte sie Hüllükar an ihre Stelle und fächelte mit ihren Flügeln, Hämra genas und konnte wie früher sehen.

Darauf ging er zu seinem Vater und begrüsste ihn, er begrüsste auch alles Volk, das mit dem Vater gekommen war; dann erzählte er dem Vater und dem Volke alle Schicksale, die ihm zugestossen waren und auch die Handlungsweise seiner Brüder. Da liess der Vater die Arme der Brüder binden und übergab sie dem Hämra: «Räche an ihnen alle deine Leiden, alle Schmerzen, und tödte sie, wenn du willst!» Hämra aber sprach: «Meine Brüder haben mir aus Unkenntniss Unrecht zugefügt, ich aber will kein Unrecht thun, trotz der Unthaten, die die Brüder an mir verübt haben; hat mich doch Gott, der Herr, behütet; ich verzeihe meinen Brüdern alles Unrecht, das sie mir zugefügt haben; Gutes will ich ihnen thun, so viel ich kann, aber Böses werde ich ihnen nicht zufügen».

Als die Brüder Hämra's Worte vernommen hatten, erkannten sie ihr Unrecht und empfanden Reue, und da Hämra ihre Reue erkannte, so redete er ihnen noch gut zu, dass sie sich wegen ihrer Thaten nicht zu sehr grämen sollten; «die Leiden sind mir von Gott geschickt», so sprechend umarmte er die Brüder.

Der Herrscher, das Volk und die Brüder wunderten sich über Hämra's Güte. Da nahm nun der Herrscher den Hämra, den Vogel Bulbuli-goja mit sich, und kehrte an der Spitze seines Volkes

nach seiner Stadt zurück. Hämra aber führte Hüllükar mit sich. Als sie zur Stadt gekommen, feierte der Herrscher mehrere Tage lang Feste zu Ehren der Rückkunft Hämra's. Darauf lud der Herrscher die ganze Stadt ein und feierte die Hochzeit seines Sohnes mit Hüllükar, die dauerte 40 Tage. Kein Auge hatte eine solche Hochzeit gesehen, kein Ohr von solcher Hochzeit gehört, selbst die Peri wunderten sich über diese Feier. Da der Herrscher nun Bulbuli-goja gefunden, so war sein Sinn befriedigt und er verlebte noch mehrere Jahre als Herrscher, dann starb er. An seine Stelle wurde Hämra Herrscher. Als er Herrscher geworden, herrschte er über die Menschen und über die Peri. Seine Brüder machte er zu Befehlshabern zweier Städte, er herrschte selbst in Gemeinschaft mit Hüllükar viele Jahre und schied zuletzt aus dieser Welt.

4) Säipül Mülük.

Es lebte der Sohn eines Fürsten, mit Namen Säipül Mülük; der Vater desselben war ein sehr gerechter Herrscher. Er besass den Ring des Propheten Salomo, deshalb gebot er über alle Länder. Säipül Mülük war der einzige Sohn dieses Herrschers, dieser sein Sohn war von hohem Verstande, und weise und gelehrt. Einst sprach der Herrscher in seinem Sinne: «Wenn ich sterbe, und mein Sohn an meiner Statt Herrscher wird, so soll er ein trefflicher Herrscher werden». Daher erzog er seinen Sohn, wie es sich geziemte. Dieser Sohn war sehr tapfer und von herrlichem Aeussern; jeder Mensch, der ihn sah, verliebte sich in ihn. Als Säipül Mülük noch in der Schule lernte und zwölf Jahr alt war, erblickte er im Traume das Peri-Mädchen Bädälwani und verliebte sich in das im Traume geschene Mädchen. Da kränkelte Säipül Mülük jeden Tag mehr hin und war zuletzt ganz abgemagert. Als der Herrscher sah, wie sein Sohn immer mehr abmagerte, so befahl er seinen Gelehrten, sie sollten ihm Arzenei ge-

ben und ihn heilen, da er in seinem Liebesleide krank geworden sei. Obgleich nun die Aerzte ihm allerlei Medicin gaben, so half diese doch in keiner Weise. Als der Herrscher sah, dass Nichts half, so nahm er seinen Sohn eines Tages bei der Hand und zeigte ihm alle wunderbaren Dinge seines Hauses; vielleicht, meinte er, wird mein Sohn die Geliebte vergessen, wenn er die wunderbaren Dinge erschaut. Da sah Säipül Mülük einen Kasten, und fragte seinen Vater, was in dem Kasten sei. Da sprach der Herrscher: «In diesem Kasten ist ein von Gelehrten verfertigter Spiegel». Da sprach Säipül Mülük: «Oeffnet doch diesen Kasten, ich möchte ihn schauen». Da öffnete sein Vater den Kasten. Säipül Mülük nahm den Spiegel in die Hand, schaute hinein und erblickte seine im Traum erschienene Geliebte. Als er sie gesehen, fiel er in Ohnmacht. Da wurde der Vater betrübt, dass er ihm den Spiegel gezeigt hatte, verschloss den Spiegel und zeigte ihn nicht mehr; da bespritzte man Säipül Mülük mit Wohlgerüchen und er kam wieder zu sich.

Mit jedem Tage nahm die Krankheit Säipül Mülük's zu, aber die Arzenei der Gelehrten brachte durchaus keinen Vortheil. Da sprach der Herrscher zu den Gelehrten: «Was muss jetzt geschehen?» Die Gelehrten sprachen: «Das Heilmittel gegen Liebesschmerz ist die Geliebte. Wenn wir Säipül Mülük zu der Geliebten senden, und er sie findet, so wird er genesen». Da erwiederte der Herrscher: «Jetzt müsste man ergründen, wo seine Geliebte weilt; stellet ihr das Horoskop!» Die Gelehrten stellten das Horoskop und sprachen: «Säipül Mülük's Geliebte ist ein Peri-Mädchen, der Weg zu ihr währt 500 Jahre». Der Herrscher aber sprach: «Des Menschen Leben währt nicht 500 Jahre, deshalb ist auch keine Möglichkeit, dass er sie erreichen kann». Die Gelehrten antworteten: «Wenn du ihm den Ring des Propheten Salomo übergiebst, so findet sie Säipül Mülük selbst». Darnach sprach der Herrscher: «Wenn es so ist, machet für ihn Schiffe zurecht! ich will Säipül Mülük 300 Menschen zu Gefährten geben! mit diesen möge er die Geliebte aufsuchen!» Da rüstete

man für Säipül Mülük fünf Schiffe aus, eins der Schiffe baute man für Säipül Mülük selbst, da stellte man einen Thron auf, auf diesen Thron setzte man Säipül Mülük, gab ihm den Ring des Propheten Salomo, und brachte noch zehn Gefährten auf das Schiff.

Säipül Mülük hatte einen Milchbruder, den setzte man zu ihm auf den Thron; mit diesem lebte nämlich Säipül Mülük in innigster Freundschaft, unternahm ohne ihn Nichts und liebte ihn sehr. Darauf brachte man die andern Leute in die übrigen Schiffe, und sie reisten nun zu Wasser nach der Stadt der Bädälwani.

So fuhren sie auf dem Flusse drei Monat Weges, da erhob sich ein heftiger Wind, die Schiffe scheiterten und alle Menschen kamen im Wasser um. Säipül Mülük blieb mit seinem Milchbruder auf dem Throne. Vor Schrecken schwand ihnen die Besinnung. Aber Gott, der Herr, behütete sie; als sie wieder zu sich kamen, war der Thron an den Strand getrieben. Beide traten nun an's Land und setzten eine Zeit lang ihren Weg auf dem Lande fort. Da kamen sie wiederum zum Ufer eines Flusses, und es bot sich keine Furth zum Passiren des Flusses dar. Da zimmerten sie sich ein Floss und befuhren auf diesem den Fluss. Nachdem sie eine Zeit lang gefahren, zerbrach das Floss in zwei Theile, und jeder von ihnen wurde auf einem Theile des Flosses fortgetrieben. Gott, der Herr, aber behütete sie.

Säipül Mülük's Milchbruder kam, nachdem er eine Zeit lang fortgetrieben war, an's Land; da weinte er und zerriss seinen Kragen, aus Schmerz darüber, dass sein Milchbruder Säipül Mülük umgekommen war. Darauf machte er sich auf den Weg. Er zog nun von Stadt zu Stadt, um seinen Milchbruder Säipül Mülük aufzusuchen, wenn auch er glücklich an's Land gekommen wäre.

Säipül Mülük wurde ebenfalls eine Zeit lang auf dem Flusse fortgetrieben, eines Tages gelangte er an's Land und weinte heftig, dass er von seinem Milchbruder getrennt war, dass er allein geblieben war und nicht wusste, welchen Weg er zu nehmen habe. Ueber das heftige Weinen dieses fingen auch die Vögel in

der Luft zu weinen an. Darauf betrat Säipül Mülük einen Weg und ging weiter. Auf diesem Wege erlitt er viele Qualen, das Blut floss aus seinen Füssen, aber doch schritt er rüstig weiter. Fünf bis sechs Monate setzte er seinen Weg fort, sah aber während der ganzen Zeit Nichts als Sand und Dornen. Eines Tages ging er auch seines Weges, da begegnete ihm der Prophet Chisir; als er diesen erblickte, bot er ihm den Gruss. Chisir fragte ihn, wie es ihm gehe. Da erzählte er ihm Alles, was ihm zugestossen war: wie er von Liebe zu Bädälwani erfüllt sei, wie er mit dreihundert Menschen auf Schiffen ausgezogen, um die Geliebte zu suchen, wie sie Schiffbruch erlitten und alle Leute ertrunken seien, wie er allein mit dem Milchbruder am Leben geblieben und mit diesem dann zusammen einige Monate ihre Reise fortgesetzt hätten, wie sie sich dann ein Floss gezimmert hätten, auf dem Flusse gefahren seien und das Floss zerbrochen sei, wie sie dann getrennt worden wären, und er, an's Ufer gelangt, nun während fünf oder sechs Monaten viele Leiden erduldet habe. Da sprach zu ihm Chisir vielerlei Worte. Er gab ihm einen Stab, der ihm in der Noth Nutzen bringen würde. Darauf sprach er: «Wenn du diesen Weg gehst, so kommst du zu einem Brunnen; in diesem Brunnen hat der Diwä Süpäti ein Haus gebaut und lebt daselbst. Er hat dorthin siebzehn Fürstentöchter gebracht und zu Gefangenen gemacht; wenn du dorthin kommst, so steige in den Brunnen und befreie die Mädchen aus der Gefangenschaft. Darauf wirst du zu deiner Geliebten gelangen». Dann fasste der Prophet Chisir Säipül Mülük bei der Hand und brachte ihn zu einem Wege, und dieser folgte diesem Wege einige Tage lang.

Zu dem von Chisir bezeichneten Brunnen kam er, aber der Diwä Supäti hatte die Brunnenöffnung mit einem Steine verschlossen; jenen Stein aufzuheben hatte er keine Kraft. Da fiel es Säipül Mülük ein, dass Chisir ihm einen Stock gegeben hatte; mit diesem hob er den Stein auf und stieg in den Brunnen hinab. Als er dort einige Zeit fortgegangen war, gelangte er zur Thür eines Hauses; diese Thür war mit einem Schlosse verschlossen.

Da schlug er mit dem Stock auf das Schloss, und dieses öffnete sich; dann trat er in das Haus. Als er eintrat, zitterten die Fürstentöchter vor Furcht. Säipül Mülük sah ihre Furcht und sprach: «Fürchtet Euch nicht vor mir! ich bin gekommen, um Euch zu befreien». Als die Mädchen dies gehört hatten, waren sie sehr erfreut «Seit einigen Tagen», sprachen sie, «ist der Diwä abwesend, und wir fürchteten uns, weil wir meinten, der Diwä sei gekommen». Dann fragte sie Säipül Mülük, wessen Töchter sie seien, und alle nannten ihm die Namen ihrer Väter; alles waren Fürstentöchter. Unter diesen befand sich ein Mädchen, das war sehr schön, auch diese fragte er, wessen Tochter sie sei. Jene sprach: «Ich bin die Milchschwester der Tochter des Peri-Fürsten, meine Mutter ist die Schwester der Mutter jener Fürstentochter». Da fragte sie Säipül Mülük: «Wie heisst denn jene Fürstentochter?» Jene sprach: «Sie heisst Bädälwani». Da freute sich Säipül Mülük, dass er endlich seine Geliebte gefunden habe. Darnach fragte er: «Wann kommt der Diwä Süpäti?» Jenes Mädchen sprach: «Er kommt heute oder morgen». Säipül Mülük sprach: «Wenn der Diwä kommt, so frage ihn, wo er seine Seele versteckt habe; denn die Diwä verstecken stets irgendwo ihre Seelen, darum sterben sie nicht, wenn man sie mit dem Schwerte schlägt». Das Mädchen aber antwortete: «Ich habe eines Tages zum Diwä gesagt, ich hätte gehört, dass die Diwä ihre Seele zu verstecken pflegen, der Diwä aber antwortete: warum fragst du nach meiner Seele? und sagte es mir nicht. Darauf weinte ich und sprach: es ist nun zwei Jahre her, dass du mich von meinem Vater und meiner Mutter getrennt und hierher gebracht hast, und jetzt sagst du mir nicht einmal, wonach ich dich frage. Darauf sprach der Diwä: du weine nicht! ich will es dir sagen! ich hatte nur gefürchtet, dass, wenn ich es dir sage, ein Mensch kommen und mich tödten möchte, daher habe ich es dir nicht gesagt. Wenn ich es dir aber auch sage, so kann sie (die Seele) doch kein Mensch erlangen. Jenseits von sieben Flüssen, habe ich im Bette eines Flusses ein Loch gegraben, habe meine Seele in eine Taube verwandelt, sie in ei-

nen Kasten gelegt, den Kasten verschlossen und ihn vergraben. Da fragte ich denn abermals: wenn dich nun ein Mensch tödten wollte, wie muss er das anfangen? Als ich ihn so gefragt hatte, sagte er: wenn in der Hand jenes Menschen der Ring des Propheten Salomo sich befindet, wenn ihm Chisir seinen Stab gegeben hat, und wenn dieser Mensch mit dem Stocke auf den Fluss schlägt, so kommt meine Seele von selbst vom Grunde des Flusses hervor. Jetzt aber hat kein Mensch jenen Ring, und so kann Niemand mich tödten». Als sie so gesprochen, antwortete Säipül Mülük: «Da es sich so verhält, so kann ich ihn mit Hülfe Gottes tödten, ich besitze jenen Ring, habe auch den Stab, den mir der Prophet Chisir gegeben. Zuerst will ich jetzt hingehen und den Diwä Süpäti tödten, dann will ich Euch aus dem Brunnen herausholen».

Säipül Mülük ging nun hin, durchschritt die sieben Flüsse und schlug mit dem Stabe auf den Fluss, wo der Diwä seine Seele verborgen hatte. Die Seele des Diwä kam mit dem Kasten hervor. Er öffnete den Kasten und fand darin eine Taube. Diese Taube ergriff er und tödtete sie mit dem Schwerte, darauf begab er sich zu dem Brunnen. Da donnerte es heftig, es wurde finstere Nacht und der Diwä stürzte in den Brunnen hinab. Der Diwä sprach: «O Jüngling, du hast recht gethan, triff' mich aber noch einmal, ich will auf einmal sterben!» Säipül Mülük aber sprach: «Es genügt, dass ich dich einmal mit dem Schwerte geschlagen, ich thue es nicht mehr». Hätte ihn Säipül Mülük noch einmal geschlagen, so wäre es nützlich für den Diwä gewesen, so hätte er noch einmal mit ihm gekämpft; darum schlug ihn Säipül Mülük nicht. Dies hatte ihm Alles Chisir verkündet. Darauf holte Säipül Mülük alle Mädchen aus dem Brunnen, nahm alle Schätze des Diwä, alles Gold und Silber und machte sich mit den Mädchen auf den Weg. Jedes Mädchen schickte er nun zu seinen Eltern; die Milchschwester der Bädälwani nannte er Schwester, und zog mit ihr nach ihrer Heimath.

Jenes Mädchen sprach: «Wenn ich nach Hause gekommen

sein werde und wenn Bädälwani meine Rückkunft hört, so kommt sie mich zu sehen, dann will ich es meiner Mutter sagen und dich mit deiner Geliebten vereinigen lassen». Darauf zogen sie viele Tage ihres Weges und kamen endlich zur Stadt des Mädchens. Zu ihrem Hause gingen sie, und er übergab sie ihren Eltern. Diesen erzählte das Mädchen, wie sie der Diwä geraubt habe, wie er noch andere sechzehn Fürstentöchter geraubt habe, wie sie alle der Diwä im Brunnen gefangen gehalten, und überhaupt Alles, was der Diwä gethan habe. Da fügte sie hinzu: «Dieser Jüngling hier hatte Bädälwani gesehen, sich in sie verliebt, und war ausgezogen, sie zu suchen. Auf dem Wege ist ihm der Prophet Chisir begegnet und hat ihm gesagt, dass ein Diwä im Brunnen Mädchen gefangen halte, die solle er befreien und den Diwä tödten! Der Jüngling ist in den Brunnen hinabgestiegen und hat den Diwä getödtet; die Mädchen hat er aus der Hand des Diwä befreit und jede von ihnen zu ihren Eltern geschickt, mich aber hat er Schwester genannt und selbst hierher gebracht. Ich sagte ihm aber: wenn ich nach Hause gekommen bin, und deine Geliebte, meine Milchschwester, von meiner Ankunft hört, so wird sie kommen, um mich zu sehen. Wenn sie gekommen, so werde ich Vater und Mutter bitten, und sie dir geben! Dieser Jüngling ist ein Fürstensohn, sein Vater ist ein grosser Fürst, er liebt diesen Sohn sehr; er hat nämlich kein anderes Kind, als diesen Sohn. Seitdem nun dieser sich von seinem Vater, aus Liebe zu Bädälwani, getrennt hat, sind fünf bis sechs Jahre verflossen, und während dieser Zeit hat er unsägliche Leiden erduldet. Sein Vater hatte ihm viele Hundert Menschen mit auf den Weg gegeben; von diesen ist er ebenfalls getrennt. Jetzt hat er mich hierher gebracht. Ihr aber schicket einen Menschen zu Bädälwani und lasset sie holen. Wir wollen Bädälwani diesem Jünglinge zur Frau geben!»

Darauf schickten die Eltern dieses Mädchens einen Menschen zu Bädälwani, der sie benachrichtigen sollte, dass ihre Milchschwester zurückgekehrt sei. Als Bädälwani ihre Rückkunft vernommen, kam sie, um ihre Milchschwester zu sehen. Da fragten

sie sich, wie es ihnen ergangen, und die Milchschwester erzählte, wie sie zwei Jahre lang in einem Brunnen von einem Diwä gefangen gehalten sei, und wie grosse Leiden sie erduldet habe. Sie wären siebzehn Fürstentöchter gewesen und sie alle habe ein Jüngling, mit Namen Säipül Mülük, befreit, nachdem er jenen Diwä getödtet habe.

Dann lebten sie mehrere Tage, da sagte die Milchschwester zu Bädälwani: «Dieser Jüngling ist ein Fürstensohn, er hat Euch einst im Traume gesehen und hat sich in Euch verliebt, aus Sehnsucht nach Euch hat er sich von Vater und Mutter getrennt und ist unter schrecklichen Leiden hierhergelangt; nehmet doch ja diesen Jüngling freundlich auf!» Dann lobte sie Säipül Mülük sehr.

Bädälwani sprach: «Ich bin hergekommen, um dich zu sehen, nachdem der Diwä dich geraubt hatte, aber nicht, um mir einen Mann zu suchen. Wie trefflich der Jüngling auch ist, lobe ihn nicht, ich mag ihn nicht». So sprechend, weinte sie, und ihre Milchschwester weinte auch, da jene ihre Rede nicht gut hiess. Sie ging hinaus und sprach zu ihrer Mutter: «Bädälwani nimmt meine Worte nicht gut auf, du gehe hin und sprich mit ihr, damit dieser Jüngling mich nicht für eine Lügnerin hält. Er hat mich Schwester genannt, und ich habe ihm Bädälwani versprochen; nimmt jetzt diese den Jüngling nicht, so kann ich Säipül Mülük nicht mehr in's Antlitz schauen».

Da ging ihre Mutter hin und gab Bädälwani allerlei gute Rathschläge, lobte Säipül Mülük sehr und bat sie, ihn doch freundlich aufzunehmen. Darauf sprach Bädälwani: «Da er ein Menschenkind ist, ich aber eine Fürstentochter der Peri bin, so kann ich ihn doch nicht heirathen». So sprechend, verwarf sie die Worte der Mutter und ging fort.

Da überdachte Bädälwani bei sich, wie sehr diese den Säipül Mülük gelobt hatten, und sprach zu sich selbst: «Wenn diese sich schlafen gelegt haben, so will ich mir den Jüngling ansehen». Als nun die Nacht angefangen hatte, weinte die Milchschwester, weil

Bädälwani ihre Rede nicht gut aufgenommen hatte, legte sich hin und schlief ein, ohne an jene ein Wort zu richten. Da gingen auch die Eltern schlafen. Nachdem Alle zur Ruhe gegangen, da erhob sich Bädälwani, um sich den Jüngling anzusehen und begab sich zu der Thür des Hauses, worin sich Säipül Mülük befand. Als sie hinkam, sass Säipül Mülük dort zechend mit einigen Jünglingen; da fand sie ihn schöner, als die Milchschwester ihn geschildert. Doch sie sprach zu sich selbst: «Ich will hier nicht bleiben; wenn meine Milchschwester erwacht und mich hier findet, so werde ich vor Scham vergehen». Daher kehrte sie nach ihrer Wohnung zurück, gleichsam, als ob sie ihre Worte nicht beachtet hätte. Als sie nach ihrer Milchschwester sah, fand sie, dass jene fest schlief, denn sie war ja auf ihrer Reise so viel Anstrengungen ausgesetzt. Da legte sie sich selbst in's Bett.

Aber da sie an Säipül Mülük dachte, kam kein Schlaf in ihre Augen. Da stand sie wieder auf und ging zur Thür des Säipül Mülük, sah, dass alle seine Zechbrüder fortgegangen waren, und Säipül Mülük allein zurückgeblieben war; aus Schmerz um seine Geliebte kam auch kein Schlaf in seine Augen, und er ging im Hause umher. Als Bädälwani den Säipül Mülük so erschaute, entbrannte sie in Liebesschmerz und fiel in Ohnmacht. Nach einiger Zeit trat Säipül Mülük in's Freie, weil er nicht schlafen konnte, und nur daran dachte, wie er seine Geliebte erblicken könnte; da sah er bei der Thüre Jemanden liegen. Säipül Mülük trat näher, um nachzusehen, wer es sei, und erblickte seine Geliebte Bädälwani. Da setzte sich Säipül Mülük bei ihrem Kopfe nieder, nahm ihren Kopf in seine Arme. Als Bädälwani zu sich kam, lag sie in den Armen Säipül Mülük's. Bädälwani schämte sich anfangs sehr, dann aber unterhielt sie sich mit ihm, und Säipül Mülük erzählte ihr alle Leiden, die er um seiner Liebe willen erduldet; so erzählten sie sich ihre Leiden und Freuden. Als darauf der Morgen anbrach, ging Bädälwani zu ihrem Hause, auch Säipül Mülük trat in sein Haus.

Darauf wachte die Milchschwester auf und erhob sich von ih-

rem Lager. Als sie Bädälwani erblickte, sprach sie zu sich selbst: «Diese hier hört nicht auf meine Rede, sie stellt mich vor Säipül Mülük bloss; jetzt will ich eine List ausdenken, dass sie Säipül Mülük zu sehen bekommt. Gewiss wird dann ihr Herz für ihn entflammt werden und sie wird meiner Rede Folge leisten». Darauf ging sie hinaus und theilte ihre Gedanken ihrer Mutter mit: «Geh du noch einmal zu Bädälwani und sprich noch einmal mit ihr! Sie möge mich nicht in Verlegenheit setzen! Nimmt sie deine Worte nicht gut auf, so zeige ihr Säipül Mülük mit List! Wenn sie ihn gesehen haben wird, wird sie schon einwilligen».

Da trat die Mutter zu Bädälwani und redete ihr gut zu, dann fügte sie hinzu: «Setze doch deine Milchschwester nicht in Verlegenheit! sondern höre auf die Worte, die wir dir sagen, nimm diesen Jüngling freundlich auf! dieser Jüngling passt sehr gut für dich». Da sagte Bädälwani: «Da es so ist, schicket zu meiner Mutter einen Menschen; wenn meine Mutter einwilligt, so will auch ich einwilligen». Ueber diese Rede der Bädälwani war ihre Milchschwester und deren Mutter sehr froh. Sie schrieb an Bädälwani's Mutter einen Brief und lobte darin den Säipül Mülük sehr, und erzählte, wie er sich in Bädälwani verliebt habe und alles Andere. Dann schickte sie den Brief mit einem Boten.

Jener Bote kam zu Bädälwani's Stadt und gab den Brief der Mutter, und diese sprach, als sie ihn gelesen hatte: «Man lobt den Jüngling sehr; man möge ihn mir herschicken, dann will ich ihn sehen und meine Tochter ihm geben». Zu jener Zeit hatte sich nämlich Bädälwani's Vater zu einer andern Stadt begeben und musste bald zurückkehren. Daher meinte die Mutter, der Vater möge ihn sehen; wenn er uns beiden dann gefällt, so wollen wir ihm die Tochter geben. Daher schrieb sie, man solle Säipül Mülük schicken.

Der Bote kam zur Stadt der Milchschwester und theilte ihnen die Rede der Mutter mit, dass Säipül Mülük dorthin kommen sollte; aber Nichts sagte er darüber, dass Bädälwani auch kommen sollte. Da sprach Bädälwani zu sich selbst: «Wenn Säipül

Mülük sich zu meiner Mutter begiebt, und ich hier allein zurückbleibe, wie soll ich es ertragen, hier zu warten, bis wir uns wieder sehen?» So sprechend weinte sie heimlich.

So schickte man den Säipül Mülük zu Bädälwani's Mutter. Als jene ihn erblickte, sah sie, dass er weit herrlicher war, als man ihn gepriesen, und dass er sehr für ihre Tochter passte. Er gefiel ihr so gut, dass sie sich entschloss, ihm ihre Tochter zu geben. Sie kleidete Säipül Mülük in fürstliche Kleider, und dieser war hoch erfreut, dass nach zehnjährigen Leiden Gott, der Herr, ihm endlich seine Sehnsucht erfüllt hatte, und dankte Gott in seinem Herzen. Darauf zog er mit vielen Jünglingen auf die Jagd. Als Säipül Mülük auf die Jagd gezogen war, kehrte der Herrscher heim. Da sprach seine Frau zu ihm: «Ein Menschenkind, der Sohn eines Fürsten, hat sich in unsere Tochter verliebt; er hat sich von seinen Eltern getrennt, und hat zehn Jahre lang unsägliche Leiden erduldet; den Diwä, der Bädälwani's Milchschwester geraubt hatte, hat er getödtet und hat diese befreit und nach Hause gebracht». So pries sie den Jüngling vor dem Herrscher und erzählte ihm, dass der Jüngling mit vielen Gefährten jetzt auf die Jagd gegangen sei. Darauf kamen die Gefährten von der Jagd zurück, und brachten die Nachricht, dass ein Diwä den Säipül Mülük entführt habe. Die Diwä fürchteten aber den Diwä dieses Herrschers der Peri, darum hatten sie den Säipül Mülük nicht getödtet, sondern in einen Kasten gesperrt und diesen unter dem Wasser in einem Flussbette vergraben. Als der Herrscher dieses Alles vernahm, sammelte er ein Heer der Diwä und marschirte gegen die Stadt der Diwä.

Es kam die Nachricht vom Geschehenen auch zu Bädälwani; da weinte sie mit ihrer Milchschwester, zerriss auch ihre Kleider, und nachdem sie ein zweites Heer von Diwä zusammen gebracht, zogen beide zusammen aus. So zogen nun von zwei Seiten Heere gegen die Diwä und tödteten eine grosse Anzahl von ihnen. Als viele umgekommen, sprach jener Herrscher der Diwä: «Dieser Jüngling hat meinen Sohn getödtet, ich werde das Blut meines Sohnes rä-

chen; daher habe ich ihn hergebracht. Wenn ihr ihn aber nöthig habt, so nehmt das Blut meines Sohnes und ziehet ab!« Bädälwani sprach: «Wenn du von uns das Blut deines Sohnes begehrst, so verbrennen wir dich sammt deiner Stadt. Wo du auch Säipül Mülük eingesperrt hast, hole ihn uns schnell her!» Da fürchtete sich jener und holte den Säipül Mülük mit dem Kasten aus der Erde. Als sie Säipül Mülük betrachteten, sahen sie, dass er sich nicht verändert hatte; aber er hatte die Besinnung verloren und sprach kein Wort. Darauf nahm Bädälwani und die andern Fürstentöchter den Säipül Mülük mit sich nach ihrem Hause.

Einige Tage pflegte man Säipül Mülük, da genas er und wurde, wie er früher gewesen. Nach seiner Genesung richtete der Herrscher die Hochzeit aus, und gab ihm Bädälwani zur Frau. Sie lebten nun zusammen eine Zeit lang. Eines Tages kamen ihm Vater und Mutter und sein Milchbruder in's Gedächtniss und er weinte. Da fragte ihn Bädälwani: «Weshalb weinet Ihr?» Jener sprach: «Ich gedachte heute meines Vaters und meiner Mutter, und meines Milchbruders, den das Wasser fortgetrieben. Diese Gedanken betrübten meinen Sinn und ich weinte». Bädälwani sprach: «Gott, der Herr, hat Euch zu mir geführt, jetzt wird er Euch auch zu Euren Eltern und zu Eurem Milchbruder führen, weinet nicht wegen derselben und betrübt Euch nicht. Heute gehet auf die Jagd, erfreut Euch im freien Felde und erleichtert Euren Sinn!» So sprach sie ihm gut zu. Als Säipül Mülük diese Worte seiner Frau vernommen hatte, ging er mit vielen Jünglingen auf die Jagd. Beim Stadtthore erblickte er einen armen Wanderer. Da sprach Säipül Mülük zu sich selbst: «Der sieht wie ein Wanderer aus, der aus fremdem Lande gekommen; den möge man in mein Haus bringen; wenn ich von der Jagd komme, will ich ihn ausfragen. Wenn mein Milchbruder nicht gestorben ist, so hat er ihn vielleicht in irgend einer Stadt gesehen, so dass ich meinen Milchbruder auffinden kann». Daher sprach er zu seinem Gefolge: «Diesen Jüngling behütet, bis ich von der Jagd zurückkehre. Nach meiner Rückkunft will ich ihn ausfragen»

Darnach hielt der Abgesandte jenen Jüngling auf, indem er ihm sagte, der Fürstensohn will dich um Etwas fragen, darum würde er ihn bewachen, bis derselbe von der Jagd zurückgekehrt sei. So sprechend, nahm er ihn mit sich. Da dachte jener Jüngling: «Ich habe durchaus nichts Böses begangen; was will er mich nur verhören? Viele Jahre hindurch habe ich nur Leiden erduldet, jetzt bin ich ein Gefangener des Fürsten und soll neue Qualen erleiden». So sprechend, weinte er; die Abgesandten aber achteten nicht auf sein Weinen, sondern führten ihn ab. Auf dem Wege aber gelang es dem Jünglinge zu entfliehen. Doch die Leute, die ihn festgehalten hatten, bemerkten seine Abwesenheit und suchten den Entflohenen auf allen Strassen. Endlich fanden sie ihn an einer Stelle zusammengekauert; da griffen sie ihn auf, banden ihn, legten ihm Fesseln an Hände und Füsse und warfen ihn in's Gefängniss.

Bei seinem Aufbruch zur Jagd hatte Säipül Mülük befohlen, den Jüngling fest zu nehmen, und bis zu seiner Rückkunft blieb ihm der Jüngling im Gedächtnisse. Bis zum Abend dachte er daran, er wolle nach seiner Rückkehr ihn ausfragen, ob er seinen Milchbruder gesehen habe. Am Abend kehrte er heim, und als er in sein Haus trat, sprach er zu jenen Leuten: «Bringet den Wanderer zu mir, den ich Euch bezeichnet habe! Ich will ihn ausfragen». Da holten ihn jene aus dem Gefängnisse und brachten ihn, an Händen und Füssen gefesselt, vor Säipül Mülük.

Als Säipül Mülük ihn so sah, wurde er auf seine Leute erzürnt und sprach: «Was habt Ihr jenen elenden Wanderer noch in Fesseln geschlagen?» Jene erwiederten: «Eurem Befehle gemäss haben wir ihn herbeigebracht; da ist er uns entflohen, wir aber haben ihn eingefangen und ihm Fesseln an Hände und Füsse gelegt, damit er nicht abermals entfliehe». Darauf wandte sich Säipül Mülük an jenen Jüngling mit Fragen: «Sage du mir jetzt aufrichtig Alles, was du gesehen und gehört hast, dann will ich dir grosse Gnade erweisen, und will alle deine Wünsche erfüllen» Da sprach jener Jüngling zu sich selbst: «Dieser Fürstensohn

spricht sehr gute Worte, das hat seinen Grund». Dann sprach er laut: «Wenn Ihr nach meiner Stadt fragt, so nenne ich Euch eine Stadt so und so. Der Sohn des Herrschers dieser Stadt verliebte sich im Traume in ein Peri-Mädchen. Um dieses aufzufinden, zog er mit dreihundert Gefährten zu Schiffe davon. Nach vielen Tagen erlitten wir Schiffbruch und alle Leute kamen dabei um. Ich selbst blieb mit dem Fürstensohne auf dem Throne. Darauf kamen wir an's feste Land, setzten einige Tage unsere Reise fort, und kamen endlich abermals zu einem Flusse. Da bauten wir uns ein Floss und schifften auf diesem weiter. Das Floss aber zerbrach und wir wurden auseinander geworfen. Ich kam dann an's Land und erreichte endlich eine Stadt; mein Milchbruder, der Fürstensohn, aber wurde weiter fortgetrieben, und ich weiss nicht, ist er todt oder lebendig. Da ich meinte, er sei am Leben, so habe ich ihn in allen Städten gesucht, da ich überzeugt bin, ich werde ihn finden. So bin ich auch hierher gekommen, um ihn zu suchen. Da haben Eure Leute mich ergriffen und erschreckt, und ich bin ihnen entflohen, jene aber haben mich abermals eingefangen und mir Hände und Füsse gefesselt». Alles das erzählte er von Anfang bis an's Ende.

Als Säipül Mülük diese Worte vernommen hatte, stürzte er von seinem Throne herab und umfasste die Füsse seines Milchbruders. Beide erkannten sich jetzt, erzählten sich, wie es ihnen ergangen und weinten mit einander. Darauf kleidete er seinen Milchbruder in königliche Kleider und vermählte ihm die Milchschwester der Bädälwani. Säipül Mülük und sein Milchbruder lebten nun wieder zusammen. So hatte denn jener seine Geliebte erlangt und alle seine Wünsche waren in Erfüllung gegangen. Jetzt grämte er sich nur noch um seine Eltern.

Täglich gedachte er seiner Eltern. Eines Tages erbat er sich von dem Peri-Herrscher Urlaub, und zog mit seinen Frauen nach seiner Heimath. Froh begrüsste er sich mit seinen Eltern. Nun waren alle seine Wünsche erfüllt. Dann wurde er selbst Herrscher und schied als solcher aus der Welt.

V. VOLKSERZÄHLUNGEN.

1) Der Dieb.

Es lebte einst der Reiche Chusuri, der besass viel Gold und viel Silber. Einst starb Chusuri selbst, und seine Kinder verschwendeten alle seine Schätze. Es blieben nur noch dreihundert Unzen Silber übrig. Da meinte der älteste Bruder: «Ich will dieses Geld irgendwo verbergen, damit wir es nicht verschwenden können. Später wollen wir es vertheilen, und jeder der Brüder soll 100 Unzen erhalten». Die anderen stimmten ihm bei, und man that dies. Nach einem Jahre war dieses Geld abhanden gekommen, und zwar durch einen der Brüder. Da sprach der älteste Bruder: «Die dreihundert Unzen sind abhanden gekommen, und wir drei Brüder sind unter einander misstrauisch geworden. In einer Stadt hier lebt ein sehr gerechter Fürst; wir wollen alle drei zu ihm gehen und unsern Streit ihm vortragen. Der Fürst wird dann schon herausfinden, wer von uns das Geld an sich genommen hat». Alle stimmten dem bei, und so gingen sie zu jenem Herrscher. Als sie nach einigen Tagen in die Nähe der Stadt gekommen waren, kam ein Mensch aus der Stadt geritten, und als er mit den drei Jünglingen zusammengetroffen, fragte er sie: «Mir ist ein Kameel verloren gegangen, habt ihr es gesehen?» Jene sprachen: «Wir haben es nicht gesehen». Nach einer Weile rief der ältere Bruder den Mann zurück und sprach: «Ist das Kameel nicht blind auf dem rechten Auge?» Der Herr des Kameel's sagte: «Ja, es ist blind. Hast du es gesehen?» «Nein, ich habe es nicht gesehen». Wieder ging jener weiter. Da rief der zweite Bruder: «War das Kameel rechts mit Schirnä*), links mit Essig

*) Schirnä eine aus Zucker oder Honig bereitete Speise.

beladen?» «So war es. Hast du es gesehen?» «Ich habe es nicht gesehen». Er ging weiter. Da rief der dritte Bruder: «Folgte deinem Kameele ein schwanzloser Hund, sass auf demselben ein schwangeres Frauenzimmer?» «Ja, so ist es», sprach jener. «Hast du es gesehen?» «Nein, ich habe es nicht gesehen».

Da sprach jener Mann: «Ihr habt es nicht gesehen, woher wisst ihr denn, dass mein Kameel auf einem Auge blind ist? Woher wisst ihr, dass es mit Schirnä beladen, dass ihm ein schwanzloser Hund folgt und dass auf ihm ein schwangeres Weib reitet? Woher wisst ihr das Alles? Es scheint, als ob ihr euch mein Kameel angeeignet habt». Jene aber sprachen: «Wir haben es nicht eingefangen, wir begeben uns zum Herrscher, um eine Klage vorzubringen, du komme doch auch mit uns, wir wollen dir, wenn es der Herrscher befiehlt, dein Kameel bezahlen».

So kamen nun alle vier zum Herrscher und brachten ihm ihre Klagen vor. Der Herr des Kameeles sprach: «Ein Kameel ist mir verloren gegangen, da fragte ich diese Leute, sie antworteten aber, sie hätten es nicht gesehen. Dieser älteste Bruder rief: ist dein Kameel nicht auf einem Auge blind? Ich bejahte es. Als ich ihn aber fragte, ob er es gesehen habe, verneinte er es Der zweite Bruder rief: war nicht dein Kameel mit Schirnä und Essig beladen? Ja, sagte ich; hast du es gesehen? Nein, sagte er. Da rief der jüngste Bruder: ist nicht deinem Kameele ein schwanzloser Hund gefolgt und sass nicht auf ihm ein schwangeres Frauenzimmer? Ich bejahte es. So oft ich aber fragte, ob sie es gesehen hätten, verneinten sie das. Als ich nun sprach: wie könnt ihr das Alles wissen, wenn ihr das Kameel nicht gesehen habt? so sprachen sie: wir gehen zu dem Herrscher, um eine Klage vorzubringen, komme du mit uns. So haben sie mich hergebracht».

Da fragte sie der Herrscher: «Woher weisst du, dass das Kameel auf dem rechten Auge blind ist, wenn du es nicht gesehen hast?» Da sprach der älteste Bruder: «Auf dem Wege war ein Kameel vorbeigegangen, das hatte das Gras auf der linken Seite des Weges abgefressen, so meinte ich, es müsste auf dem

rechten Auge blind gewesen sein». Da fragte der Herrscher den zweiten Bruder: «Woher wusstest du, dass rechts Schirnä und links Essig aufgeladen war?» Jener Mensch sprach: «Ich ging des Weges, da hatten sich rechts vom Wege Fliegen gesammelt, links aber Mücken, da nun die Fliegen Süsses zu essen lieben, die Mücken aber etwas Saueres, so meinte ich, dass rechts Schirnä und links Essig aufgeladen waren. Das Kameel selbst habe ich aber nicht gesehen». Da fragte der Herrscher den dritten Bruder: «Woher wusstest du, dass dem Kameele ein schwanzloser Hund folgte und auf dem Kameele ein schwangeres Weib ritt?» Jener sprach: «Als ich meines Weges ging, sah ich, dass jenes Weib vom Kameele abgestiegen war, um ihr Wasser zu lassen, so lange sie sass, hatte sie die Seite gestützt und war dann aufgestanden. Daher wusste ich, dass auf dem Kameele ein schwangeres Weib gesessen hatte. So lange das Weib sass, sass auch der Hund, und sein Schwanz hatte sich in die Erde gedrückt, daher wusste ich, dass ein schwanzloser Hund folgte. Das Kameel habe ich nicht gesehen». Da sprach der Herrscher: «Diese haben dein Kameel nicht gesehen, gehe und suche selbst dein Kameel!» So schickte er den Herrn des Kameel's fort.

Nun brachten diese ihre Klage vor: «Unser Vater hat dreihundert Unzen Silber hinterlassen, diese sind durch Schuld eines von uns Dreien verloren gegangen. Nun sind wir zum Herrscher gekommen, um ihn zu bitten, dass er den Uebelthäter unter uns entdecken möchte». Da sprach der Herrscher: «Kommet nach drei Tagen wieder her! dann will ich die Sache untersuchen», und schickte sie aus dem fürstlichen Palaste. Nach drei Tagen nahm sie der Herrscher gastfrei auf, und liess ihnen am Abend ein Schaf schlachten. Da sagten sie: «Des Fürsten Speise ist unrein, die essen wir nicht». Als der Herrscher dies hörte, wurde er zornig und liess sie rufen: «Wenn ich Euch Speise schicke, was esset ihr sie nicht, sondern nennet sie unrein?» Da sagte der älteste Bruder: «Dies ist ein Schaf, das Hundemilch getrunken hat». Da rief der Herrscher den Schafhirten und fragte ihn:

«Hat dieses Schaf ein Hund gesäugt?» Der Schafhirt sagte: «Es ist in der That so». Darauf sprach der zweite Bruder: «An der Stelle, wo der Waizen gesäet war, hat ein Leichnam gelegen, daher nannten wir deine Speise unrein». Da rief der Herrscher den Ackerknecht herbei: «Wo hast du den Waizen gebaut?» Jener sprach: «Es war ein alter Kirchhof, dort habe ich Waizen gebaut». Der dritte Bruder sprach: «Unter dem Weinstocke ist ein Mensch begraben». Der Herrscher liess den Gärtner rufen und sprach: «Weshalb hast du unter dem Weinstocke einen Menschen begraben?» Der Gärtner sprach: «Jeden Tag kam jemand in den Garten und stahl Weintrauben, eines Tages lauerte ich ihm auf, es kam jener Dieb, da schlug ich ihn mit einem Stocke, er aber starb, da fürchtete ich mich und begrub ihn unter dem Weinstocke». Darauf sagte der Herrscher: «Kommet abermals nach drei Tagen zu mir».

Nach drei Tagen lud sie der Herrscher als Gäste zu sich ein, dann nahm er ihre Sache vor und erzählte ihnen Folgendes: «Ein reicher Mann hatte eine Tochter, das war ein bildschönes Mädchen; das Mädchen hatte einen Geliebten, mit dem lebte sie schon zehn Jahre in Liebe. Während dieser zehn Jahre hatten sie nichts Unerlaubtes gethan. Eines Tages gaben ihre Eltern sie einem anderen Manne. Ihr Geliebter schloss sich nun in sein Haus ein und weinte heftig. Jenes Mädchen aber brachte ihr Bräutigam in sein Haus. Dann trat der Jüngling zu jenem Mädchen, als diese ihn aber erblickte, fing sie heftig an zu weinen. Da fragte der Jüngling: weshalb weinst du? Das Mädchen antwortete: seit zehn Jahren habe ich einen Geliebten, dem gleichest du so, da weinte ich, weil er mir in den Sinn kam. Darauf sprach jener Jüngling: so gehe du hin und thue so, dass dein Geliebter mit dir zufrieden ist! Da begab sich nun das Mädchen in der Nacht zu ihrem Geliebten, sie begegnete aber auf dem Wege drei bösen Räubern. Die Räuber banden sie. Dann fragten die Räuber sie Folgendes: wo gehst du nur in der Nacht hin? Das Mädchen sprach: ich hatte einen Geliebten schon seit zehn Jahren, meine

Eltern aber haben mich nun einem anderen Manne gegeben. Als dieser Jüngling zu mir eintrat, weinte ich heftig. Da fragte mich der Jüngling, warum ich weine, und ich antwortete ihm, ich hätte seit zehn Jahren einen Geliebten gehabt, mit ihm hätten wir nichts Unerlaubtes gethan, da schickte er mich zu dem Geliebten, damit ich ihn zufrieden stelle. Da entliessen die drei Diebe das Mädchen und diese begab sich zum Hause des Geliebten, und rief nach ihm. Da stand der Geliebte vom Lager auf und fragte: wer ist da? — Ich bin deine Geliebte, antwortete sie. — Weshalb bist du gekommen? — Mich hat mein Bräutigam zu dir geschickt, damit ich dich zufrieden stelle. Da sprach der Geliebte: ist es so, so schicke ich dich zu deinem Bräutigam zurück. Nach allem dem frage ich Euch, welcher von den Dreien ist mehr zu loben, der Bräutigam, der Geliebte oder der Räuber?»

Da sprach der älteste Bruder: «Der Geliebte ist besser als die Anderen». Der jüngste Bruder sprach: «Der ihren Besitz frei gab, der ist der Beste». Der zweite Bruder sprach: «Die drei Räuber sind besser».

Da sprach der Herrscher: «Aus jenem Worte ersehe ich, dass der zweite von Euch die dreihundert Unzen Silber genommen hat». So beschuldigte der Herrscher den zweiten Bruder und liess ihn das Geraubte zurückzahlen.

2) Bäschir und Näsir.

Es lebte einst ein reicher Mann Sit Bai, der hatte zwei Söhne. Der Name des älteren Sohnes war Näsir, der des jüngeren Bäschir. Diese glichen einander sehr. Eines Tages nahm Sit Bai seinen ältern Sohn Näsir mit sich, und zog, um zu handeln, nach einer anderen Stadt. Sein jüngerer Sohn Bäschir blieb zu Hause bei seiner Mutter. Als nun der Wirth zum Handeln ausgezogen, trat seine Frau mit einem Jüngling in ein Liebesverhältniss. Als die Zeit der Rückkehr ihres Mannes nahe war, sprach die Frau

zu ihrem Geliebten: «Wenn mein Mann kommt, so wird Bäschir unser Liebesverhältniss seinem Vater erzählen. Bringe diesen von hier fort und tödte ihn an einem fernen Orte. Wenn der Vater kommt, will ich ihm sagen, Bäschir sei gestorben». — «Da dein Vater und dein Bruder Näsir noch nicht gekommen sind, so komm mit mir, ich will dich deinem Vater entgegen führen». Unter solchen Vorspiegelungen führte er Bäschir mit sich fort. Als sie eine Tagereise zurückgelegt hatten, begegneten ihnen sieben Räuber. Als der Jüngling diese gesehen hatte, fürchtete er sich, liess den Bäschir zurück und entfloh. Da kamen die Räuber und nahmen Bäschir fest. Die Räuber fragten den Bäschir: «Wo wolltet ihr hingehen?» Bäschir antwortete: «Mein Vater und mein Bruder Näsir sind nach solcher Stadt zum Handeln ausgezogen, da diese bald kommen mussten, hat mich der entflohene Jüngling mit sich genommen, da er Euch aber gesehen, ist er entflohen und hat mich zurückgelassen». Darauf meinten die Räuber: «Das ist ein kleiner Junge, was sollen wir mit dem anfangen? wir wollen ihn freilassen!» So liessen sie den Knaben frei, und dieser folgte dem Wege, wusste aber nicht, wohin er ging. Indem so Bäschir dem Wege folgte, kam er zu einer Stadt. Dort setzte er sich unter einen Baum. Der Fürst dieser Stadt aber hatte zwei Töchter. Der Name der älteren Tochter war Mäni Sachinim, der der jüngeren Siwan Sachinim. Die jüngere Tochter Siwan Sachinim sah Bäschir und rief ihn durch einen Boten zu sich. Da fragte sie ihn: «Woher kommst du?» Bäschir sprach: «Mein Vater und mein Bruder sind zum Handeln ausgezogen, jetzt will ich sie aufsuchen». Da sprach das Mädchen: «Dein Vater und dein Bruder werden kommen, du bleibe einige Tage an meiner Seite». So behielt sie ihn bei sich. Als die ältere Tochter Mäni Sachinim dies gehört hatte, kam sie, um diesen zu sehen, und verliebte sich in Bäschir. Da sprach sie zu ihrer Schwester Siwan Sachinim: «Gieb mir den Bäschir!» Die Schwester aber gab ihn nicht, deshalb ging Mäni Sachinim, nachdem sie das Haus der Schwester verlassen, zu ihrem Vater, und erzählte diesem, dass ihre Schwester

den Bäschir bei sich halte. Da wurde der Fürst auf seine Tochter Siwan Sachinim zornig, liess Bäschir holen, binden und dann in's Wasser werfen. Da war ein Baumstumpf im Wasser fortgetrieben, an diesem blieb der Strick, mit dem Bäschir gebunden war, hängen, so dass Bäschir nicht weiter fortgetrieben wurde. Ein Holzhauer fand Bäschir im Wasser, band ihm Hände und Füsse los und brachte ihn nach Hause. Er pflegte den Todtkranken einige Tage, darauf wurde er gesund. Nach seiner Genesung fragte ihn der Holzhauer: «Wer hat dich gebunden und in's Wasser geworfen? Was hast du nur verbrochen?» Bäschir sprach: «Mein Vater und mein Bruder waren in Handelsangelegenheiten fortgegangen, und ich war ausgezogen, um sie zu suchen. Da sah mich eines Fürsten Tochter Siwan Sachinim, die rief mich zu sich und behielt mich bei sich. Ihre ältere Schwester Mäni Sachinim bat sie, mich ihr zu überlassen, die Schwester aber gab mich ihr nicht. Da erzählte die ältere Schwester dem Fürsten von der Sache, und dieser liess mich binden und in's Wasser werfen. Ich weiss kein Verbrechen, welches ich begangen hätte». Da sprach der Holzhauer: «Willst du bei mir als mein Sohn bleiben, oder willst du deinen Vater und Bruder suchen?» Bäschir aber antwortete: «Ich will meinen Vater suchen!» Da sagte der Holzhauer: «Dann thue es und gehe weiter!»

Bäschir zog von hier aus weiter und folgte einige Tage einem Wege, bis er nahe zu einer Stadt kam. Dort setzte er sich unter einen Baum. Von der Stadt her kam ein Mensch auf einem Pferde geritten, der trug über seinem Gesichte einen Schleier und war in fürstliche Kleider gekleidet. Als jener Mensch näher kam, fragte er ihn, woher er komme. Bäschir sprach: «Ich komme von jener Stadt und suche meinen Vater und meinen Bruder». Da sprach jener Mensch: «Ich bin der Fürst dieser Stadt, du sei aber an meiner Stelle Herrscher!» Bäschir sprach: «Ich kenne nicht die Handlungsweise von Fürsten, du erfülle selbst deine Herrscherpflichten!» Da sprach der Herrscher: «Ich habe ein Gebrechen, darum will ich, dass du Herrscher seiest! Mir hat Gott,

der Herr, das Antlitz eines Pferdes verliehen. Du schaue jetzt mein Gesicht!» So zeigte er ihm sein Gesicht und Bäschir selbst sah, dass es sich verhielt, wie er gesagt hatte. Darauf wurde Bäschir ein Fürst.

Jener Fürst sprach: «Nach der Sitte dieser Stadt wird der Sohn nach dem Tode seines Vaters Herrscher. Mein Vater ist vor einem Jahre gestorben, mich erhoben sie an seiner Statt zum Herrscher. Da ich nun dies Gebrechen habe, so habe ich dich an meine Stelle gesetzt. Seit einem Jahre habe ich mich dem Volke meiner Stadt nicht gezeigt. Als nach meiner Thronbesteigung die grossen und kleinen Beamten mich sehen wollten, habe ich gesagt: mein Vater ist eben gestorben, ich kann Euch jetzt nicht empfangen, nach einem Jahre will ich mich Euch zeigen. Jetzt ist ein Jahr zu Ende, jetzt werden die grossen und kleinen Beamten zur Audienz erscheinen. Du empfange sie jetzt statt meiner. Ich will mich irgend wohin begeben und zu Gott betend leben». So sprechend, übergab er Bäschir seine Herrscherwürde. Als Bäschir Herrscher geworden, kamen die grossen und kleinen Beamten: «Ihr habt uns versprochen, uns nach einem Jahre Audienz zu geben; jetzt ist ein Jahr vergangen, zeiget Euch uns!» Da sprach der Herrscher: «Da es so ist, kommet nach drei Tagen, so will ich mich Euch zeigen!» So sprechend, schickte er die Beamten zurück. Darauf begab er sich zu seiner Mutter und sprach: «Euer Sohn hat mich statt seiner zum Herrscher gemacht, ich kenne aber nicht die Sitten eines Herrschers; da sind nun die Beamten zu mir gekommen und fordern eine Audienz, und ich habe versprochen, sie nach drei Tagen zu empfangen. Daher unterweiset mich in der Fürstensitte während dieser drei Tage». Die Mutter war einverstanden und gab ihm alle Unterweisung. Nach drei Tagen kamen die grossen und kleinen Beamten mit ihrem Volke zur Audienz. Der Herrscher liess sich auf dem Throne nieder und hob seinen Schleier auf. Da erschauten ihn Alle, die Beamten und alles Volk. Als sie ihn erschaut hatten,

fanden sie an ihm Wohlgefallen, und Alle freuten sich, dass Gott, der Herr, ihn so herrlich zum Herrscher erschaffen.

Bäschir's Vater und sein Bruder kehrten von ihrem Handel nach Hause zurück. Da fragte sein Bruder Näsir seine Mutter: «Wo ist mein Bruder Bäschir?» Seine Mutter sprach: «Bäschir ist ausgezogen, um seinen Vater und seinen Bruder zu suchen». Als dies Näsir hörte, ging er fort, um seinen Bruder zu suchen. Er folgte dem Wege und gelangte zu jenen sieben Räubern. Die Diebe lachten, als sie Näsir erblickten, und meinten: «Da ist der Jüngling wieder hergekommen». Als Näsir zu den Dieben gekommen war, fragte er sie: «Für wen haltet Ihr mich?» Jene antworteten: «Bist du nicht Bäschir, der vordem hierhergekommen?» Jener sprach: «Ich bin Näsir, sein älterer Bruder». Darauf erkundigte er sich, wo Bäschir hingegangen, und jene erzählten ihm, er habe ihnen gesagt, er suche seinen Vater und seinen Bruder, und sei diesen Weg weiter gezogen. Da begab sich Näsir auf denselben Weg und kam nach einigen Tagen zu der vorerwähnten Stadt. Dort setzte er sich unter denselben Baum, unter dem Bäschir gesessen. Ihn erblickte Mäni Sachinim, die ältere Tochter des Fürsten, und sprach zu sich: «Ich habe diesen Jüngling meinem Vater angezeigt und ihn in's Wasser werfen lassen, der ist aber nicht gestorben, sondern lebendig geblieben». Sie holte ihn herbei und fragte, wie es ihm ergangen sei. Näsir antwortete: «Für wen hältst du mich?» Mäni Sachinim sprach: «Bist du nicht Bäschir?» Jener antwortete: «Ich bin Bäschir's Bruder, Näsir. Wo ist aber Bäschir hingegangen?» Da sprach Mäni Sachinim: «Ich habe ihn meinem Vater angezeigt und in's Wasser werfen lassen». Sie war sehr traurig und brachte Näsir zu ihrer Schwester Siwan Sachinim, und zeigte ihn ihr als Bäschir's Bruder. «Hätten wir den Bäschir nicht in's Wasser geworfen, so hätte ich Näsir geheirathet, du aber Bäschir, und wir beide hätten unsere Wünsche erreicht». So sprechend, war sie über ihre eigene That von Trauer erfüllt. Da beriethen sie sich und beschlossen Bäschir zu suchen. «Wenn er nicht gestorben ist, werden wir ihn schon

finden». So zogen nun beide Töchter des Fürsten und Näsir aus, um jenen zu suchen. Sie zogen ihres Weges, und nachdem sie viele Tage gewandert, hielten sie an einer Stelle Nachtruhe. An jenem Tage war der Sohn des Wesir's ausgezogen, um zu jagen. Als er diese drei sah, begab er sich zu ihnen und erkundigte sich nach ihnen. «Woher seid Ihr gekommen?» Näsir sprach: «Ich bin gekommen, meinen Bruder zu suchen». Darauf fragte jener: «Wer ist denn dies?» Näsir sprach: «Das sind meine jüngeren Schwestern». Der Sohn des Wesir's fand Wohlgefallen an den beiden Mädchen, daher sprach er: «Wenn Ihr Euren Bruder suchet, so kommet mit zu unserer Stadt!» Näsir willigte ein, da liess der Sohn des Wesir's die Mädchen zu Pferde steigen und befahl seinen Sclaven, sie sollten Näsir fortführen und tödten. Zwei Sclaven führten nun Näsir fort, um ihn zu tödten. Näsir aber sprach: «Tödtet mich nicht, lasset mich frei! Ich will meinen Bruder aufsuchen und nicht zu Eurer Stadt kommen». Da tödteten die beiden Sclaven ihn nicht, sondern liessen ihn frei. Darauf wanderte Näsir seines Weges und traf einen Menschen, welcher Kälber hütete. Der Kälberhirt rief Näsir an und sprach: «Wo ziehst du denn hin?» Näsir sprach: «Ich suche meinen Bruder». Darauf fragte er abermals: «Wo kommst du aber her?» — «Ich komme von jener Stadt, ich hatte zwei Schwestern, die hat der Sohn des Wesir's fortgeführt, mich wollte er von seinen Sclaven tödten lassen, ich bat jene aber, mich nicht zu tödten, da ich meinen Bruder aufsuchen wolle, darauf haben mich die Sclaven freigelassen». Da sprach der Kälberhirt: «Wenn es sich so verhält, so hüte mit mir die Kälber! Diese Kälber gehören dem Wesir, meine Frau säugt das Kind des Wesir's, ich will hingehen und meine Frau fragen und dir Nachricht von den Mädchen bringen». Darnach hütete Näsir an jenem Tage die Kälber. Als es Abend geworden, trieb der Kälberhirt seine Kälber fort und Näsir übernachtete unter einem Baume. Der Kälberhirt aber kam nach Hause und fragte seine Frau nach jenen Mädchen: «Hat der Sohn des Wesir's heute zwei Mädchen nach Hause ge-

bracht:» Da sagte seine Frau: «So ist es». Da sprach jener: «Sprich du mit den Mädchen und sage ihnen: der Sohn des Wesir's hat befohlen, euren Bruder Näsir zu tödten, man hat ihn aber nicht getödtet, sondern er ist zu jenem Baume gekommen und hat sich dort gelagert, mein Mann hat Euch die Nachricht gebracht». Als die Mädchen dies vernommen hatten, weinten sie, bereiteten schöne Speise und schickten sie Näsir durch den Hirten. So lebte er einige Tage.

Eines Tages lud der Wesir die Mutter des Herrschers zu sich ein. Die Mutter des Herrschers sah an jenem Tage die Mädchen, rief sie zu sich und unterhielt sich mit ihnen. «Wessen Töchter seid ihr?» fragte sie. Die Mädchen sprachen weinend: «Wir sind die Schwestern des Näsir und sind gekommen, um Bäschir zu suchen. Da ist der Sohn des Wesir's auf die Jagd gegangen; er hat uns gesehen und uns beide hierher gebracht. Seinen Dienern aber hat er befohlen, den Näsir fortzuführen und zu tödten». Nach diesen Worten fragte die Mutter des Herrschers: «Hat man Näsir getödtet?» Da sagten die Mädchen: «Wir haben gehört, dass man ihn nicht getödtet hat, der Kälberhirt des Wesir's hat ihn bei jenem Baume sich lagern lassen und ihn ernährt, indem er ihm täglich dorthin Speise gebracht hat». Da sagte die Mutter des Herrschers: «Ich will zurückkehren, es dem Herrscher mittheilen und Näsir herbeiholen lassen!» Als die Nacht anbrach, kehrte die Mutter des Herrschers nach Hause zurück. Dann trat sie zu dem Herrscher und erzählte dem Herrscher Alles, was sie von den beiden Mädchen gehört hatte. Da wusste nun der Herrscher, dass sein Bruder und die beiden Mädchen, Mäni Sachinim und Siwan Sachinim, da waren; da sass er hinter seinem Vorhange und weinte lange über die Schicksale jener.

Er liess den Wesir herbeirufen und sagte zu ihm, dass sein Sohn die Leute beeinträchtige, er habe Näsir getödtet und seine beiden Schwestern geraubt. Der Wesir versicherte, er wisse davon Nichts. Der Herrscher aber sprach: «Gehe hin und hole die beiden Mädchen und deinen Sohn, ich will sie ausfragen». Da

ging der Wesir nach Hause, setzte beide Mädchen auf einen Ehrenwagen, legte seinen Sohn in Fesseln und brachte sie zum Herrscher. Da fragte der Herrscher den Sohn des Wesir's: «Woher hast du die Mädchen gebracht? Was hast du mit ihrem Bruder angefangen?» Da vermochte der Sohn des Wesir's kein Wort hervorzubringen und senkte den Blick zur Erde. Der Herrscher aber rief den Scharfrichter herbei und befahl, ihn zu tödten. Die Mutter des Herrschers aber und die hohen Beamten baten um sein Leben. Darauf nahm der Herrscher die beiden Mädchen zu sich hinter den Vorhang und betrachtete sie. Sie erkannten sich und weinten lange zusammen. Der Herrscher aber erkundigte sich nach seinem Bruder. Da sprachen die Mädchen: «Der Sohn des Wesir's hat deinen Bruder seinen Knechten übergeben, damit sie ihn tödten sollten, sie haben ihn aber nicht getödtet, sondern sie haben ihn freigelassen, da ist er dem Kälberhirten des Wesir's begegnet, jetzt hält ihn der Kälberhirt unter jenem Baume und sorgt für ihn». Da befahl der Herrscher, den Näsir, den Kälberhirten und die beiden Sclaven herbeizubringen. Der Herrscher begrüsste sich mit Näsir, und beide erzählten sich, wie es ihnen gegangen und weinten. Darauf beschenkte der Herrscher den Kälberhirten sehr reich und machte ihn zu einem hohen Beamten, die beiden Sclaven des Wesir's kaufte er, schenkte ihnen die Freiheit, und gab ihnen viele Schätze. Da waren die Brüder voller Freude, dass sie sich endlich gefunden hatten. In der Stadt baute der Herrscher ein Haus aus Spiegelscheiben, öffnete seine Schatzkammern, richtete ein reiches Mahl aus, und gab seinem Bruder Näsir die Mäni Sachinim zur Frau, er selbst aber heirathete Siwan Sachinim. Viele Jahre herrschte er mit seinem Bruder Näsir. Darauf starb der Herrscher, der Vater der beiden Mädchen, da machte er den Näsir an jenes Statt zum Herrscher und schickte ihn in jene Stadt. So herrschten nun beide bis zu ihrem Tode.

3) Der Fürst.

Es lebte einst ein Fürst, das war ein trefflicher und freigiebiger Mensch. Da sich der Ruf seiner Trefflichkeit verbreitete, kamen von allen Städten Menschen und empfingen von ihm Geschenke. Dieser Herrscher hatte auch zwei Söhne. Da kam von einer weit entfernten Stadt ein Kaländär und blieb bei der Thüre des Herrschers stehen. Da traten die Diener des Herrschers ein und theilten ihm dies mit: «Von einer fernen Stadt ist ein Kaländär gekommen und bittet um Gottes Willen um eine Gabe». Da schickte ihm der Herrscher neun Schüsseln mit Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen und allerlei Kostbarkeiten heraus. Der Kaländär aber nahm diese nicht an. Da traten die Diener ein und berichteten: «Der Kaländär nimmt das, was ihm der Herrscher geschickt hat, nicht an». Der Herrscher sprach: «So bringet diesen Kaländär her, ich will ihn selbst sprechen». Die Diener brachten ihn nun vor den Herrscher. Da fragte der Herrscher: «Wo kommst du her?» Da sprach der Kaländär: «Ich komme von einer solchen Stadt, denn ich habe von der Freigiebigkeit des Herrschers gehört». Da sprach der Herrscher: «Ich habe dir doch so viele Schätze geschenkt, was nimmst du sie nicht?» Da sprach der Kaländär: «Ich brauche deine Schätze nicht, ich bitte dich, mir deine Regierung vierzig Tage zu überlassen». Der Herrscher willigte ein und sprach: «Gieb mir deine Kleidung, die du als Kaländär getragen, und deine Mütze». Der Kaländär gab dem Herrscher seine Mütze, und dieser wurde an seiner Statt Herrscher.

Der Herrscher zog des Kaländär's Kleidung an, zog sich in ein Haus zurück und hielt Betübungen ab. Nachdem vierzig Tage vergangen waren, kam der Herrscher und sprach: «Jetzt sind vierzig Tage vergangen, gieb mir jetzt meine Herrscherwürde zurück, du setze deine Kaländär-Mütze auf und werde wieder

Kaländär». Jener Kaländär sprach: «Ich bin einverstanden, ich will die Herren des Volkes rufen lassen, und in ihrer Gegenwart dir die Würde zurückgeben». Er schickte Leute zu den Beamten, die Beamten kamen, darauf sprach der Kaländär: «Ich habe mir von dem Herrscher seine Würde auf vierzig Tage ausgebeten, jetzt sind vierzig Tage vergangen, und er ist gekommen, seine Würde zurückzufordern, was sagt ihr dazu?» Die Beamten sprachen: «Jetzt machen wir dich zum Herrscher, wir wollen diesen Herrscher nicht haben». So sprechend, übergaben sie die Herrscherwürde dem Kaländär und gingen fort. Der Herrscher ging zu seiner Familie und erzählte ihnen, wie er dem Kaländär seine Würde auf vierzig Tage gegeben, und wie dieser sie ihm nicht zurückgegeben. Dann hielt er mit ihnen Rath, und er beschloss, nicht mehr in dieser Stadt zu bleiben, sondern nach einer andern Stadt zu gehen. So rüsteten sie sich zur Reise, und er nahm seine Frau und Kinder mit sich und zog zu einer anderen Stadt.

So wanderten sie drei Tage und übernachteten an einer Stelle. Am Abend zündeten sie ein Feuer an und setzten sich zu demselben. Dort waren auch Kaufleute abgestiegen, als der Karawanenführer jenes Feuer erblickte, sprach er: «Dort brennt ein Feuer, ich will nachsehen, ob dort Diebe oder Räuber sind, wenn dort Räuber sind, so wollen wir von hier fliehen». Er stieg zu Pferde und begab sich zu der Stelle des Feuers. Als er hinkam, sah er, dass dort ein Kaländär sich befand, dass neben ihm eine Frau und zwei Kinder sich befanden, und dass die Schönheit der Frau über alles Lob erhaben war. Der Karawanenführer vergaffte sich in die Frau und sein Sinn war erregt. «Diese will ich mit List an mich bringen», sprach er. Er untersuchte seine Tasche und fand darin sieben Goldstücke. Mit diesen begab er sich zum Kaländär. «Sieben Goldstücke will ich auf dem Wege Gottes opfern, sprechet darüber Euren Segen!» sprach er und legte das Geld hin. Der Kaländär betete. Darauf sprach der Kaufmann: «Ich bin ein Karawanenführer, ich habe meine Frau mitgenommen, die ist aber schwanger und will jetzt gebären, keine Frau ist aber da,

ihr beizustehen. Schicket doch Eure Frau hin, damit sie bei ihr bleibe, bis sie geboren». Da willigte der Kaländär ein und schickte seine Frau mit dem kleinen Sohne.

Nachdem sie eine Zeit lang gegangen, sprach der Karawanenführer: «Es ist noch weit bis zu unserem Zelte, lass uns zu Pferde steigen». Die Frau willigte ein, und der Karawanenführer liess sie hinter sich auf's Pferd setzen, den Knaben aber liess er dort zurück. Als der Karawanenführer zu seinem Zelte gekommen war, rief er seinen Knechten zu: «Ladet schnell die Lasten auf, denn es giebt hier Räuber!» Da brach die Karawane schnell auf. Der kleine Knabe, den der Herrscher seiner Mutter mitgegeben hatte, irrte nun die ganze Nacht bis zum Morgen weinend umher und fand, nach vielen Drangsalen, erst in der Frühe seinen Vater auf. Da erzählte er Alles seinem Vater, wie der Karawanenführer seine Mutter entführt, ihn selbst aber verlassen habe. Da weinten sie lange Zeit über ihr Unglück und zogen dann weiter. Den ganzen Tag wanderten sie bis zur Nacht und lagerten sich dann abermals. In dieser Nacht frass ein Tiger die Pferde des Herrschers. Am Morgen sahen sie dies. Da ward der Herrscher von Kummer erfüllt. Nun liess er seine Mundvorräthe und das Sattelzeug zurück, nahm seine beiden Söhne und wanderte zu Fuss weiter. So wanderten sie einige Tage und erduldeten viele Leiden, ihre Füsse wurden wund und sie weinten, indem sie Gott ihr Leid klagten. Sie trugen aber geduldig die Leiden, die Gott ihnen geschickt hatte und wanderten weiter. Nach einigen Tagemärschen kamen sie zum Ufer eines grossen Flusses und übernachteten daselbst. Sie fanden kein Mittel, um überzusetzen und schauten sich um, da kam ein Mensch auf einem Pferde herbeigeritten, der sprach: «He, Kaländär, wohin gehst du?» Dieser antwortete: «Ich möchte über den Fluss setzen und mich zur Stadt begeben». Der Mann zu Pferde sprach: «So will ich dich über den Fluss bringen!» Der Herrscher willigte ein und der Mann zu Pferde sprach: «Zuerst will ich deine Kinder hinüberbringen, darauf dich selbst». Dann nahm er den grossen Sohn

des Herrschers hinter sich auf's Pferd und brachte ihn über das Wasser, nachdem er aber den Fluss passirt hatte, entführte er den grossen Sohn des Herrschers.

Der Herrscher blieb mit seinem kleinen Sohne diesseits des Wassers. Darauf setzte er seinen kleinen Sohn auf seinen Nacken und stieg in den Fluss. Als er zur Mitte gelangt war, stolperte der Herrscher über einen Stein, und seinen kleinen Sohn trieb das Wasser fort, er selbst erreichte nur mit Mühe das Ufer. Da sah er denn, dass das Wasser seinen kleinen Sohn fortgetrieben hatte. Da weinte er heftig über das Schicksal seiner Söhne. Den vom Wasser fortgetriebenen Sohn aber fischte ein Mensch auf, der Kleine vermochte aber nicht zu sprechen, da brachte ihn der Mensch in sein Haus, pflegte ihn vorsorglich, so dass er wieder genas.

Der Herrscher aber wanderte von dieser Stelle auf einem Wege weiter. Nachdem er viele Tage gewandert, kam er zu einem hohen Berge. Da ihm der Berg sehr hoch schien, so sprach der Herrscher: «Wenn ich den Gipfel dieses Berges ersteige, so werde ich wohl eine Stadt sehen». So sprechend, erstieg er den Berg. Als er sich oben umschaute, sah er am Fusse des Berges viele Menschen; so stieg er denn vom Berge herab und begab sich zu diesen Menschen. Als er hinkam, riefen alle Leute Kuku! Kuku! Da fragte der Herrscher: «Weshalb rufet ihr Kuku! Kuku!?» Die Leute aber sagten: «Unser Herrscher ist vor drei Tagen gestorben. Der hatte nun einen Wunder-Vogel, den hat man fliegen lassen, auf wessen Haupt sich der Vogel niederlässt, den erheben wir zum Fürsten. Das ist die Sitte in unserem Lande». Da rief denn auch der Kaländär Kuku! Kuku! Der Vogel aber liess sich auf dem Haupte des Kaländärs nieder. Da sprach das Volk der Stadt: «Du bist ein Kaländär, wir wollen dich nicht zum Herrscher haben»; und jagten den Vogel fort. Der Vogel flog aber zurück und setzte sich wieder auf das Haupt des Kaländärs. Abermals sprach das Volk: «Dich machen wir doch nicht zum Herrscher!» und verjagten abermals den Vogel. Dieser setzte

sich aber zum dritten Male auf das Haupt des Kaländärs. Als er sich dreimal dorthin gesetzt hatte, sprach das Volk der Stadt: «Gott, der Herr, hat diesen Kaländär zu unserem Herrscher gemacht». So sprechend, führten sie den Kaländär fort und setzten ihn auf den Herrscherthron. So wurde denn der zum Kaländär gewordene Herrscher abermals ein Fürst, und dankte Gott vielmals dafür.

Darauf sprach er zu seinen Beamten: «Wenn von irgendwo eine Karawane kommt, so meldet mir dies! ich will mit den Leuten sprechen». Die Beamten thaten, was er befohlen hatte; sobald von irgendwoher eine Karawane ankam, so brachten sie die Leute zum Herrscher. Eines Tages kam von einer Stadt eine Karawane. Den Karawanenführer brachte man zum Herrscher Eines Tages war der Wesir auf den Markt gegangen, da hatte man einen schönen Knaben zum Bazar gebracht, um ihn zu verkaufen, diesen hatte der Wesir gekauft und ihn dem Herrscher zum Geschenk gebracht. Der Jüngling hatte dem Herrscher sehr wohlgefallen, und er hatte bestimmt, dass er ihn selbst bedienen solle. Nach einigen Tagen hatte man abermals einen Jüngling zum Verkauf auf den Markt gebracht, den hatte auch der Wesir gekauft und ihn dem Herrscher geschenkt. Da sprach der Herrscher: «Auch das ist ein schöner Knabe, beide sollen zusammen mich bedienen».

Als der Abend anbrach, so bat der Kaufmann, der zum Herrscher gekommen war, ihn zu entlassen. Der Herrscher sprach: «Uebernachte du diese Nacht bei mir! wir wollen im Bette schwatzen». Da sprach der Kaufmann: «Ich habe ein von Jemand mir anvertrautes Pfand, von diesem darf ich mich nicht trennen und kann an keinem andern Orte übernachten». Darauf sprach der Herrscher: «Ich habe zwei Sclaven gekauft, die mögen hingehen und gute Wacht halten!» Da brachte der Kaufmann die beiden Knaben zum Zelte und befahl ihnen, gute Wacht zu halten, damit Niemand in das Zelt eintrete! Er selbst begab sich darauf zum Herrscher. Die beiden Knaben bewachten in der Nacht das Zelt.

Nach einiger Zeit sprachen sie unter einander: «Wir wollen uns erzählen, unter welchen Umständen wir verkauft worden sind». Darauf sprach der kleinere Jüngling: «Wenn du mich nach meinen Schicksalen fragst, so höre: ich bin der Sohn eines Fürsten, einst kam ein Kaländär in das Land meines Vaters und erbat seine Herrscherwürde auf vierzig Tage. Als vierzig Tage vergangen waren, gab er ihm die Macht nicht zurück, und mein Vater verliess mit meiner Mutter, meinem Bruder und mir seine Stadt. Darauf wanderten wir drei Tage lang. An der Stelle, wo wir übernachteten, entführte ein Kaufmann durch lügnerische Worte meine Mutter. Am andern Tage zogen wir weiter und übernachteten an einer andern Stelle, da zerriss ein Tiger alle unsere Pferde. Von da aus zogen wir am Morgen zu Fuss weiter. Nach einigen Tagen gelangten wir zum Ufer eines grossen Stromes und übernachteten daselbst. Wir vermochten nicht über den Fluss zu setzen, da erschien ein Mensch zu Pferde und versprach, uns über den Fluss zu bringen, er nahm meinen Bruder zuerst mit und entfloh mit ihm, ich selbst blieb mit meinem Vater am Ufer. Da hob mich mein Vater auf und stieg in's Wasser, als er aber zur Mitte des Flusses gekommen war, stolperte er, und mich trieb das Wasser fort. Ein Mensch rettete mich aus dem Wasser, brachte mich in sein Haus und pflegte mich einige Tage, nachdem ich genesen, blieb ich einige Tage bei ihm als Diener, er wurde aber arm und verkaufte mich». — «Hast du Nachricht von deinem Vater?» fragte der Andere. — «Ob mein Vater fortgeschwommen ist, oder was aus ihm geworden ist, weiss ich nicht». Darauf sprach der ältere Jüngling: «Ich bin dein älterer Bruder, den man Euch durch den Fluss entführt hat. Jener Mann brachte mich fort und liess mich die Schafe hüten, er quälte mich auch sehr, nachdem er aber arm geworden war, hat er mich verkauft». So erkannten sich die Beiden, umarmten sich und weinten zusammen. Diese Worte vernahm ihre Mutter, welche sich in dem Zelte befand und rief: «O, meine Kinder!» Als sie ihre Mutter erblickten, schmiegten sie sich an dieselbe. Nun erzählten sie

sich ihre Schicksale; die Mutter setzte ihre beiden Kinder auf ihre Knie, und herzte und küsste sie die ganze Nacht hindurch, bis der Morgen anbrach und es Tag wurde. Bei Tagesanbruch verabschiedete sich der Kaufmann von dem Herrscher, um nach dem ihm anvertrauten Pfande zu schauen. Da entliess ihn der Herrscher, und der Kaufmann begab sich zu seinem Zelte; als er in's Zelt sah, erblickte er, wie die Frau ihre beiden Wächter auf ihre Knie gesetzt hatte und sie herzte und küsste.

Als der Kaufmann dies sah, gerieth er in heftigen Zorn und begab sich zum Herrscher und sprach: «Die Sclaven, die du hingesendet, haben das mir anvertraute Pfand beschimpft». Da entbrannte auch der Herrscher in Zorn, und befahl dem Henker, er solle den Sclaven, ohne sie zu verhören, den Kopf abschlagen. Da begab sich der Henker hin, schleppte beide Knaben fort und tödtete sie.

Nachdem er sie getödtet, begab sich das Weib zu dem Herrscher und sprach: «Ich bin die Frau jenes Fürsten. Dieser Kaufmann hat mich gestohlen und hat mir bis jetzt versprochen, mich dem Herrscher wieder zuzuführen. In dieser Nacht nun bin ich mit meinen Söhnen zusammen getroffen, habe sie erkannt, und so haben wir zusammen gesessen, geweint und gejammert. Da ist der Scharfrichter gekommen, hat meine beiden Kinder fortgeschleppt, und sie ohne Verhör getödtet. Was haben sie nur verbrochen? Solches ist meine Klage». Als der Herrscher diese Worte der Frau hörte, wusste er, dass es seine Gemahlin war; da gerieth er in heftigen Kummer, dass er seine Kinder hatte tödten lassen. Er warf sich von seinem Throne herab und fiel in Ohnmacht. Die Wesire bespritzten ihn mit Wohlgerüchen; da kam der Herrscher wieder zu sich. Er gab sich seiner Gemahlin zu erkennen; sie erzählten sich ihre Schicksale, und weinten über das Unglück ihrer Kinder. Dann rief er seinen Wesir herbei: «Versammle alle Gelehrten, Weisen und Zeichendeuter dieser Stadt!» Der Wesir versammelte sie, dem Befehle gemäss; da sprach der Herrscher zu diesen: «Ich habe meine Kinder ohne

mein Wissen getödtet, ihr betet zu Gott und machet sie wieder lebendig!» Jene sprachen: «Das können wir nicht». Da wurde der Herrscher sehr zornig und rief seinen Scharfrichter, und befahl, sie hinzurichten. Da sprachen die Sterndeuter: «Geduldet Euch! wir wollen ein Mittel finden!» Der Herrscher willigte ein und gab ihnen drei Tage Frist. Da gingen sie von dem Herrscher fort. Die Gelehrten durchstöberten ihre Bücher und die Sterndeuter stellten das Horoscop. Da erfuhren sie, dass auf dem Gipfel eines Berges ein frommer Eremit lebte, und dass, wenn man sich zu diesem begäbe und diesem es mittheile, er Gott bitten würde und sie lebendig machen könne. Da gingen sie zum Herrscher und theilten es ihm mit.

Der Herrscher band das eine Ende eines schwarzen Strickes um seinen Hals, das zweite Ende um den Hals seiner Frau, dann hob er die Leichname seiner Kinder auf und trug sie zu dem Eremiten. Als er zu diesem gekommen, sprach er also: «Ich habe diese, ohne sie zu kennen, tödten lassen. Ihr seid ein Gott nahestehender Knecht, bittet für meine Kinder und macht sie wieder lebendig». Als der Eremit dies hörte, betete er zu Gott, dem Herrn, und bat für diese beiden Knaben. Da gab Gott, der Herr, diesen beiden Söhnen des Herrschers ihre Seelen zurück.

Da dankte der Herrscher Gott, dem Herrn. Darauf brachten die Eltern und die Kinder viele Opfer auf dem Wege des Herrn. Alle lebten nun an einem Orte und herrschten in dieser Stadt. Erst nach vielen Jahren schieden sie aus der Welt.

4) Der Papagei.

Ein Jüngling, Abdurrachman, hielt einen Papagei. Diesen hatte er viele Worte sprechen gelehrt. Wenn Abdurrachman irgend wohin gehen wollte, so fragte er den Papagei um seine Meinung, rieth ihm dieser zu gehen, so ging er, rieth er ihm ab, so ging er nicht.

Dieser Abdurrachman hatte eine Geliebte, diese hatte ihn eines Tages aufgefordert, zu ihr zu kommen. Da trat Abdurrachman zu seinem Papagei: «Ich habe eine Geliebte», sagte er, «die hat mich zu sich gerufen, soll ich gehen?» Der Papagei sprach: «Gehe!» Darauf sprach der Papagei: «Kennst du eine List? Wenn du eine solche kennst, so gehe?» Darauf fuhr er fort:

«In dieser Stadt lebte ein sehr böses Weib, dieses Weib hatte zwei Kinder. Der Herrscher hatte von ihrer Schlechtigkeit gehört und jagte sie mit ihren beiden Kindern aus der Stadt. Diese Frau führte ihre beiden Kinder bei der Hand und begab sich zu einer Steppe, dort begegnete der Frau ein Wolf. Der Wolf wollte die Frau fressen. Da sprach die Frau in ihren Gedanken: «Ich will dem Wolfe mit List beikommen, sonst wird er mich und meine Kinder fressen». So that sie. Der Wolf kam näher. Die Frau sprach: «Komm und friss mich halb! eins meiner Kinder friss auch!» Darauf sprach der Wolf: «Weshalb sagst du dies?» Die Frau sprach: «Hier lebt ein Löwe, der Herrscher schickt täglich drei Menschen, damit sie der Löwe fresse. Heute hat der Herrscher mich und meine beiden Kinder ausgeschickt, damit uns der Löwe fresse. Deshalb sage ich zu dir: friss mich halb und friss eins meiner Kinder, meine eine Hälfte und mein eines Kind soll für den Löwen nachbleiben!» Darauf öffnete der Wolf den Rachen, um sie zu fressen. Da sprach das Weib: «Ich habe ein Wort zu sagen, das höre mit an, dann kannst du mich fressen!» Darauf sprach der Wolf: «Sprich deine Rede!» Die Frau sprach: «Ich bin ein Mensch, der vom Herrscher zum Löwen geschickt worden. Wenn du mich halb frisst und eins meiner Kinder frisst, so frisst der Löwe das Uebrige nicht. Der Löwe ist ein grosser Fürst». Da dachte der Wolf nach. Die Frau sprach: «Weh! da kommt der Löwe. Wenn er hergekommen, lässt er Nichts nach». Als sie so gesprochen, entfloh der Wolf. Als er so floh, begegnete ihm ein Fuchs. Der Fuchs sprach: «Wo eilst du denn hin?» Der Wolf sprach: «In dieser Steppe war ein Mensch mit zwei Kindern, den wollte ich fressen. Es hatte ihn aber ein Herrscher zum

Löwen geschickt, damit er ihn fresse, als dieser Mensch mich sah, forderte er mich auf, ihn zu fressen. Ich fragte ihn, weshalb er so spräche, und der Mensch sprach: ich bin des Löwen Speise, was von mir übrig bleibt, frisst der Löwe nicht. Dann sagte er: sieh, da kommt der Löwe. Ich fürchtete mich nun vor dem Löwen und entfloh». Der Fuchs sprach: «Das ist ein Weib gewesen, die hat dich überlistet. Lass uns beide zu ihr gehen und sie auffressen!» Da begab sich der Wolf mit dem Fuchse zum Weibe, und sie kamen zu der Stelle, wo das Weib sich befand. Die Frau sah nun, wie der Wolf mit einem Fuchse herbeikam. Als die Frau sie erblickte, sprach sie zu sich selbst: «Die will ich abermals überlisten». Als der Wolf mit dem Fuchse nah herzugekommen war, sprach die Frau zu ihnen: «Gut, dass ihr gekommen seid, Wolf, ich habe daran gedacht, dich so herzulocken. Dich hat der Fuchs unterwiesen, er hat gesagt, ich sei ein Weib, ich hätte dich überlistet, und hat dich veranlasst, zurückzukehren. Das wollte ich eben. Ich bin kein Mensch, ich bin Mängul-Bijawani, wärest du mit einem Tiger oder einem Schweine zu mir gekommen, so hätte ich dich selbst laufen lassen, du bist aber mit einem Fuchse gekommen, jetzt lasse ich dich nicht los, dich ebensowenig wie den Fuchs. Komme her, Wolf, ich will Euch beide fressen». Als sie diese Rede vernommen hatten, fürchteten sich der Wolf und der Fuchs und entflohen. Wenn du nun so listig bist, wie jenes Weib, so begieb dich zu deiner Geliebten».

Da ging Abdurrachman heraus, um fortzugehen. Es war aber Morgen geworden. Da kehrte er zum Papagei zurück und sprach: «Es ist Morgen geworden». Da sprach der Papagei: «Wenn's so ist, so gehe morgen». Als es abermals Abend geworden, ging er wiederum zum Papagei. Abermals fragte er diesen: «Soll ich heute zu meiner Geliebten gehen?» Der Papagei sprach: «Geh nur! Ich will dir aber ein Wort sagen, höre dies mit an, und dann geh!» «So sprich!» sagte jener. Da sagte der Papagei:

«In dieser Stadt lebte eine böse, diebische Katze. Die ging in die Häuser der Menschen und frass Alles, was sie stehlen konn-

te. Eines Tages kam sie in das Haus eines Färbers. Da frass sie denn Alles, was sie vorfand. Der Färber merkte wohl, was sie bei ihm gefressen und beabsichtigte, ihr nachzustellen. Am Abend drang die Katze abermals in das Haus des Färbers, und dieser merkte, dass die Katze gekommen war, stand auf und zündete ein Licht an. Als dies die Katze sah, kroch sie in ein Fass und blieb darin liegen. Der Färber suchte nun die Katze überall, konnte sie aber nicht finden. Erst bei Tagesanbruch machte die Katze sich fort. Als die Katze in's Freie gekommen war und sich besah, war sie bunt gefärbt. Da sprach die Katze zu sich selbst: «Ich will die Katzen versammeln! Wenn sie versammelt sind, so will ich sagen: «Ich bin euer Herrscher geworden. Ihr selbst sehet, wie ich gefärbt bin, und erkennet daran, dass ich wirklich euer Herrscher bin». Jetzt versammelte sie die Katzen, darauf sprach die diebische Katze: «In dieser Nacht hat Gott, der Herr, mich zu eurem Herrscher gemacht, denn meine Haarfarbe ist eine andere geworden». Das gaben nun alle Katzen zu und unterwarfen sich. Diesen Tag versammelte sie auch alle Füchse: «Gott, der Herr, hat mich zu eurem Herrscher gemacht, was sagt ihr dazu? Meine Haarfarbe hat sich verändert». An diesem Tage stimmten alle Füchse bei, und alle unterwarfen sich. Darauf rief sie die Schweine und Wölfe zusammen und sprach zu ihnen: «Gott, der Herr, hat mich zu eurem Herrscher gemacht, was sagt ihr dazu?» Als die Schweine und Wölfe die Farbe der Katze sahen, glaubten sie ihr, und unterwarfen sich. Darauf rief sie die Tiger und Löwen und sprach zu ihnen: «Gott hat mich zu eurem Herrscher gemacht, was meint ihr dazu?» Auch die sahen ihre Farbe, glaubten und unterwarfen sich. Viele Tage lang herrschte so die diebische Katze. Eines Tages gab sie ein Gastmahl und setzte die Katzen an die oberste Stelle, weiter abwärts setzte sie die Füchse, dann die Schweine und Wölfe, und dicht bei der Thür die Tiger und Löwen. Als sie so die Plätze vertheilt, dachte der Fuchs bei sich: «Die Herrscherwürde der Katze scheint eine Betrügerei zu sein. Wenn dies ein wirklicher Herrscher wäre, so

würde er den Tigern und Löwen die oberste Stelle anweisen, den Katzen aber die unterste Stelle. Ich will ihm eine Falle stellen». So überlegte er bei sich. Darauf brachte man ihnen Branntwein. Der Herrscher befahl: «Sprechet zu, ihr Füchse!» Darauf tranken diese Branntwein, wurden trunken, und der Herrscher trat an ihre Seite und trank mit ihnen. Da dachte der Fuchs abermals in seinem Sinne: «Es ist eine Lüge, dass dies ein wirklicher Herrscher ist, wenn er ein wirklicher Herrscher sein würde, so wäre er nicht an meine Seite gekommen und hätte mit mir getrunken. Ich will ihn doch mit einer List ausforschen!» So dachte der Fuchs. Sie waren nun alle betrunken und traten in's Freie. Da blieb der Fuchs beim Herrscher. Zur Seite des Herrschers ging er und sprach: «Ei, Herrscher, ich habe von Euch Etwas zu fragen, ihr aber saget mir die Wahrheit. Dann wollen wir beide Freunde sein». Darauf sprach der Herrscher: «Frage nur heute, was du auf dem Herzen hast, ich will dir richtig Antwort geben». Darauf sprach der Fuchs: «Wie habt Ihr nur diese Herrscherwürde erlangt?» Der Herrscher sagte ihm nun im Trunke die ganze Wahrheit: «Ich war eine diebische Katze, da bin ich eines Tages in das Haus eines Färbers zum Stehlen gegangen; als ich so eingetreten war, stand der Färber auf und machte ein Licht an, da sprang ich aus Furcht in ein Fass und lag ganz still. In dem Fasse war Farbe, und die Farbe drang in mein Fell. Als ich am Morgen aus dem Fasse kam und mich besah, hatte ich mich ganz verändert. Da sprach ich zu mir selbst: ich bin ein Herrscher geworden und Alle sollen sich mir unterwerfen. Da habe ich denn die Füchse, Schweine, Wölfe, Tiger und Löwen zusammengerufen, und bin so ihr Herrscher geworden. Alle haben sich mir unterworfen. Seitdem lebe ich nun als Herrscher, sonst wäre ich wie früher eine diebische Katze geblieben». So erzählte sie Alles dem Fuchse der Wahrheit gemäss. Nachdem sie so gesprochen, ging der Fuchs heraus und erzählte den Tigern und Löwen alle diese Worte, dass dies nur eine Katze sei, und fälschlich als ein Herrscher gelte. Da kamen die Löwen und

Tiger, packten die diebische Katze, schnitten ihr Ohren und Nase ab, bestrichen sie mit Koth, beschimpften sie und tödteten sie unter heftigen Qualen».

«Ja», fuhr der Papagei fort, «wenn du nicht dieser Katze gleichst, so gehe zu deiner Geliebten». Als endlich Abdurrachman herausging, sah er, dass der Morgen angebrochen Da trat er wieder ein und sprach: «Es ist Morgen geworden». Da sagte der Papagei: «Nun so geh morgen hin!»

Da wurde es wiederum Abend. Da sprach Abdurrachman: «Wenn ich wieder den Papagei frage, so verwickelt er mich wieder in Reden und lässt mich nicht zu meiner Geliebten, ich will heute den Papagei tödten und dann mich zu meiner Geliebten begeben». Solches bei sich überlegend, begab er sich zum Papagei. Eingetreten, sprach er: «Ich will heute zu meiner Geliebten gehen». «Geh!» sprach der Papagei, denn er wusste, dass er ihn tödten wollte, und erwiederte Nichts. Als der Papagei schwieg, sagte Abdurrachman: «Hast du mir Nichts zu sagen?» «O ja», sprach der Papagei, «ich will reden. Höre es mit an, dann gehe zu deiner Geliebten».

«In einer Stadt lebte ein Kadi, wenn der eine Schrift schrieb und sein Siegel aufdrückte, und Jemand dies an seinem Kopfe befestigte, so konnte man, wo die Schrift zur Erde fiel, Gold und Silber finden, wenn man nachgrub. Als dies die Leute hörten, so liessen sie sich von dem Kadi die Schrift schreiben, nahmen die Schrift mit sich und fanden viel Gold und Silber. Das Gerücht davon verbreitete sich in allen Städten. In einer Stadt vernahmen es drei Menschen und begaben sich zum Kadi. Nach drei Monaten gelangten sie endlich zu der Stadt des Kadi, und suchten daselbst den Kadi auf. «Wir sind», sprachen sie, «von Weitem gekommen, da wir von Eurer Vortrefflichkeit gehört haben, gebet uns bitte die Schrift und drücket Euer Siegel auf, denn wir haben gehört, dass, wer die Schrift hat, Gold und Silber an der Stelle ausgraben kann, wo die Schrift zur Erde gefallen ist. Schreibet uns die Schrift und drücket Euer Siegel auf, auch wir wollen

Gold und Silber suchen». Darauf schrieb ihnen der Kadi die Schrift und drückte sein Siegel auf. Die drei Menschen befestigten sie an ihrem Kopfe und gingen davon. Als sie die Stadt verlassen und eine Strecke Weges gegangen waren, fiel von dem Haupte des Einen die Schrift zur Erde. Er grub an dieser Stelle und fand Gold. Die beiden Andern gingen weiter; wieder fiel vom Haupte des einen die Schrift zur Erde. Er grub daselbst, und fand Silber. Der Letzte ging seines Weges, da fiel die Schrift herab, er grub auch, und fand Kupfer. «Was soll ich mit Kupfer thun?» sprach er, steckte die Schrift wieder fest und ging weiter. Diese fiel wieder zur Erde, und er fand Eisen. Da sprach er zu sich selbst: «Gott, der Herr hat mir weder Gold noch Silber beschieden, da nun aber Kupfer besser ist als Eisen, so will ich hingehen und das vorhergefundene Kupfer nehmen». Als er hinkam und nachsah, war das Kupfer verschwunden. «Jetzt will ich mich mit dem Eisen begnügen», sprach er, dann ging er zu der Stelle, wo er das Eisen gefunden, aber auch dieses war verschwunden. Darauf sprach er zu sich selbst: «Gott, der Herr, hat mir das Alles nicht beschieden, ich will meine Gefährten aufsuchen und von ihnen Etwas Gold und Silber nehmen, und dann mit ihnen zusammen nach Hause zurückkehren». Als er aber nach seinen Gefährten ausschaute, hatten sie sich schon auf den Weg gemacht. Als er so in dieser Stadt die Gefährten verloren hatte, zog er allein heim, und nachdem er unzählige Leiden ertragen, kam er nach einem Jahre nach Hause. Wenn du wie dieser nicht nachbleibst, so begieb dich zu deiner Geliebten», sprach der Papagei.

Darauf überlegte Abdurrachman die Sache bei sich und fand, dass die Worte des Papagei's richtig seien. «Wenn ich nicht auf ihn höre, und zu meiner Geliebten gehe, so werde ich auch Leiden erdulden». So liess er von seiner Geliebten ab. Darauf ergab sich Abdurrachman Gott, und dieser erfüllte alle seine Wünsche, so dass er gleich einem Heiligen wurde.

5) Das Gewerbe des Vaters.

In einer Stadt lebte ein Mensch, der hatte keine Kinder. Sein Gewerbe bestand darin, dass er in's Feld ging und für die Thiere sorgte. Da er nun keine Kinder hatte, erbat es sich von Gott ein Kind, welches ihm auch geschenkt wurde. Da sprach er zu seiner Frau: «Wenn ich sterben sollte und du ein Kind gebären solltest, so möge er mein Gewerbe treiben. Treibt es ein anderes Gewerbe, so bin ich nicht damit zufrieden». Nachdem er so gesprochen, starb er.

Nachdem ihr Mann gestorben, gebar die Frau einen Sohn. Der Sohn wuchs heran, trieb aber nicht das Gewerbe seines Vaters, sondern wurde ein Säufer und Kartenspieler, und brachte die Hinterlassenschaft seines Vaters durch. Jeden Tag sprach zu ihm seine Mutter: «Treibe das Gewerbe deines Vaters! Treibst du es nicht, so ist dein Vater nicht mit dir zufrieden». Wenn die Mutter ihn so ermahnt hatte, fing sie an zu weinen. Da stand der Sohn auf und verfiel in Nachdenken. «Ja», dachte er, «meine Mutter hat recht!» Darauf liess er das Trinken, spielte nicht mehr Karten, sondern trieb das Gewerbe seines Vaters. Jeden Tag nahm er Speise für die Thiere mit sich und vertheilte sie unter den Thieren. Einst ging er dahin, da quälten zwei Kinder eine Katze, indem sie mit ihr spielten. Er sprach: «Kinder, ich will die Katze kaufen!» Die Kinder antworteten: «Für wieviel willst du sie uns abkaufen? Der Preis für unsere Katze ist fünf Sär». Da kaufte er die Katze für fünf Sär und brachte sie zu seiner Mutter. Er sprach: «Diese Katze habe ich für fünf Unzen Silber gekauft». Die Mutter fand dies sehr gut. Wieder ging er eines Tages fort, da spielten Kinder mit einem Papagei. Da fragte er sie: «Verkauft ihr diesen Papagei?» Die Kinder sagten ja und er fragte, wie viel sie dafür haben wollten. Die Kinder sagten: «Zehn Unzen». So kaufte er ihn für zehn Unzen. So nahm er

den Papagei, brachte ihn zu seiner Mutter, und erzählte ihr, dass er ihn für zehn Unzen gekauft habe. Da lobte ihn seine Mutter. Als er wieder eines Tages ausging, schlug ein Mensch eine Schlange in zwei Stücke. Dies sah der Jüngling, er untersuchte sie und fand, dass sie noch nicht gestorben sei. Da nähte er sie zusammen, und nachdem er sie zusammengenäht, legte er Arzenei auf, und so wurde die Schlange wieder gesund. Darauf sprach die Schlange: «Mich hat ein Mensch in Stücke gehauen, du aber hast mich geheilt, was wünschest du nun von mir? ich will dir jede Bitte gewähren, denn ich bin der Sohn des Schlangenfürsten». Der Jüngling sprach: «Ich habe Nichts, um was ich dich bitten könnte, ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden». Da sprach die Schlange: «Wenn du auch um Nichts bittest, so gehe ich mit dir und werde dir dienen». Der Jüngling sprach: «Es giebt keine Dienstleistungen, die du mir thun könntest, meine Mutter wird sich vor dir fürchten». So sprechend, ging er nach Hause. Die Schlange aber folgte ihm, als er nah bei seinem Hause angekommen war und sich umsah, war auch die Schlange da. Als der Jüngling die Schlange erblickte, blieb er stehn, und als sie nah gekommen, sprach er: «Wo gehst du hin?» Die Schlange sprach: «Ich folge dir, um dir zu dienen». Da sprach der Jüngling abermals: «Ich habe keine Dienste für dich». Die Schlange aber hörte nicht auf ihn und ging mit zu seinem Hause. Als sie zum Hause gekommen, sprach der Jüngling: «Wenn meine Mutter dich sieht, wird sie sich fürchten, ich will dich an meinen Busen nehmen und eintreten. Dann will ich meine Mutter fragen, eine Schlange wolle mir dienen, soll ich sie in Dienst nehmen? Sagt meine Mutter, ich soll sie in Dienst nehmen, so kannst du mir dienen, stimmt aber meine Mutter nicht zu, so gehe du deiner Wege». So steckte er die Schlange in seinen Busen und trat zu seiner Mutter. Zu seiner Mutter sprach er: «Als ich auf dem Wege war, schlug ein Mensch eine Schlange in Stücke, ich habe sie zusammengenäht und mit Arzenei gesund gemacht». Da sprach seine Mutter: «Da hast du gut gethan». Da sprach der Jüngling: «Die Schlange aber

sprach: ich bin der Sohn des Schlangenfürsten, komm mit mir, ich will dir viele Schätze geben. Ich sprach aber: ich bin zufrieden mit dem, was ich habe. Ich brauche dein Geld nicht. Darauf sprach die Schlange: wenn du Nichts brauchst, so will ich dir dienen. Ich erwiederte aber: ich habe keine Dienste für dich; ich habe eine Mutter, die wird sich vor dir fürchten. Die Schlange aber sprach: ich will dir in keiner Weise Schaden zufügen, denn du hast mir eine grosse Wohlthat erwiesen. Was soll ich nun mit der Schlange anfangen?» Da sprach die Mutter: «Eine Schlange ist ein böses Thier, bringe die nur gar nicht in dein Haus». «Dann will mich die Schlange zu ihrem eigenen Lande bringen». Da dachte die Mutter in ihrem Sinne: «Sie wird mein Kind irgend wohin bringen und tödten. Will sie Dienste leisten, so muss man sie in irgend ein Haus bringen und füttern, dann wird sie schon von selbst fortgehen». «So bringe sie denn in's Haus!» sprach sie. «Da habe ich sie gebracht», sagte er, und holte sie hervor. Als die Mutter die Schlange sah, weinte sie und sprang von ihrem Sitze auf. «Bringe die Schlange hin, wo du willst, nur bringe sie mir aus den Augen!» sagte sie. Darauf führte er die Schlange fort und sprach zu ihr: «Meine Mutter fürchtet sich vor dir, gehe du fort!» Die Schlange aber sprach: «Wenn du nicht irgend Etwas von mir annimmst, so gehe ich nicht fort». Darauf sprach das Kind: «Wenn du nicht gehst, so will ich dich in einem Hause füttern, dort liege». Darauf verschloss er die Schlange in einem Hause und brachte ihr täglich Speise. Die Schlange aber wurde mit jedem Tage dicker. Als sie die Mutter eines Tages sah, bemerkte sie, dass die Schlange so dick geworden war, dass sie das ganze Haus ausfüllte. Da sprach sie zu ihrem Kinde: «Bringe diese Schlange mir aus den Augen! Du hast sie gefüttert, nun ist sie dick geworden, und wenn du sie aus dem Hause bringst, so wird sie alle Menschen tödten». Darauf sprach der Jüngling: «Wenn es so ist, will ich sie irgend wohin bringen und fortschicken!» Die Mutter stimmte ihm bei. Darauf brachte er die Schlange heraus und sprach: «Geh du jetzt! Das Volk unserer

Stadt fürchtet sich sehr vor dir». Die Schlange aber sprach: «Wenn du Nichts von mir erbittest, so gehe ich nicht fort». Da sprach der Jüngling: «Was soll ich von dir erbitten? Meine Habe reicht für mich aus». Die Schlange aber sprach: «Mein Vater hat einen Ring, den erbitte! Wenn du diesen Ring erhältst, so wirst du ein Herrscher». Da ging der Jüngling mit ihr, da er keinen Ausweg sah, denn die Schlange ging nicht, wenn er nicht mit ging.

So begab er sich mit der Schlange auf den Weg, die Schlange aber liess ihn auf ihren Rücken steigen und brachte ihn so fort. Als sie eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, fragte die Schlange: «Was wirst du nun von meinem Vater erbitten?» Der Jüngling sprach: «Ich werde den Ring deines Vaters erbitten». Da sprach die Schlange: «Wenn du den Ring erhältst, so zertrümmere alle deine Häuser! Dann ziehe eine Furche mit einem Holze im Erdboden, dann sage, es soll ein Haus entstehen, wie es deinem Sinne genehm ist, zeichne auch den Plan eines Speichers und einer Schatzkammer. Dann wird dein Speicher sich mit Waizen füllen, und die Schatzkammer sich mit Gold, Silber, Perlen und Edelsteinen füllen. Der Ring hat viele geheime Kräfte. Denn Alles, was dir in den Sinn kommt, kannst du erreichen, wenn du sagst, so soll es sein». So lehrte sie ihn die Kräfte des Ringes erkennen. Darauf gingen sie weiter. Wiederum sprach da die Schlange: «Wir sind jetzt nah zu meinem Lande gekommen, da sind Schlangen, die den Weg bewachen, die sind viel dicker, als ich bin, du fürchte dich aber nicht vor ihnen! Dann werden wir zu der Stelle kommen, wo der Herrscher lebt, da lasse ich dich draussen und begebe mich zuerst allein zu meinem Vater, und erzähle ihm, was du mir für Wohlthaten erwiesen hast. Dann wird er dich rufen lassen. Wenn mein Vater dir sagt, du sollest Etwas von ihm erbitten, so erbitte du den Ring». Wieder zogen sie weiter. Da kamen sie zu den dicken Schlangen, von denen er gesprochen, als die den Jüngling sahen, wollten sie ihn tödten. Der Sohn des Schlangenfürsten aber sprach: «Lieget ruhig! ich

habe ihn hergebracht». Darauf erreichten sie endlich das Haus seines Vaters. Da sprach er: «Bleib du nun hier stehen! ich will mich zu meinem Vater begeben».

So begab sich die Schlange zu ihrem Vater und begrüsste sich mit ihm. Da fragte ihn sein Vater: «Wo bist du denn so viele Jahre gewesen?» Sein Sohn aber sprach: «Mich hatte ein Mensch in Stücke gehauen und getödtet. Da hat mich ein Jüngling gepflegt und geheilt. Viele Jahre hat er für mich gesorgt, jetzt ist er mit mir hierher gekommen». Da sprach sein Vater: «So rufe ihn herein».

Man rief nun den Jüngling und brachte ihn zum Herrscher. Darauf fragte er den Jüngling nach seinen Verhältnissen: «Hast du meinen Sohn gepflegt und geheilt?» «Ja», sagte der Jüngling, «ich habe ihn gepflegt». «So will ich denn», sprach der Herrscher, «dir viel Gold und Silber und viele Schätze schenken! Nimm Alles mit dir». Da sprach der Jüngling: «Ich brauche nicht Gold, nicht Silber, meine Habe reicht für mich aus». Da fragte der Herrscher: «Was soll ich dir denn geben?» Der Jüngling aber sprach: «Nur den Ring an deinem Finger erbitte ich». Als er dies gesprochen, wurde der Schlangenfürst sehr traurig und sprach: «Bitte Alles ausser diesem Ringe, so will ich es dir geben, den Ring aber brauche ich selbst». Der Jüngling aber sprach: «Nichts Anderes begehre ich». Da sprach der Sohn des Schlangenfürsten: «Wenn du den Ring höher schätzest als mich selbst, so gieb ihn nicht! Ich aber gehe mit diesem Jüngling zusammen fort, und werde diesem Jünglinge dienen». Da weinte der Herrscher, indem er rückwärts schaute, und sprach in seinem Sinne: «Gebe ich den Ring nicht, so geht mein Sohn wieder mit diesem Jüngling fort». So nahm er den Ring von seinem Finger und gab ihn dem Jüngling. Der Jüngling aber steckte ihn an seinen Finger. Sogleich hoben ihn Geister auf und brachten ihn nach seinem Hause. Er trat zu seiner Mutter und erzählte ihr, wie die Schlange ihn zu ihrem Vater gebracht, und dass dieser ihm den Ring gegeben hatte. Dann sprach er wieder zu seiner Mutter: «Lass uns

unsere Häuser zerstören, damit die Schlange uns nicht findet wenn sie wieder kommt». Die Mutter war einverstanden.

So zerstörte er seine Häuser, darauf zeichnete er einen Plan an dem Boden mit einem Holze. Da weinte seine Mutter, denn sie dachte, ihr Sohn sei verrückt geworden. Nachdem er dies verrichtet, sprach er zu seiner Mutter: «Heute wird die Schlange kommen, darum lass uns an einer andern Stelle übernachten». So begab er sich mit seiner Mutter zu einer Stelle, wo er sich lagerte. Als der Morgen angebrochen war, führte er seine Mutter zu ihrer früheren Wohnstätte, da sahen sie dort vortreffliche Häuser stehen, und er führte seine Mutter hinein und zeigte ihr Alles. Er zeigte ihr auch all sein Gold und Silber, die Schatzkammer und alles Getreide, das im Speicher aufgehäuft war. Darauf erzählte er seiner Mutter, was dieser Ring für Kräfte berge. Als dies die Mutter erfuhr, freute sie sich sehr.

Darauf kam zu dieser Stadt ein Kaufmann und brachte fünf Pferdelasten Waaren mit sich, dann schickte er einen Menschen zum Fürsten: «Auf fünf Pferden habe ich Waaren hergebracht, giebt es einen Menschen, der ihren Preis bezahlen kann?» Als der Herrscher seinen eigenen Schatz besah, da reichte er nicht aus, um die fünf Pferdelasten Waaren dieses Kaufmann's zu kaufen. Da schickte der Herrscher einen Menschen aus, der sprach: «Giebt es bei Euch einen Menschen, der die fünf Pferdelasten Waaren dieses Kaufmann's kaufen kann? er möge herkommen». Ein Mensch sprach zum Herrscher: «Hier giebt es einen Jüngling, der sprach, er könne die Waaren dieses Kaufmann's kaufen». So sagte er zum Herrscher. Als der Herrscher dies vernahm, wurde er froh. «Wenn es so ist», sprach er, «so rufet diesen Jüngling!» Da rief man jenen Jüngling und brachte ihn zum Fürsten Der Herrscher aber fragte ihn: «Kannst du die Waaren dieses Kaufmann's kaufen?» Der Jüngling bejahte es. Da sprach der Herrscher: «Wenn deine Schätze nicht ausreichen, will ich den Rest bezahlen». Der Jüngling aber sprach: «Wenn hundert solche Kaufleute kommen; so reichen meine Schätze aus». Da meinte

der Herrscher: «Wenn's so ist, so kaufe die Waaren und bezahle sie!» Darauf liess er den Kaufmann rufen, und theilte ihm mit, dass dieser Jüngling seine Waaren kaufen wolle, er möge sie in sein Haus bringen. Da brachte der Kaufmann das, was er hergeführt hatte, zu dem Hause des Jünglings. Der Jüngling aber sprach: «Lade deine Waaren ab!» Als er so gesprochen hatte, öffnete er seine Schatzkammer: «Nimmst du dieses Gold und Silber, oder nimmst du Perlen und Edelsteine? Nimm, was du willst?» Dann zeigte er ihm seine Schätze. Der Kaufmann belastete nun vierzig Pferde mit Gold und Silber, mit Perlen und Edelsteinen; der Jüngling aber sprach: «Nimm doch noch!» Der Kaufmann sagte: «Ich habe keine Gefässe mehr». Da kam der Jüngling und schüttete ihm Perlen und Edelsteine in seinen Busen, schüttete sie ihm in seine beiden Stiefelschäfte, schüttete sie ihm in die Mütze und zuletzt in den Mund, so dass er sie mit den Zähnen festhalten musste. Als der Herrscher die Handlungsweise des Jünglings hörte, war er sehr froh. Der Herrscher lud ihn in sein Haus ein und bewirthete ihn fünf Tage und Nächte. Dann lud der Jüngling den Herrscher in sein Haus ein und bewirthete ihn zehn Tage und Nächte. Darauf sprach der Jüngling: «Ich will die Packen öffnen und nachsehen, was der Kaufmann mir für Waaren gebracht hat». Dann trat er in den Speicher. Er öffnete die Lastsäcke eines Pferdes, darin befanden sich Goldstoffe. Wiederum öffnete er einen Packen, darin waren goldene Turbane, wiederum öffnete er einen Packen, darin waren goldene Kleider. Abermals öffnete er einen Packen. Darin war ein Kasten, an dessen Oeffnung war ein Schloss befestigt; da er nachsehen wollte, was in dem Kasten war, brachte er ihn in's Haus. Das Schloss vermochte er nicht zu öffnen, da zerbrach er den Kasten. Als er nachsah, war in dem Kasten das Bild eines Mädchens. Als der Jüngling es gesehen hatte, fiel er ohnmächtig nieder. Nach einiger Zeit kam er zur Besinnung. Da sprach er zu sich: «Ich will jetzt dieses Mädchen aufsuchen». Darauf ging er zu seiner Mutter und sprach zu ihr: «Ein Kaufmann hat mir einen Kasten gebracht,

in dem Kasten ist das Bild eines herrlichen Mädchens, dieses Mädchen will ich jetzt aufsuchen». Die Mutter sprach: «Thue dies!» Dieses Wort hörte nun der Papagei; da riss er sich einen Flügel aus und sprach: «Wenn dir ein Unglück zustösst, so wirf diesen Flügel in's Feuer und verbrenne ihn! Wo du dich auch befindest, ich werde dich doch treffen».

Darauf verabschiedete sich dieser Jüngling von dem Papagei und der Mutter, begab sich auf den Weg und zog aus, das Mädchen zu suchen. Als er so eine Wegstrecke fortgezogen war, da schwammen in einem Wasser Ameisen. Da legte er in das Wasser einen Stock und rettete die fortgeschwemmten Ameisen aus dem Wasser. Die Ameisen sprachen: «Wir sind vom Wasser fortgeschwemmt, du hast uns aus dem Wasser errettet, wenn du jetzt von uns einen Dienst nöthig hast, so rufe uns! wir werden zu dir kommen!» Die eine riss sich einen Fuss aus und gab ihn ihm. «Wenn dir ein Unglück zustösst, so verbrenne ihn im Feuer! wir werden dich auffinden». Darauf verabschiedete sich der Jüngling von den Ameisen und zog seines Weges. Darauf kam er nach einigen Tagereisen zu der Stadt dieses Mädchens.

Dies Mädchen war die Tochter des Herrschers. Da dachte der Jüngling: «Zu diesem Mädchen will ich durch eine List gelangen, um zu sehen, ob sie diejenige ist, die auf dem Bilde gemalt ist». So trat er eines Tages zu diesem Mädchen ein, da war sie die auf dem Bilde gemalte. Als er sie erblickte, entbrannte er vor Liebe. Jenes Mädchen sprach: «Woher bist du gekommen?» Der Jüngling sagte, er sei von einer solchen Stadt gekommen, habe ihr Bild gesehen, da sei sein Sinn entbrannt, und er wünsche, sie zu freien. Das Mädchen sprach: «Mein Vater giebt meinen Freiern dreierlei Arbeiten auf. Wer diese Arbeiten ausführt, dem giebt er mich. Wer sie aber nicht ausführen kann, den tödtet er». Der Jüngling sprach: «Was sind denn das für Arbeiten?» Auf seine Frage antwortete das Mädchen: «Bei der Thür meines Vaters ist ein Holzklotz, den musst du mit einem Holzbeile auf einen Schlag zerspalten. Zweitens hat er einen

grossen See, den füllt er mit Wasser, diesen musst du auf einen Zug bis auf den Grund austrinken. Drittens hat mein Vater einen Batman Bohnen, diese streut er aus, und du musst sie alle wieder sammeln und das Gefäss füllen. Dies sind die Arbeiten meines Vaters. Wer diese vollbringt, dem giebt er mich». Als der Jüngling diese Worte vernahm, liess er seinen Kopf hängen und dachte nach. Das Mädchen aber sprach: «Kannst du diese Arbeiten ausführen?» Der Jüngling sprach: «Eine derselben kann ich ausführen». Da fragte ihn das Mädchen, welche von den Arbeiten er ausführen könne, der Jüngling aber sagte: «Die Bohnen kann ich sammeln und den Batmann vollmachen, die beiden andern Dinge kann ich aber nicht ausführen». Darauf sprach zu ihm das Mädchen: «Nu gut, du fülle den Batman mit den ausgestreuten Bohnen! Die übrigen beiden Arbeiten will ich dich auszuführen lehren. Wir haben einen schwarzen Diwä, ihn will ich holen, er möge den Block zerhauen, denn er nur vermag ihn zu zerspalten. In des See's Wasser aber musst du dich hinlegend den Mund halten und thun, als wenn du ihn austrinkst, der Diwä aber wird ihn wirklich austrinken». Dann rief sie den Diwä herbei und sagte ihm diese Worte. Der Diwä war einverstanden.

Darauf kleidete sich der Jüngling in die Kleidung eines Grindkopfes, gab sich selbst die Gestalt eines Grindkopfes, und begab sich zur Thür des Herrschers. Die Jassaule fragten ihn nach seinem Begehren. Da sprach jener: «Ich bin gekommen, um des Herrschers drei Arbeiten auszuführen und seine Tochter zu freien». Da sprachen die Jassaule: «Wenn du diese drei Arbeiten nicht auszuführen vermagst, so lässt dir der Herrscher den Kopf abschlagen; hast du das gehört? Viele Herren und Helden konnten sie nicht verrichten und haben ihren Kopf hergeben müssen. Deine Kraft, die doch nur die eines Grindkopfs ist, was wird sie vermögen?» Der Grindkopf blieb aber bei seinem Vorhaben; so begaben sich denn die Jassaule zum Herrscher und meldeten: «Da ist ein Grindkopf gekommen, der will des Herrschers drei Arbeiten verrichten und seine Tochter freien». Als sie so ge-

sprochen, sagte der Herrscher: «Bringet ihn her». Da brachten sie den Grindkopf zur Seite des Herrschers. Dann fragte ihn der Herrscher, weshalb er gekommen sei, und der Grindkopf antwortete ihm, er sei gekommen, seine drei Arbeiten zu verrichten und seine Tochter zu freien. Da sagte der Herrscher zu den Jassaulen: «Bringet ihn hin und lasst ihn die drei Arbeiten ausführen, kann er es nicht thun, so möget ihr ihn tödten». Da brachten sie den Grindkopf hin und sagten ihm, er solle den Block zerspalten. Der Grindkopf nahm nun das Holzbeil in die Hand und schlug einmal zu, da zerfiel er in zwei Stücke. Dann brachten sie ihn zum Ufer des See's, damit er sein Wasser auf einen Zug austrinke. Der Grindkopf legte den Mund an's Wasser, aber der Diwä trank ihn wirklich aus. Da wunderten sich die Jassaule, gingen zum Herrscher und meldeten ihm, dass der Grindkopf zwei der Arbeiten vollendet hätte, er habe den Holzblock mit dem Holzbeile gespaltet und des See's Wasser ausgetrunken. Da wunderte sich auch der Herrscher und befahl, einen Batman Bohnen auszustreuen, und ihn zu tödten, wenn er ihn nicht füllen könnte. Da brachten sie ihn fort, streuten einen Batman Bohnen aus, damit er sie sammle und den Batman fülle. Der Grindkopf schlug Feuer an, zündete an dieser Stelle ein Feuer an, und legte den Fuss der Ameise in's Feuer.

Da sammelten sich viele Ameisen. «Was für ein Geschäft willst du uns auftragen?» fragten sie. Der Jüngling sprach: «Hier hat man einen Batman Bohnen ausgestreut, sammelt diese und füllet mit ihnen den Batman». Das thaten die Ameisen. Es war jedoch eine Bohne zu wenig. Als dies der Jüngling sah, stand er auf, da brachte diese eine lahme Ameise. Da fragte er sie, weshalb sie zurückgeblieben wäre. Die Ameise aber sprach: «Ich hatte für dich meinen einen Fuss abgeschnitten, daher bin ich lahm und konnte mit diesen nicht Stand halten». Darnach kehrten die Ameisen zurück. Nun brachte er den Batman Bohnen zu dem Herrscher. Als der Herrscher dies sah, beschloss er, ihm seine Tochter zu geben, er richtete daher die Hochzeit zu und

gab dem Grindkopfe das Mädchen. Dann gab er ihm einen Pferdestall zum Wohnhause.

Ausser dieser Tochter hatte der Herrscher noch zwei andere, die eine Tochter hatte er mit dem Sohne des Häkim, die andere mit dem Sohne des Schaga vermählt. Eines Tages liess er seine Schwiegersöhne rufen und sprach zu ihnen: «Schiesset einen Hirsch und bringet ihn mir her!» Die Söhne des Häkim und Schaga zogen mit vielen Hundert Begleitern auf die Jagd. Nachdem sie fortgeritten, bestieg der grindköpfige Schwiegersohn einen Esel und ritt auch auf die Jagd. Als er eine Strecke geritten, fing er sein Pferd ein, bestieg es, zog seine Kleidung an, und ritt zu einem Berge, wo er alle Hirsche auf eine Stelle zusammentrieb. Die Söhne des Häkim und Schaga konnten nirgends Hirsche finden, als sie so jagten, waren alle Hirsche auf einer Stelle versammelt, an ihrer Seite aber stand ein Mensch. Sie kamen zu diesem Menschen, dieser fragte sie: «Weshalb seid ihr zu diesem Lande gekommen?» Jene erwiederten: «Der Herrscher hat uns auf die Jagd geschickt». Jener Mensch sagte: «Mir sind viele Hirsche fortgekommen, die habt ihr gewiss erlegt, ich will euch tödten und an die Hirsche anbinden». Da fürchteten sich jene sehr und flehten ihn an: «Wir haben Eure Hirsche nicht gesehen». Darauf sagte jener Mensch: «Von jetzt ab sollt ihr meine Hirsche nicht mehr schiessen, wenn ihr sie schiesset, so werde ich euch tödten». Sie sprachen: «Wir werden jederzeit gehorsam sein». So sprechend, verbeugten sie sich vor ihm. Darauf sprachen sie: «Wir sind des Herrschers Schwiegersöhne, uns hat der Herrscher ausgeschickt, um Hirsche zu schiessen. Jetzt haben wir nirgends einen Hirsch gefunden, gebt uns doch ein Paar Hirsche». Nachdem sie so gebeten hatten, sprach jener: «Ich will auf Eure Schenkel mein Siegel aufdrücken, dann will ich Euch die Hirsche geben». Da sie nicht wussten, wie sie sich anders helfen sollten, so waren sie einverstanden. Da machte er sein Siegel heiss und drückte es auf ihre Schenkel. Dann fing er für sie zwei Hirsche ein. Diese nahmen sie und gingen zum Herrscher; dann übergaben sie die Hir-

sche dem Herrscher zum Geschenk. Der Herrscher freute sich sehr, dass sie ihm die Hirsche gebracht hatten. Als diese nun fortgegangen waren, nahm dieser Jüngling selbst einen Hirsch, zog sich die ärmlichen Kleider an, und brachte den Hirsch ebenfalls dem Herrscher zum Geschenk. Der Herrscher nahm ihn aber nicht so gnädig auf wie jene. Da ging er von dem Herrscher fort, ging zu seiner Frau und sprach: «Der Herrscher hat mich nicht gut aufgenommen». Dann erzählte er ihr, wie sich Alles zugetragen hatte. Dann bestieg er seinen Esel und ritt fort, darauf fing er sein Pferd ein und bestieg es, zog seine gute Kleidung an und begab sich zur Thür des Herrschers. Dorthin kommend, sprach er zu den Jassaulen: «Von meinem Vater sind mir zwei Sclaven nachgeblieben, die sind entflohen und zu dieser Stadt gekommen; dieses meldet dem Herrscher». Diese traten zum Herrscher ein und meldeten, dass ein Mensch von einer Stadt gekommen sei, der sagt, ihm seien zwei Knechte entflohen und hierher gekommen. Da liess ihn der Herrscher zu sich rufen. Sie brachten ihn vor ihn. Der Herrscher sprach: «Was wünschest du?» Jener Jüngling sprach: «Ich habe von meinem Vater her zwei Sclaven, die sind zu dieser Stadt gekommen, ich frage, ob der Herrscher sie mir nicht herausgeben wird». Der Herrscher fragte, ob er sie erkennen würde. Jener bejahte dies. Da gab der Herrscher ihm einen Menschen mit, damit er mit diesem gehe und sie herhole. Da ging er mit diesem und bezeichnete den Sohn des Häkim und Schaga als seine Sclaven. Diese ergriff er, brachte sie vor den Herrscher und sprach: «Hier habe ich meine Sclaven gebracht». Als der Herrscher diese sah, sprach er: «Da einer von ihnen der Sohn des Häkim, der andere der Sohn des Schaga ist, wie können sie deine Sclaven sein? Du sprichst die Unwahrheit». Darauf sprach jener: «An ihren Schenkeln ist der Stempel meines Vaters». Darauf sprach der Herrscher: «Sehet ihre Hintertheile an, ob an ihnen ein Stempel ist». Als man sie herausführte und nachsah, fand man die Stempel an ihren Schenkeln. Da traten sie zum Herrscher ein und sprachen: «Die Stempel sind zu sehen». Da

sprach der Herrscher: «Gieb du mir jene! ich werde so viel Geld geben, wie du willst». Jener sprach: «Ich brauche dein Geld nicht, gieb mir jene, ich will ihnen Nase und Ohren abschneiden und sie zum Dienste anstellen». Nach dieser Rede fürchteten sich jene sehr, und der Herrscher sprach: «Dies sind meine Schwiegersöhne, gieb sie mir!» Da sprach jener: «Wie viel Schwiegersöhne habt ihr denn?» Der Herrscher sagte, er habe deren drei. «Sind alle drei Söhne von Häkim und Schaga?» Er sprach: «Diese zwei hielt ich für Söhne von Häkim und Schaga und habe ihnen daher meine Töchter gegeben, dies sind aber deine Sclaven. Der dritte ist ein Wanderer, der aus einer fremden Stadt zu uns gekommen ist». — «Weshalb hast du deine Tochter einem fremden Manne gegeben?» erwiederte dieser. Der Herrscher sprach: «Diese meine Tochter war sehr schön, und es kamen von allen Seiten viele Männer. Da war es mir unangenehm, dem Einen sie zu geben und den Andern abzusagen. Ich bestimmte also drei Arbeiten, wer diese ausführte, dem versprach ich meine Tochter zu geben. Niemand vermochte aber diese Arbeiten auszuführen. Da kam von einer Stadt ein Grindkopf, der führte Alles aus, da sagte ich mich nicht von meinem Versprechen los, sondern gab dem Grindkopfe meine Tochter». Jener aber sprach: «Würdet Ihr Euren Schwiegersohn, den Grindkopf, erkennen?» Als er so gefragt, dachte der Herrscher bei sich selbst: «Dies scheint mir mein jüngster Schwiegersohn zu sein, er ist nur in Gestalt eines Grindkopfes gekommen, um mich auf die Probe zu stellen». Darauf sagte er laut: «Du bist mein jüngster Schwiegersohn, ich erkenne dich. Wenn dies deine Knechte sind, so habe ich als Vater ein Recht zu bitten, dass du mir beide giebst». Als der Herrscher so gesprochen hatte, so entliess er die beiden Sclaven und übergab sie ihm. Darauf liess der Herrscher ihn zum Grusse zu und gab ihm einen hohen Ehrenplatz. Darauf liess der Herrscher ihm an einem schönen Platze ein Haus errichten, so lebte er einige Zeit, der Herrscher liebte ihn und schickte ihn täglich aus, um Hirsche zu jagen.

In jener Stadt lebte der Sohn einer Alten, der hatte von der Kraft des Ringes gehört, und sagte zu seiner Mutter: «Du schaffe mir den Ring des Schwiegersohnes des Herrschers, indem du ihn durch eine List an dich reissest. Dieser Ring kann viele wunderbare Dinge verursachen, wer diesen Ring am Finger hat, der erreicht, was er wünscht». Als er dies gesagt hatte, sprach seine Mutter: «So will ich eine List erdenken». Sie ging zum Hause dieses Jünglings, trat zu seiner Frau und unterhielt sich mit ihr eine Weile. Dann sprach jene Alte: «Euer Mann liebt Euch nicht, wenn er Euch lieben würde, so würde er Euch den Ring geben, Euer Mann denkt Euch aber zu verlassen». Da sprach die Fürstentochter: «Wie soll ich das erforschen?» Die Alte aber sprach: «Saget zu ihm, gieb mir den Ring, ihr, ein Mann, bedürfet keines Ringes! Wenn er Euch wirklich liebt, so giebt er Euch den Ring, liebt er Euch aber nicht, so giebt er ihn nicht». Als der Abend herannahte, kam ihr Mann von der Jagd. Als er gekommen war, sprach seine Frau: «Gebt mir den Ring, ich will ihn an meine Hand legen, Ihr seid ein Mann und braucht keinen Ring». Ihr Mann aber sprach: «Das ist kein Ring für eine Frau, der Ring hat wunderbare Kräfte, wenn ich diesen Ring von meiner Hand abthue, so wird mich all mein Glück verlassen. Ich will dir einen Ring machen lassen, der viel schöner ist als dieser, und ihn dir schenken».

Am Morgen ging der Jüngling wieder fort, und die Alte trat wieder in's Haus und fragte: «Hat er dir den Ring gegeben?» Die Tochter des Herrschers aber sagte die Worte ihres Mannes: «Ich will dir einen schöneren Ring machen lassen und ihn dir schenken! Wenn ich diesen Ring von meiner Hand abthue, so verlässt mich mein Glück». Da erwiederte ihr die Alte: «Habe ich Euch nicht gesagt, dass, wenn Euer Mann nicht Schlechtes vorhabe, er Euch den Ring geben würde; wie viel Wunderkraft der Ring auch haben möge, so müsst ihr Beide Euch doch gleich halten, wenn ihr von dem Ringe ablasset, so ist es ebensoviel, als wenn Euer Mann Euch verlässt, er giebt ihn Euch nur nicht, weil er Böses im Schilde

führt». Da sprach jene: «Wenn es so ist, was habe ich da zu thun?» Die Alte sprach: «Wenn er von der Jagd kommt, so sitzet da und weinet! dann wird er hereinkommen und fragen, weshalb Ihr weint. Ihr aber schweiget! Wenn er Euch lange gefragt hat, so saget ihm, er halte den Ring höher als Euch selbst, er gebe Euch den Ring nicht, obgleich Ihr darum gebeten hättet, er denke daran, Euch zu verlassen und zu seiner Stadt zurückzukehren, dabei weinet aber immerfort! Dann wird er Euch den Ring geben; Ihr aber gebet diesen Ring Niemand, wenn Ihr den Ring Jemand gebet, so wird er Euch verlassen».

Wiederum ward es Abend; da kehrte der Mann von der Jagd zurück; als er nun in's Haus trat, sass seine Frau da und weinte. Da fragte er sie, was ihr sei; sie aber antwortete kein Wort. Als er lange gefragt hatte, sagte sie: «Du achtest den Ring höher, als du mich achtest, obgleich ich dir sagte, du sollst ihn mir geben, giebst du ihn mir nicht, du führst etwas Böses im Schilde, und willst mich eines Tages verlassen». Da gab er ihr den Ring und sprach: «Halte diesen Ring gut, verlierst du den Ring, so verlässt uns alles Glück». Wieder wurde es Morgen und der Mann zog auf die Jagd. Da kam die Alte und fragte sie: «Hat er dir den Ring gegeben?» Da zeigte sie der Alten den Ring. Die Alte aber sprach: »Jetzt bewahre den Ring gut, verlier ihn nicht!» Dann sprach die Alte: «Ich will Euch die Haare kämmen, denn ich verstehe das sehr gut». Jene war einverstanden. «Waschet Euch zuerst das Gesicht rein!» Da erhob sich die Frau, um sich zu waschen, die Alte aber sprach: «So lange Ihr Euch waschet, legt den Ring an eine sichere Stelle!» Da legte sie den Ring fort. Als sie nun herausgegangen war, um sich zu waschen, da stahl die Alte den Ring und steckte ihn in ihren Mund.

Nachdem die Alte der Frau die Haare gekämmt hatte, kehrte sie nach Hause zurück, als sie fortgegangen war, schaute die Frau nach dem Ringe, doch er war verschwunden. Da weinte die Frau heftig; als ihr Mann nach Hause kam, fragte er sie, was ihr zugestossen sei, sie aber theilte ihm Alles mit, wie die Alte ihr den

Ring gestohlen habe, und wie sie sie unterwiesen habe, dass sie reden sollte. Da war der Jüngling sehr traurig, dass er den Ring verloren hatte und legte den Flügel des Papageis in's Feuer. Sogleich war der Papagei zur Stelle und fragte, was ihm zugestossen sei. Da erzählte er ihm, wie die Alte den Ring gestohlen habe, und forderte ihn auf, den Ring von der Alten zu holen. Der Papagei aber sprach: «Das kann ich nicht ausführen, ich werde hingehen und die Katze holen». Dann holte er die Katze und sprach zu ihr: «Eine Alte hat meinem Bruder den Ring gestohlen, hole den Ring von der Alten! Gehe du hin und nimm ihn mit List!» — «Schön, bringe mich hin». Da hob der Papagei die Katze auf und brachte sie zum Hause der Alten, als sie hinkamen, schlief diese und hatte den Ring in ihrem Munde, so dass es unmöglich war, ihn zu nehmen. Es dachte die Katze bei sich: «Ich will eine Maus fangen und sie quälen, die wird schon ein Mittel finden, mir den Ring zu übergeben». Da fing sie eine Maus und quälte sie sehr. Die Maus sprach: «Sagt, weshalb quälst du mich so? Willst du mich auffressen, so thue es, aber quäle mich nicht!» Die Katze aber sprach: «Ich will dir ein Wort sagen! Die Alte hat in ihrem Munde einen Ring, bringe du mir ihn, so will ich dich freilassen! Wenn du mir ihn nicht bringst, so quäle ich dich sehr, bis du stirbst». Da antwortete ihr die Maus: «Lass mich frei! ich will ihn bringen!» Die Katze liess die Maus frei, diese kletterte nun auf das Gesicht der Alten, steckte der Alten den Schwanz in die Nase, da hustete die Alte, und der Ring fiel auf die Erde, die Katze aber nahm den Ring, der Papagei hob die Katze auf und brachte den Ring zu seinem Bruder. Als der Jüngling den Ring sah, war er sehr erfreut und sprach: «Jetzt ist das verlorene Glück wieder in meine Hand zurückgekehrt. Er bewirthete den Papagei und die Katze und schickte sie zurück zu seiner Mutter.

Darauf lebte er hier einige Jahre. Da starb der Herrscher und er wurde selbst an seiner Stelle Herrscher und beherrschte diese Stadt so lange, bis er selbst diese Welt verliess.

6) Die List der Alten.

Es lebte einst ein Reicher, der hatte eine schöne Tochter, Namens Sakit Tjamal, in diese hatte sich ein Jüngling verliebt, da heirathete der Sohn eines Wesirs dieses Mädchen. Jener Jüngling blieb vor Kummer über sein Leid weinend zurück. Darauf brachte der Sohn des Wesirs jenes Mädchen, damit sie nicht den Augen der Männer ausgesetzt sei, zwischen sieben Flüsse, und baute ihr daselbst ein Haus, und es gab für keinen Mann ein Mittel, zu ihr zu gelangen.

Darauf ging jener Jüngling zu einer Alten und sprach: «Ich bin in die Tochter jenes Reichen verliebt, der Sohn des Wesirs hat sie geheirathet und ihr ein Haus zwischen sieben Flüssen gebaut, möchtest du ein Mittel finden, mich zu ihr zu bringen». Die Alte sprach: «Wie soll ich dich zu jener Stelle bringen?» Da legte der Jüngling einen Goldbarren vor sie hin und sprach: «Thue, was du willst». Die Alte sprach: «Da ist mir eine List eingefallen, komme du morgen zu mir». Als jener Jüngling am andern Morgen zu ihr kam, hatte die Alte vom Markte einen Kasten gekauft und hatte ihre Haare wie ein Mädchen geflochten. Dann führte sie den Jüngling zu dem Jagdplatze des Sohnes des Wesirs, und liess ihn da in den Kasten steigen, selbst aber that sie, als ob sie ein Gebet halte. Da kam der Sohn des Wesirs und sah, wie ein Mensch betete und dass an seiner Seite ein Kasten stand; da sagte er zu seinen Gefährten: «Gehet hin und führet sie her, wer mag das sein?»

Da gingen seine Gefährten hin, da stand ein Mädchen mit weissen Haaren und hielt ihr Gebet. Jene fragten sie, wer sie sei, jene aber sagte: «Ich bin ein Mädchen. Seit vierzig Jahren bin ich aus der Stadt fortgezogen und bete hier in der Einöde». Da gingen sie hin und überbrachten es dem Wesir-Sohne: «Da ist ein Mädchen mit weissem Haare und hält ihr Gebet, wir fragten sie,

wer sie sei, aber jene sprach, ich bin ein Mädchen, seit vierzig Jahren schaut mich kein Männerauge und bin aus der Stadt fortgegangen». Da sagte der Sohn des Wesirs: «So will ich hingehen und sie selbst fragen». Der Sohn des Wesirs kam nun zu dem Mädchen und fragte sie, was sie hier in der Einöde mache. Jene sprach: «Wenn ich Männeraugen sehe werde ich voll Scham sein, denke ich seit vierzig Jahren, seit dieser Zeit bete ich zu Gott in der Einöde». Wiederum fragte sie der Sohn des Wesirs: «Was hast du denn in diesem Kasten?» Jene sprach: «Da ist mein Todtengewand». Darauf fragte jenes Mädchen: «Bist du ein Mann oder eine verheirathete Frau?» Der Sohn des Wesirs sprach: «Ich bin ein Mann». Da sagte das Mädchen: «Wenn du ein Mann bist, so hebe dich fort oder ich bin entehrt, seit vierzig Jahren fliehe ich die Männer und lebe in der Steppe». Da glaubte der Sohn des Wesirs ihrer List und sprach: «Ich halte auch meine Frau von Männern fern, und habe ihr daher ein Haus zwischen sieben Flüssen gebaut und sie dorthin gebracht. Gehe du jetzt zu meiner Frau und sei ihr eine Gefährtin!» Jenes Mädchen fragte ihn darauf, ob auch in seinem Hause kein Mann sei. Da sprach der Sohn des Wesirs: «Ausser mir ist bei meiner Frau auch keine männliche Fliege». Als er so gesprochen, meinte die Alte, sie wolle hingehen. Da hob sie ihren Kasten auf und ging zum Hause des Wesirs, das sich zwischen den sieben Flüssen befand. Des Wesirs Sohn sprach aber zu seinem Weibe: «Dieses Mädchen hat sich nun vierzig Jahre von Männeraugen fern gehalten und ist aus der Stadt gezogen, ich habe sie dir als Gefährtin gebracht». Seine Frau sagte, dass dies gut wäre. So blieb die Alte da diesen Tag, bis es Abend wurde. Am Morgen ging der Sohn des Wesirs wieder zur Jagd. Die Alte blieb aber bei der Frau. Die Alte sprach mit ihr von diesem und von jenem. «Der Sohn des Wesirs hält Euch hier zwischen den Flüssen, es wäre gut, wenn Ihr an solchem einsamen Orte einen Liebeshandel anfangen würdet». Da lachte die Frau und sprach: «Hier kommt kein Mensch her, wie soll ich einen Liebeshandel machen?» Die

Alte sprach: «Ein solcher Jüngling ist in Euch ganz verliebt, Ihr wisst ja selbst, dass er in Euch vernarrt ist, wenn ich diesen Jüngling herbringen würde, würdet Ihr Euch mit ihm einlassen?» Da war die Frau einverstanden, die Alte aber holte ihren Kasten, öffnete ihn und brachte den Jüngling heraus. Da lebten denn die Frau des Wesir-Sohnes und der Jüngling einige Tage in Liebesfreuden.

Eines Tages jagte der Sohn des Wesirs, da sah er einen Kaländär schlafen. Da kam aus dem Sacke des Kaländärs eine Frau hervor, die war sehr schön, hinter ihr kam noch ein Jüngling hervor. Diese Beiden sah der Sohn des Wesirs. Die Beiden entfernten sich vom Kaländär und legten sich zusammen nieder, als sie so gelegen, kamen wieder Beide und stiegen in den Sack des Kaländärs. Als dies der Sohn des Wesirs sah, sagte er zu sich selbst: «Auch dieser Kaländär denkt sein Weib keusch zu erhalten und führt sie im Sacke mit sich. Die Frau aber führt diesen Jüngling ohne Wissen ihres Mannes mit sich. Der Listen der Frauen giebt es gar viele. Die Alte, die ich an jenem Tage für ein Mädchen hielt, hat mich gewiss überlistet. In dem Kasten, wo ihr Todtenkleid sein sollte, ist gewiss ein Jüngling gewesen. Ihn hat sie so zu meinem Weibe gebracht. So haben sie mein Weib verführt, und sie hat gewiss mit dem Jünglinge einen Liebeshandel. Jetzt will ich diesen Kaländär mit mir nehmen und die Listen dieser Frauen beobachten!»

So kam der Sohn des Wesirs zu dem Kaländär, rief ihn und weckte ihn auf. «Was thust du hier?» sprach er. Jener antwortete: «Ich bin ein Kaländär und treibe hier mein Gewerbe». Der Jüngling erwiederte: «Zwischen sieben Flüssen ist mein Haus, komm du mit mir zusammen nach meinem Hause». Der Kaländär war einverstanden und begab sich mit dem Sohne des Wesirs zusammen nach seinem Hause. Da sprach der Sohn des Wesirs: «Bringt drei Schüsseln Speise». Die Köchin kochte nun drei Schüsseln Speise und brachte sie zu dem Sohne des Wesirs. Dieser redete den Kaländär an: «Du iss mit mir, den Menschen aber,

den du in deinem Sacke hast, rufe heraus, dass er die dritte Schüssel esse». Der Kaländär sprach: «Ich habe keinen Mann darin». — «Holst du ihn nicht heraus, so tödte ich dich», sprach der Wesirs-Sohn. Da sprach der Kaländär: «In dem Sacke ist meine Frau, es ist schamlos, wenn ich sie heraushole». Des Wesirs Sohn aber antwortete: «Auf Frauen ist kein Verlass, ist es auch wieder die Sitte, hol sie nur heraus». Da holte denn der Kaländär seine Frau heraus. Der Jüngling aber sprach: «Noch ist ein Mensch drinnen, den hole heraus». Der Kaländär aber sprach: «Ausser meiner Frau ist kein Mensch drinnen». — «Sieh nur nach», meinte der Andere. Als er nachsah, war noch ein Jüngling drin. Den holte nun der Kaländär heraus und verlor aus Aerger über die Aufführung seiner Frau die Besinnung. Darauf rief der Sohn des Wesirs seine eigene Frau herbei. «Iss die Speise dieser Schüssel!» sprach er. Dann rief er die Alte: «Hole mir den Kasten mit deinen Todtenkleidern herbei!» Die Alte sprach: «Was wollt Ihr mit diesem Kasten anfangen, wenn Ihr ihn herbringen lasset? darin ist nur mein Todtenkleid». Der Sohn des Wesirs aber sprach: «Bringe ihn her, sonst tödte ich dich». Da holte die Alte den Kasten herbei, öffnete ihn, und als er nachsah, befand sich ein Jüngling darin. Da sprach er: «Der Jüngling soll aus dem Kasten kommen und mit meinem Weibe essen!»

Dann sprach der Sohn des Wesirs zum Kaländär: «Die Frauen haben keine Treue, um meine Frau keusch zu erhalten, habe ich ihr ein Haus zwischen sieben Flüssen gebaut, da hat sie sich im Kasten einen Jüngling bewahrt. Du, um deine Frau keusch zu erhalten, hast sie in deiner Tasche mit dir geführt; deine Frau aber hat einen Jüngling zu sich in den Sack gerufen und mit sich genommen. Die Weiber dieser Welt sind treulos, lass uns jetzt diese Frauen verlassen und uns von der Welt zurückziehen und wandern!» So sprechend, zogen die Beiden zusammen fort. Die Frauen aber mit ihren Liebhabern blieben dort zurück.

7) Die kluge Wesirs-Tochter.

Es lebte ein Herrscher, der hatte einen Wesir und dieser wieder eine zwölfjährige Tochter. Dieses Mädchen war wunderschön, dabei auch sehr klug und gelehrt. Einst hörte der Herrscher dieses Mädchen loben; da rief er den Wesir zu sich und gab ihm einen Auftrag und sprach: «Finde mir Etwas, was im zehnten Jahre ein Zicklein ist, im zwanzigsten Jahre ein Fuchs, im dreissigsten Jahre ein Wolf, im vierzigsten Jahre ein Tiger, im fünfzigsten Jahre ein Halfter, im sechzigsten Jahre ‚halt' ist. Wenn du mir dies während drei Tagen nicht finden kannst, so werde ich dich tödten». So lautete der Befehl des Herrschers.

Da zog der Wesir aus, um zu suchen, fand es aber nirgends. So vergingen drei Tage. Als der Wesir nach Hause kam, da sah seine Tochter, dass ihr Vater in grosser Furcht war. Da fragte ihn seine Tochter: «Was ist nur mit Euch, Vater? Ihr seid in grosser Furcht, saget mir die Wahrheit!» Der Wesir sprach darauf zu seiner Tochter: «Der Herrscher hat mir einen Dienst aufgetragen und mir drei Tage Frist gegeben. Heute sind die drei Tage verstrichen, ich habe aber Nichts für meinen Auftrag gefunden. Dabei hat der Herrscher bestimmt, dass, wenn ich das Befohlene in drei Tagen nicht finde, so wolle er mich tödten. Deswegen fürchte ich mich». Da sprach die Tochter lachend: «Lohnt es sich, deswegen sich zu fürchten? Ich will es Euch sagen! Saget aber nicht dem Herrscher, dass ich es Euch mitgetheilt habe, sondern saget, Ihr habt es selbst ausgedacht». Darauf begann sie: «Wenn der Herrscher sagt, finde mir Etwas, was im zehnten Jahre ein Zicklein ist, so meint er ein Menschenkind Der Mensch ist im zehnten Lebensjahre munter wie ein Zicklein. Wird der Mensch aber zwanzig Jahre alt, so wird er schlau wie ein Fuchs. Im dreissigsten Lebensjahre wiederum wird der Mensch muthig wie ein Wolf, im vierzigsten aber stark wie ein Tiger.

Erreicht der Mensch nun das fünfzigste Lebensjahr, so wird er faul und träge, und gleicht einem Pferde am Halfter, das nirgends hinläuft, wohin man es nicht bringt. Ist der Mensch endlich sechzig Jahr alt, so hält er sich von jeder Arbeit fern, dies bezeichnete er durch ‚halt'. Ihr gehet nun hin und sagt ihm diese Worte! Saget ihm aber nicht, dass Ihr es von mir gehört habt».

Als der Wesir diese Rede seiner Tochter vernommen hatte, ward er fröhlich und ging zum Herrscher. Als der Herrscher den Wesir sah, fragte er ihn: «Hast du es gefunden?» Der Wesir bejahte dies. Da sprach der Herrscher: «Wenn du es gefunden, so bringe es mir her». Da trat der Wesir nahe zu ihm und sprach: «Das zehnjährige Zicklein ist das Kind eines Menschen, das ist im zehnten Jahre munter wie ein Zicklein, im zwanzigsten Jahre ist es aber schlau wie ein Fuchs, muthig wie ein Wolf ist es im dreissigsten Jahre, und stark wie ein Tiger im vierzigsten. Wird aber der Mensch fünfzig Jahre alt, so wird er faul, endlich im sechzigsten Jahre aber lässt er von jeder Arbeit ab. Dies ist der Auftrag, den Ihr mir ertheilt habt». Da sprach der Herrscher: «Wer hat dich diese Worte gelehrt?» Der Wesir aber sprach: «Das hat mich Niemand gelehrt, ich selbst habe es mir ausgedacht». Der Herrscher nahm diese Rede nicht an und blieb dabei, es habe ihn jemand gelehrt, er solle die Wahrheit sagen, sonst lasse er ihm das Haupt abschlagen. Da sprach endlich der Wesir die Wahrheit: «Ich habe eine Tochter, die ist zwölf Jahr alt, diese hat mir das Alles gesagt». Als er so gesprochen, meinte der Herrscher: «Wenn es so ist, so passt dieses Mädchen für mich zur Frau. Gieb du mir diese zur Gemahlin, ich will sie höher stellen, als alle meine vierzig Frauen». Der Wesir sprach kein Wort, er ging heraus und kehrte nach Hause zurück. Da fragte ihn seine Tochter: «Habt Ihr meine Rede dem Herrscher gesagt? Hat ihm die Rede gefallen?» Darauf erwiederte der Wesir: «Was mir der Herrscher aufgetragen, ist dasselbe, was du mir gesagt hast». Da das Mädchen ihren Vater wieder in Kummer fand, fragte sie ihn abermals: «Was seid Ihr denn schon wieder trau-

rig?» Da sagte der Wesir zu seiner Tochter: «Wenn ich auch dem Herrscher sagte, dass ich die mir von dir mitgetheilten Worte durch eigenes Nachdenken gefunden habe, so glaubte er mir nicht und meinte, es habe mir Jemand gesagt, ich solle es eingestehen. Da habe ich ihm die Wahrheit gesagt, ich hätte eine zwölfjährige Tochter, die habe es mir gesagt. Darauf erwiederte er mir: gieb mir deine Tochter zur Frau! die passt für mich». Da sprach das Mädchen: «Schön! wenn die Mitgift bestimmt wird, so will ich es selbst bestimmen!» Da liess der Herrscher den Wesir rufen und fragte ihn, ob er ihm die Tochter geben wolle. Der Wesir sprach: «Ich will sie geben, wir müssen jetzt die Mitgift bestimmen». Als der Herrscher dies hörte, ward er froh. Er versammelte die Achune, Sterndeuter und Gelehrten, und schickte sie zum Hause des Wesirs, um die Mitgift zu bestimmen. Da fragte der Wesir seine Tochter: «Die Leute sind gekommen, die Mitgift zu bestimmen». — «Der Herrscher möge das Brautgeld bestimmen, aber ausserdem mir einen weissen Elephanten bringen, dann einen kummerlosen Menschen finden». Darauf theilte der Wesir den Leuten des Herrschers die Mitgiftbedingungen mit, und die Achune begaben sich von dem Hause des Wesirs zum Herrscher und sagten ihm, was das Mädchen als Mitgift fordere: «Er möge ihr einen weissen Elephanten bringen und einen Menschen in der Welt finden, der frei von Kummer sei!» Da der Herrscher selbst keinen Elephanten hatte, so schickte er einen Menschen zu einem andern Herrscher, der Elephanten besass, damit er ihm einen weissen Elephanten schicken möge. Jener Herrscher gab ihm einen weissen Elephanten, und diesen brachte man, in Zeit eines Jahres, zum Herrscher. Als man den Elephanten gebracht hatte, nahm der Herrscher auf drei Jahre Urlaub, und zog aus, um einen sorgenfreien Menschen zu finden. Drei Jahre lang zog er von Stadt zu Stadt suchend, fand aber nirgends einen sorgenfreien Menschen. Als er zu einer Stadt kam, hatte der Herrscher derselben alles Volk versammelt, und sass unter ihnen, Branntwein trinkend, scherzend und lachend. Da

trat er zu jenem Herrscher, und dieser liess den Neuangekommenen an seine Seite setzen und setzte ihm Branntwein vor, den dieser auch austrank. Als sie trunken waren, erzählten sie sich ihre Schicksale. Jener Herrscher fragte: «Woher kommt Ihr und was treibt Ihr?» Da sprach der Fremde: «Ich suche in der Welt einen Menschen, der keinen Kummer hat, habe aber nirgends einen solchen gefunden. Wie ich sehe, lacht und scherzt Ihr und lebt in Freuden, da meine ich, Ihr seid ein Mensch ohne Kummer». Da fasste der Herrscher den Fremdling bei der Hand und führte ihn in ein Haus, in diesem sass ein wunderschönes Weib und an ihrer Seite ein schwarzer böser Diwä, an ihrer Seite aber spielten zwei Kinder.

Da sprach der Herrscher zum Fremdling: «Sieh dir die Dinge hier genau an!» Dann trat er zu seinem Weibe. Als diese den Herrscher erblickte, rief sie: «Was kommst du hierher? packe dich von hier!» gab ihm eine Ohrfeige und trieb ihn zum Hause hinaus. Als sie hinausgegangen waren, sprach jener: «Diese Frau ist mein Weib, der Diwä aber mein Sclave. Da ich während einer Krankheit Arzenei einnahm, verlor ich meine Mannbarkeit und vermochte meine Frau nicht zu befriedigen, darüber zankte meine Frau mit mir an jedem Tage: du kannst mich nicht befriedigen, ich brauche deine Herrscherherrlichkeit nicht, lass mich frei! ich will einen andern Mann nehmen! Ich redete ihr zu und sagte ihr, sie solle nicht von mir gehen, ich sei ja der Herrscher einer Stadt, wenn das Volk es vernähme, so würde ich schlechten Ruhm erlangen, sie solle sich einen schönen Jüngling finden und mit ihm leben. Darauf lebte sie mit diesem Diwä und gebar ihm zwei Kinder, kommt ihr der Diwä nahe, so liebkost sie ihn und küsst ihn, komme ich aber nahe, so schlägt sie mich und jagt mich fort. Niemand hat grösseren Kummer als ich».

So konnte denn der Herrscher keinen kummerlosen Menschen finden und sprach zu sich: «Ich bin die Welt durchzogen und habe geforscht, fand aber, dass jeder seinen Kummer hat. In der Welt kenne ich keinen Kummerlosen!» Dann kehrte er zu seinem Volke

zurück und kam nach drei Jahren zu seiner Stadt. In seinem Hause lebte der Herrscher, rief den Wesir und sprach: «Ich habe in der Welt keinen kummerlosen Menschen gefunden, du gieb mir deine Tochter so!» Da gab der Wesir seine Tochter dem Herrscher.

Der Herrscher heirathete nun die Tochter des Wesirs, aber legte sich nicht zu ihr, sondern er nahm auf neun Jahre Abschied und zog auf die Jagd. Dabei gab er der Tochter des Wesirs einen leeren Kasten, verschloss seine Oeffnung mit seinem Siegel und befahl ihr den Kasten mit Gold und Silber zu füllen, ohne ihn zu öffnen. Darauf gab er ihr eine junge Stute und befahl ihr, von dieser Stute ein Ross gebären zu lassen, dass seinem schwarzen Reitpferde gliche. Dann solle sie von sich einen Knaben gebären, ihn gut unterrichten, und auf dem Vollblutpferde ihm entgegen schicken. Als er dies befohlen, ritt er, ohne sie zu berühren, von dannen auf die Jagd. Nachdem der Herrscher drei Tage fortgeritten war, zog sich die Tochter des Wesirs wie ein Königssohn an, kleidete auch vierhundert Mädchen als Jünglinge und ritt ihrem Manne nach. Dann schlugen sie an einer Stelle ihre Zelte auf.

Zu dieser Stelle kam der Herrscher auf der Jagd; als er sich umsah, sah er viele Zelte aufgestellt und viele Menschen; da schickte er Menschen hin, die fragen sollten, wer das sei. Die Boten kamen dorthin und sagten: «Uns hat der Herrscher geschickt, damit wir fragen sollten, wer ihr seid?» Jener aber sagte: «Ich bin der Fürstensohn einer solchen Stadt, bin auf die Jagd ausgezogen und hierhergekommen». Dies berichteten sie, als sie zum Herrscher kamen. Da stieg der Herrscher zu Pferde und ritt zu dem Zelte des Fürstensohns

Als der Fürstensohn den Herrscher erblickte, ging er ihm entgegen und führte ihn mit grossen Ehrenbezeugungen in sein Zelt; dort bewirthete er den Herrscher gut, so dass dieser hoch erfreut war. Dann kehrte der Herrscher zu seinem eigenen Zelte zurück; darauf lud er den Fürstensohn ein und bewirthete ihn.

Als der Abend sich nahte, fragte der Herrscher: «Kannst du Dame spielen?» Jener bejahte es. Da spielten Beide, da sprach der Fürstensohn: «Wir wollen einen Preis aussetzen». Der Herrscher willigte ein. Da sprach der Fürstensohn: «Wenn Ihr mich besiegt, so will ich Euch Pferd, Sattel, Sattelzeug und Siegel übergeben, werdet Ihr aber besiegt, so gebet Ihr mir Pferd, Sattel, Sattelzeug und Siegel». Der Herrscher war einverstanden. Darauf spielten Beide, und der Fürstensohn gewann Pferd, Sattel, Sattelzeug und Siegel. Da nahm er seinen Gewinn und begab sich zu seinem Zelte, dann liess er die schwarze Stute von dem Hengste bespringen, öffnete den Kasten und füllte ihn mit Gold und Silber. Schloss dann wieder den Kasten und versiegelte ihn, wie er früher gewesen. Darauf gab er dem Fürsten Pferd, Sattel, Sattelzeug und Siegel zurück.

Am Morgen ritt er wieder zum Herrscher; wieder bewirthete ihn der Herrscher, bis es Abend wurde. Da forderte ihn der Herrscher wieder zum Spiel auf. Es sprach der Fürstensohn: «Heute wollen wir um ein Mädchen spielen». Darauf spielten Beide, der Fürstensohn aber liess sich besiegen. Dann sprach er: «Ich habe eine schöne Sclavin, die will ich Euch schicken». Nun ritt er fort, trat in sein Haus und kleidete sich als Sclavin; dann begab er sich zum Herrscher. Als er hingekommen, sprach er zum Herrscher: «Mich hat der Fürstensohn zu Euch geschickt». Als der Herrscher sie ansah, war es ein wunderschönes Mädchen, da entbrannte ihm sein Sinn, und er schlief die Nacht bei dem Mädchen. Als sie sich erhoben, tranken Beide Branntwein und unterhielten sich eine Weile, dann gab die Sclavin dem Herrscher eine Ohrfeige, darüber wurde der Herrscher zornig und trieb sie fort. Der Herrscher war betrunken; die Sclavin ging nun zu ihrem Zelte und sprach zu ihren Dienern: «Brechet die Zelte ab, wir wollen fortziehen». Da zog der Fürstensohn zu seinem eigenen Lande.

Als der Morgen anbrach, erwachte der Herrscher, da sah er um sich, fand aber die Magd nicht mehr. Nun fragte er seine

Gefährten, wo sie sei, und erhielt die Antwort: «Sie hat Euch gestern geschlagen, da habt Ihr sie im Zorn fortgejagt, wir wissen nicht, wo sie hingekommen ist». Darauf sprach der Herrscher: «Reitet zu dem Zelte des Fürstensohnes, wenn sie dort ist, bringet sie her». Als die Gefährten hinkamen, da war der Fürstensohn fortgezogen, dies berichtete man dem Fürsten. Da war der Herrscher sehr traurig, dass er die Sclavin fortgejagt hatte und zog von dieser Stelle fort. Als des Wesirs Tochter nach Hause gekommen war, gebar sie nach neun Monaten, neun Tagen und neun Stunden einen Sohn, ebenso gebar die schwarze Stute, die der Herrscher gegeben hatte, ein Füllen, diese pflegte das Weib des Herrschers gut, der Sohn erwuchs, als er fünf Jahr alt war, gab sie ihn dem Mulla zum Unterrichte und liess ihn gut unterrichten. Als nun neun Jahre vergangen waren, kam der Herrscher von der Jagd zurück. Da liess des Wesirs Tochter ihren Sohn den schwarzen Renner besteigen, und schickte ihn dem Herrscher entgegen. Der Herrscher sah diesen Knaben und fragte: «Wessen Sohn ist dies?» denn er gefiel ihm sehr gut. «Dies ist Euer Sohn», antworteten die Leute, «nachdem Ihr auf die Jagd geritten seid, hat ihn die Tochter des Wesirs geboren». Da sprach der Herrscher in seinem Sinne: «Diesen Sohn hat sie von einem anderen Menschen geboren, ich habe nicht bei ihr gelegen». Dann stieg er im Hause der Tochter des Wesirs ab und fragte sie: «Hast du den Kasten mit Gold und Silber gefüllt?» — Ich habe ihn gefüllt», antwortete sie und stellte ihn vor den Herrscher. Als er nachsah, war er wirklich mit Gold und Silber gefüllt und das Siegel nicht zerbrochen. Der Herrscher sah dies. Da sprach das Weib: «Das Pferd, das Euer Sohn bestiegen, ist das Kind Eures schwarzen Renners». Darauf sprach der Herrscher: «Dieser Sohn ist nicht von mir, du hast ihn von einem Fremden geboren». Das Mädchen aber antwortete ihm: «Dieses Kind habe ich von Euch geboren. Als Ihr auf die Jagd gezogen waret, habe ich nach drei Tagen an jener Stelle mein Zelt aufgeschlagen und dort als Fürstensohn mich aufgehalten. Am ersten Tage gewann ich Euch im Spiel

Euer Pferd, Sattel, Sattelzeug und Siegel ab; da habe ich die schwarze Stute mit Eurem Renner belegt, habe den Kasten geöffnet und den Kasten mit Gold und Silber gefüllt, dann schloss ich den Kasten, drückte Euer Siegel auf, und brachte Euch Pferd, Sattel, Sattelzeug und Siegel zurück. Am zweiten Tage spielten wir wieder, und zwar um eine Sclavin, da verspielte ich und sprach: ich will Euch eine Sclavin senden! Dann ging ich zu meinem Zelte, kleidete mich als Sclavin an, ging zu Euch und sprach, dass mich der Fürstensohn gesendet habe, ihr hieltet mich für eine Sclavin und legtet Euch zu mir. Diesen Knaben habe ich von jener Nacht geboren. Darauf trank ich mit Euch Branntwein, wir geriethen in Streit, und ich gab Euch eine Ohrfeige. Da wurdet Ihr auf mich zornig und jagtet mich fort. Alles das habe ich gethan. Ich ging von Euch fort, kam zu meinem Zelte und kehrte zu der Stadt zurück. Darauf habe ich diesen Sohn geboren».

Da freute sich der Herrscher sehr über die Handlungsweise des Mädchens; weil sie sehr klug und gelehrt war, so erhob er sie über alle seine Weiber. Nachdem er darauf so manchen Tag mit ihr gelebt hatte, verliess er endlich diese Welt.

8) Das kluge Mädchen.

Ein Herrscher hatte einen Wesir. Eines Tages starb die Frau des Wesirs, da sagte zu ihm der Herrscher eines Tages, er solle eine Frau nehmen. Der Wesir aber freite eine Wittwe. Nachdem er sie gefreit, kam der Herrscher zu ihm und fragte ihn: «Ist deine Frau schön?» Der Wesir antwortete: «Ganz schön». Dann fuhr er fort: «Am Tage sind wir zwei Menschen, wenn wir des Abends zu Bette gehen, sind wir vier Menschen». Da fragte ihn der Herrscher, weshalb das so sei. Der Wesir aber sprach: «Wenn wir uns auf unser Bett gelegt haben, dann kommt mir meine verstorbene Frau in den Sinn, mit ihr zusammen bin ich zwei Menschen, meiner Frau aber kommt ihr verstorbener Mann in den

Sinn, mit ihm ist sie auch zwei Menschen, und so liegen wir alle vier auf einem Bette». Da merkte der Herrscher wohl, dass die Frau dem Wesir nicht besonders behage und er sprach: «Wenn es so ist, so suche doch ein schönes Mädchen und freie sie».

Da zog denn der Wesir eines Tages aus, um ein Mädchen zu suchen. Als er so an eine Stelle kam, sammelten dort zehn Mädchen trockenen Mist. Da sprach der Wesir zu sich selbst: «Ich will zu diesen Mädchen gehen und mir die Beste von ihnen auswählen». So sprechend, begab er sich zu den Mädchen. Da bewölkte sich der Himmel und es fing an zu regnen. Diese Mädchen nahmen schnell ihren Mist auf und liefen im Regen nach Hause. Von ihnen trennte sich aber ein Mädchen, das blieb dort. Zu ihr trat der Wesir und fragte sie: «Weshalb seid ihr denn hierher gekommen?» Da antwortete das Mädchen: «Wir wollten hier Mist sammeln». Wieder fragte der Wesir: «Deine Gefährtinnen sind fortgegangen, was bist du zurück geblieben?» Das Mädchen aber sprach: «Es regnete heftig, mein Mist wird nass werden, dachte ich und blieb. Den gesammelten Mist habe ich mit meinem Rocke zugedeckt, da ist er trocken geblieben, wenn der Regen aufgehört haben wird, so bringe ich ihn nach Hause und lege dort Feuer an, dann trocknet mein Rock, ich selbst aber wärme mich am Feuer. Meine Gefährtinnen haben den Mist aufgehoben und sind fortgelaufen. Ihr Mist ist nass, ihr Kleid ist nass; bringen sie den Mist nach Hause, so brennt er nicht, da er nass ist. Daher habe ich mich von ihnen getrennt und meinen Mist nicht feucht gemacht». Darnach dachte der Wesir bei sich: «Dieses Mädchen ist wirklich sehr klug, ich will nach ihrem Hause fragen, dann schicke ich zu ihren Eltern einen Menschen und werbe um sie». Da fragte er das Mädchen: «Wessen Kind bist du? wo ist dein Haus?» Das Mädchen aber sprach: «Mein Vater ist gestorben, als ich noch klein war, ich habe nur noch eine Mutter. In meinem Hause aber sind vierzig Lanzen». Da dachte der Wesir bei sich: «In ihrem Hause sind vierzig Lanzen, die will ich mir ansehen! Diese Worte haben Etwas zu bedeuten». Darauf

hörte es auf zu regnen. Das Mädchen ging nach Hause und der Wesir folgte ihr und trat hinter ihr in das Haus. Als er eintrat, sah er, dass die Jurte sehr schlecht und voller Löcher war. Da fragte er sie: «Ist das dein Haus?» Das Mädchen bejahte es. Er aber fuhr fort: «Du sagtest, in deinem Hause seien vierzig Lanzen, wo sind denn deine Lanzen?» Das Mädchen sprach: «Wenn die Sonne scheint, so dringt durch jedes Loch der Strahl der Sonne, dieses nenne ich die vierzig Lanzen». Da dachte der Wesir: «Dies ist ein gar kluges Mädchen, die will ich freien!» so denkend, ging er in das Haus des Nachbaren und sprach zu diesem: «Hier ist ein Mädchen, dies bringet mir her!» Diese willigten ein, gingen zu der Mutter des Mädchens, sprachen mit ihr und brachten ihm das Mädchen. Da heirathete sie der Wesir und kehrte nach Hause zurück. Darauf begab er sich zum Herrscher; dieser fragte ihn: «Hast du ein Mädchen gefreit?» — «Das habe ich gethan», sagte der Wesir. «Ist deine Frau schön?» fragte der Herrscher. Der Wesir lobte nun sein Weib sehr. Darauf gab der Herrscher dem Wesir vierzig Hämmel und sprach: «Ich ziehe vierzig Tage auf die Jagd. Bis ich zurückkehre, lass die vierzig Hämmel gebären und bringe sie mir dann mit den Lämmern, wenn ich heimkehre». Da nahm der Wesir die vierzig Schafe und ging nach Hause; dann sprach er zu seinem Weibe: «Der Herrscher hat mir vierzig Hämmel gegeben, die soll ich während vierzig Tagen gebären lassen und dann mit den Lämmern ihm bringen. Wie können die Hämmel gebären?» Als er dies gesagt, lachte seine Frau und sprach: «Wenn's so ist, so wollen wir jeden Tag eines von diesen schlachten. Nach vierzig Tagen will ich selbst dem Herrscher die Antwort geben». So that nun auch der Wesir. Nachdem der Herrscher dem Wesir die Schafe gegeben hatte, ging er auf die Jagd; da kam er zu einer Stelle, wo es viele Räuber gab. Er hatte zum Wache halten einen Sclaven mit sich genommen; nachdem er viel gejagt hatte, kam er zu der Stelle, wo die vielen Räuber waren und übernachtete daselbst. Da sprach er zu dem Sclaven: «Hier giebt es viele Diebe, du schlafe nicht und

bewache die Pferde gut!» — «Gut», sagte der Sclave, ging heraus und legte sich auf seine Filzdecke. Nach einiger Zeit trat der Herrscher in's Freie und rief seinem Sclaven zu: «Bist du eingeschlafen?» Der Sclave sprach: »Nein, ich liege hier und denke». Da fragte ihn der Herrscher: «Woran denkst du denn?» Der Sclave sprach: «Ich denke darüber nach, wer wohl einen Dornenstrauch mit der Hand gefasst hat?» Der Herrscher lachte über seine Worte und sprach zu sich selbst: «Der hat gewiss viel Holz geschleppt und oft sind ihm die Dornen in's Fleisch gedrungen, darum denkt er an die Dornen». Darauf sprach er laut: «Lasst ihn jetzt nicht mehr Holz tragen!» und trat in sein Zelt. Nach einiger Zeit ging der Herrscher wieder hinaus, rief wiederum seinen Sclaven, und fragte ihn, ob er schlafe. Der Sclave aber sprach: «Ich schlafe nicht, ich denke nach». — «Woran denkst du denn?» fragte der Herrscher. Der Sclave antwortete: «Ich denke, wer hat wohl den Kameelmist rund gemacht und in den Leib des Thieres hineingesteckt?» Da sprach der Herrscher: «Schlafe nicht und bewache die Pferde gut!» Dann trat er in sein Zelt. Nach einiger Zeit ging er wieder hinaus und rief seinem Sclaven zu, ob er eingeschlafen sei. Der Sclave sprach: «Nein, ich liege und denke». — «Woran denkst du denn?» fragte der Herrscher. Der Sclave sprach: «Ich denke daran, wenn ich jetzt den Herrscher tragen werde, wer wird dann das Sattelzeug tragen?» Da fragte der Herrscher: «Wo sind die Pferde?» Jener sagte: «Diebe haben sie fortgeführt». Da sprach der Herrscher: «Wenn Diebe die Pferde gestohlen haben, weshalb denkst du nicht daran, wozu sie sie genommen haben?» Der Sclave aber sprach: «Ich denke auch nicht daran, warum der Herrscher die Diebe nicht ausgerottet hat». Ueber diese Worte des Sclaven lachte der Herrscher herzlich. Darauf brach der Morgen an und der Herrscher kehrte nach seiner Stadt zurück. Als er so des Weges ging, fiel es dem Herrscher ein, dass er dem Wesir vierzig Hämmel gegeben habe, damit er sie gebären liesse. «Ich will jetzt hingehen und nachfragen!» dachte er, «was wird er mir für Antwort ge-

ben?» Da kam der Herrscher zur Thür des Wesirs und rief: «Ist der Wesir zu Hause?» Die Frau aber sprach: «Der Wesir liegt in Geburtswehen». Da sagte der Herrscher: «Kann denn ein Mann gebären?» Die Frau aber sprach: «Kann denn ein Hammel gebären?» Der Herrscher erwiederte nichts und kehrte nach Hause zurück. Als er nach Hause gekommen, freute er sich sehr über des Sclaven Worte und über die Rede der Frau des Wesirs, schenkte Beiden reiche Schätze und liess seinen Sclaven frei.

9) Orduga Bai.

In der Stadt Buchara lebte ein Reicher, der hiess Orduga Bai und war sehr reich. Zu seinem Hause kamen Wittwen, Waisen und arme Wanderer, und er speiste sie und kleidete sie Alle. Er hatte einen Nachbar, der trat einst in das Haus des Orduga Bai, tadelte den Reichen und sprach: «So viel ich sehe, gehen bei Euch Wittwen, Waisen und arme Wanderer aus und ein, und Ihr speiset sie und kleidet sie. Das bringt Euch keinerlei Nutzen, heisset sie fortgehen! Die Speise derselben und ihre Kleidung machet lieber zu Gold und Silber, und legt dieses in Euren Kasten! Ihr werdet von Tag zu Tag älter, Eure Kraft nimmt ab, wenn Ihr jetzt sammelt, so könnt Ihr es im Alter in Ruhe verzehren. Daraus, dass Ihr diese speist, erwächst Euch in keiner Weise Vortheil».

Dieses Wort klang in den Ohren Orduga Bai's sehr gut. Er sprach zu seiner Frau: «Unser Nachbar hat mir vielerlei nützliche Worte gesagt, wenn ich nachdenke, so hat er in Allem Recht. Lass uns die Wittwen, Waisen und elenden Wanderer fortschicken, wir bedürfen ihrer nicht. Wenn wir, statt sie zu speisen und zu kleiden, Gold und Silber im Kasten sammeln, so können wir es im Alter gebrauchen». Da sprach seine Frau: «Dieses Wort ist gut, ich wollte es Euch auch sagen». Dann schickte er alle Leute aus seinem Hause fort. Orduga Bai und seine Frau empfingen

nun nur ungern Gäste. In diesem Jahre verdorrten alle ihre Saatfelder, da das Wasser ausblieb und kein Regen kam. Im nächsten Jahre säete er wieder, in jenem Jahre zerschlug der Hagel die Saatfelder; da erntete er abermals Nichts. Im folgenden Jahre säete er wieder. In jenem Jahre war das Getreide kraftlos. In drei Jahren erntete er von den Feldern gar kein Getreide. Das Vieh starb im Gebirge und auch im Hause; auch Diebe raubten viel. Nach diesen drei Jahren blieb dem Orduga Bai kein Getreide und kein Vieh, und er machte während dieser Zeit 300 Tilla Gold und 500 Cho Waizen Schulden. Eines Tages ging er auf's Feld und setzte sich hin. Es war Frühling und die Leute trieben ihre Jurtenzüge von dannen. Als Orduga Bai dies sah, sprach er in seinem Sinne: «Früher zog Niemand früher als ich auf's Feld, jetzt thun es die anderen Leute, ich habe aber keine Aussaat, habe keine Zugochsen mehr. Da wurde es ihm schwer zu Muthe, er weinte und trat in sein Haus. Als seine Frau dies sah, fragte sie ihn, was er weine. Orduga Bai aber sprach: «Sonst zog Niemand früher auf's Feld, als ich. Jetzt ziehen die Menschen fort, ich habe aber kein Zugvieh, und ausserdem bin ich 500 Cho Waizen und 300 Tilla Gold schuldig. Wie soll ich das bezahlen?» Da sprach seine Frau: «Durch Weinen machst du nichts gut, du hattest ja einen Freund, den reichen Mohammed Bai, du gehe jetzt zu ihm, nimm einen Taga Waizen auf Schuld, frage von ihm einen Ochsen; dann beackere eine gute Stelle!» Da nahm Orduga Bai seinen Knecht Katschigi Bai mit sich und begab sich zu Mohammed Bai. Er trat in das Haus des reichen Mohammed Bai, doch der empfing ihn nicht so gut, wie früher, und fragte ihn Nichts; als er so da sass, wurde ihm schwer zu Muth und er weinte. Da sprach Mohammed Bai: «Was kommt Ihr in mein Haus und weinet?» Jener aber antwortete: «Als ich reich war, waren wir gute Freunde, da ich jetzt arm geworden bin, da empfängst du mich schlecht, da ich zu dir komme, darüber wurde ich traurig und fing an zu weinen». Als er so gesprochen hatte, schämte sich der reiche Mohammed Bai und liess ihn sich ober-

halb an seine Seite setzen, dann setzte er ihm Thee vor. Als sie Thee getrunken hatten, fragte er: «Orduga Bai, Bruder, weshalb bist du gekommen?» Orduga Bai sprach: «Ich habe kein Saatkorn, habe kein Zugvieh, da bin ich zu Euch gekommen». Da sprach der reiche Mohammed Bai: «Wenn ich recht gehört, so seid Ihr schon jetzt 500 Cho Waizen und 300 Tilla Gold schuldig. Wenn ich Euch einen Taga Waizen leihe, wie könnt Ihr mir ihn zurück bezahlen? Sprechet mir nicht davon, dass ich Euch Waizen auf Schuld geben soll!» So sprechend, schickte er ihn fort. Als Orduga Bai fortgegangen war, sprach die Frau des reichen Mohammed Bai: «Ihr waret gut Freund mit Orduga Bai, was gebt Ihr ihm nicht einen Taga Waizen?» Der reiche Mohammed Bai sprach zu seinem Weibe: «Er ist schon tief in Schulden, gebe ich ihm einen Taga Waizen, so giebt er ihn mir nicht wieder». Darauf sprach sein Weib: «Giebt er ihn nicht, nun so ist er einen Taga Waizen schuldig, gieb ihm nur den Waizen, er war ja Euer Freund». Da wollte er ihm, von seiner Frau überredet, einen Taga Waizen geben. Er liess daher den Orduga Bai rufen, dieser kam und trat in's Haus; darauf sprach Mohammed Bai: «Ich gebe Euch einen Taga Waizen auf Schuld, Ihr gebt mir aber eine Verschreibung: wenn Ihr den Waizen nicht zur rechten Zeit bringt, so schneide ich Euch aus dem rechten Schenkel achtzehn Sarlik und einen Dsching Fleisch aus». Orduga Bai war einverstanden und gab eine Verschreibung. Darauf gab jener ihm einen Taga Waizen und zwei Stiere.

Orduga Bai nahm dieses und säete den Waizen an einer Stelle. Da kam ein Mensch auf einem Esel geritten und fragte ihn: «Was säet Ihr denn da?» Da wurde Orduga Bai zornig über jenen Menschen. «Früher stiegen Leute, die auf Eseln ritten, in gehöriger Entfernung von mir vom Esel. Jetzt kommt der da auf einem Esel hergeritten, und da er doch sieht, dass ich Waizen säe, fragt er dennoch, was ich säe». Darauf antwortete er: «Ich säe Schwämme». Der Mensch auf dem Esel aber sprach: «Was dir aus dem Munde kommt, das komme auch aus deinem Felde». Orduga Bai erkannte

ihn nicht, es war aber der Prophet Chisir. Darauf säete er und ackerte und kehrte nach Hause zurück. Als er eines Tages mit Katschigi Bai kam, um den Waizen zu bewässern, waren aus der Erde Schwämme gewachsen und nur vereinzelt ein Waizenhalm. Als Orduga Bai dies sah, weinte er heftig. Damals bewässerte er den Waizen und kehrte nach Hause zurück. Als darauf nach einiger Zeit der Waizen reif war, sass Orduga Bai und sah, wie die Leute auszogen, um den Waizen zu schneiden. Da dachte Orduga Bai bei sich: «Auch unser Waizen wird reif sein, auch wir wollen hingehen». Er nahm selbst eine Sichel und gab Katschigi Bai eine Sichel. So kamen Beide zu dem Waizenfelde. Da waren überall dicke Schwämme, nur selten ein Waizenhalm, auf den benachbarten Feldern stand aber der Waizen sehr schön. Als er seinen Waizen sah, war Nichts, ausser Schwämmen da. Da blickte er auf sein Feld. Ein Mann zu Pferde kam heran. Als er diesen erblickte, sagte er zu sich selbst: «Der Mann ist wohl ein Herr oder ein Reicher, wenn ich ihm nicht entgegen gehe und ihn nicht grüsse, da mag er mich mit der Knute schlagen, weil ich ihn nicht grüsste und das wird schlecht sein». Daher trat ihm Orduga Bai entgegen und grüsste ihn. Jener Mensch fragte: «Orduga Bai, was hast du hier geackert?» Jener sprach: «Waizen, aber Schwämme sind gewachsen». Da erwiederte ihm jener: «Als Ihr den Waizen säetet, kam da ein Mensch des Weges?» Orduga Bai sprach: «Es kam ein Mensch auf einem Esel, als ich da säete, fragte er mich, was säest du? Da wurde ich über seine Rede zornig und sagte, ich säe Schwämme. Jener sprach: was aus Eurem Munde kommt, komme aus Eurem Acker! und betete. Da sind auf meinem Acker Schwämme gewachsen». Darauf sprach jener Mensch: «Der Mensch auf dem Esel war Chisir». Orduga Bai fragte: «Wird Chisir noch einmal kommen?» Jener Mensch aber sprach: «Chisir kommt zu jedem Orte drei Mal! Du aber schneide Alles ab, was auf deinem Felde gewachsen ist und mache einen weiten Platz zur Tenne, dann thue Alles zusammen und dresche es auf deiner Tenne und werfle es an einem windigen

Tage! dann wird Chisir kommen». Dieses war Chisir selbst, aber Orduga Bai kannte ihn nicht. Nachdem er so gesprochen, ritt jener davon.

Als jener gegangen, schnitten Orduga Bai und sein Knecht Katschigi Bai Alles ab, was auf dem Felde gewachsen war, bereiteten eine weite Stelle zur Tenne, und stampften das Getreide aus. Als eines Tages sich ein Wind erhob, so werfelten sie mit Katschigi Bai das Getreide. Jedes Mal, wo sie einen Wurf thaten, fielen einige Waizenkörner nieder, das Uebrige waren alles Schwämme. So werfelte er das Getreide. Da kam ein Mensch auf einem Esel herbeigeritten und stieg bei der rechten Seite der Tenne vom Esel, trat in die Tenne und bot den Gruss. Orduga Bai schaute nicht auf ihn. Er sprach den Segen und abermals achtete Orduga Bai nicht darauf, sondern werfelte weiter. Da setzte sich jener Mensch und sprach: «O, Orduga Bai, wird von deiner Tenne eine milde Gabe gegeben?» — «Jawohl» sprach Orduga Bai und gab ihm ein Sieb voll Waizen. Darauf erhob sich jener und sprach abermals: «Giebst du von deinem Waizen um Gottes willen?» Da gab er ihm abermals ein Sieb voll. Wir sind die Bekenner des Sclaven Gottes Mohammed's, giebst du Etwas zur Ehre des Propheten?» Da gab er abermals ein Sieb voll Waizen. «Von den Bekennern des Mohammed waren seine Freunde die vier Kalifen, giebst du zu ihrer Ehre eine Gabe?» Darauf sprach jener: «Giebst du Etwas zur Ehre des Propheten Chisir?» Da gab er zwei Siebe. Da erhob sich Katschigi Bai im Zorne: «Das ist ein schlechter Kalándär, wie viele Siebe Waizen hat er umsonst genommen, den will ich mit der Heugabel schlagen, will ihn tödten und unter dem Stroh verstecken, auch seinen Esel nehmen!» Um ihn zu schlagen, hob er die Heugabel auf und trat an Chisir's Seite. Als Chisir sich umsah, stand Katschigi drohend da. Da vertrockneten ihm beide Arme. Als Orduga dies sah, sprach er: «Dieser Knecht ist mein Leichenbesorger. Niemand ist mir ausser diesem geblieben, aus Unkenntniss hat er Euch übel gewollt, jetzt sind seine beiden Arme verdorrt, betet

für ihn und heilet seine Arme». Da sprach Chisir den Segensspruch und seine Arme waren gesund wie früher. Darauf sprach er: «Gebet diesem Kaländär allen Euren Waizen, ich werde mich nicht darum bekümmern». Chisir aber sprach: «Orduga Bai, seid Ihr ein Muselman oder ein Ungläubiger?» Ihm erwiederte Orduga Bai: «Als ich noch reich war, da nannten mich Alle einen Muselman; wird man mich jetzt, da ich arm bin, etwa einen Ungläubigen nennen?» Darauf sprach Chisir: «Wenn ein Reicher ein Muselman ist, so wird er nicht ungläubig, wenn er arm wird. Ich habe von Euch dreierlei Handlungen gesehen, die mich veranlassten, Euch zu fragen, ob Ihr ein Ungläubiger seid. Als ich zu Eurer Tenne trat, gab ich Euch den Gruss, du beantwortetest ihn aber nicht, zweitens sprach ich den Segen, du aber achtetest nicht darauf, drittens fragte ich ein Almosen um Gottes willen, da gabst du ein Sieb Waizen; zu Ehren des Propheten bat ich, da gabst du auch ein Sieb, für Chisir's Ehre bat ich ein Almosen, da gabst du zwei Siebe; für die vier Kalifen bat ich, da gabst du ein Sieb; ist etwa Chisir höher als Gott, der Prophet und die vier Kalifen? Daher fragte ich dich, bist du ein Ungläubiger?» Orduga Bai aber sprach: «Ich bin nun 500 Cho Waizen und 300 Tilla Gold schuldig, das ist noch Nichts, dem reichen Mohammed Bai bin ich drei Cho schuldig, bezahle ich die nicht zur Zeit, so wird mein Freund von meinem rechten Schenkel achtzehn Sarlik und ein Dsching Fleisch abschneiden, das habe ich durch Wort und Handschrift versprochen. Wenn ich daher für Chisir mehr Waizen gegeben habe, so that ich es, da ich meinte, er würde kommen und meiner Tenne Ueberfluss verleihen. Erhalte ich viel Waizen, so kann ich meine Schulden bezahlen». Darauf sprach Chisir: «Kennst du denn den Chisir?» Orduga Bai sprach: «Wenn ich ihn sehe, kenne ich ihn». Chisir sprach: «Ich werde dir drei Kennzeichen des Chisir sagen. Wenn Chisir reitet, so ertönt ein dem Donner ähnlicher Ton. Auf seiner Stirn ist ein Muttermal, wie eine weisse Erbse, an seinem Daumen ist kein Knochen; er hatte nämlich an seinem Finger einen Ring; da bat

ihn Jemand, er möge ihn um Gottes willen geben; da aber der Ring vom Finger nicht abging, schnitt er sich den Finger ab und gab ihn; da wuchs anstatt des Fingers ein Stück Fleisch, das keinen Knochen hatte. Jetzt komm, wir wollen Beide uns zum Abschiede die Hände reichen». Da reichten sie sich die Hände, seine Hand war aber sehr weich, da meinte Orduga Bai, seine Hände seien von der Arbeit hart geworden. Chisir aber sprach zu ihm: «Du mög'st es nur wissen, ich bin Chisir». Da fiel Orduga Bai dem Chisir zu Füssen. Chisir aber sprach: «Von jetzt ab sei ein Muselman! Treibe nicht die Wittwen, Waisen und armen Wanderer aus deinem Hause und zürne nicht aus Stolz den Armen! Jetzt bitte, was du willst». Orduga Bai sprach: «Zuerst bitte ich um den Glauben, darauf bitte ich, da ich sehr verschuldet bin, dass du mir auf dieser Tenne reichen Ertrag giebst». Da sprach Chisir: «So tritt du von dieser Stelle zurück!» Orduga Bai entfernte sich von diesem Orte. Da betete Chisir, und aus der Erde quoll Waizen hervor, donnernd quoll der Waizen hervor und kam bis zu Orduga Bai. Orduga Bai sprach: «O, Prophet Chisir, jetzt habe ich genug Waizen, sonst kann ich ihn nicht von hier fortbringen». Ihm erwiederte aber Chisir: «Hättest du nicht gesagt, es ist genug, so wäre bis zur Zeit des jüngsten Gerichts immer Waizen hervorgequollen. Du hast aber gesagt, dass es genug sei, so begnüge dich damit. Sage aber, was begehrst du noch?» Orduga Bai sprach: «Ich will ein paar Steine herbringen, du aber sprich den Segen, damit sie zu Gold werden, denn ich habe noch Schulden mit Gold zu bezahlen». Da sprach der Prophet: «So bringe die Steine her!» Da brachte er zwei mächtige Steine, jener betete und sie wurden zu Gold. Da ging Orduga Bai wieder fort, Chisir aber fragte: «Wo gehst du hin?» Orduga Bai sprach: «Ich will noch Steine holen, du bete und mache sie zu Gold». Chisir aber sprach: «Das Uebrige erbitte von meinem Bruder Ilias». Orduga fragte: «Wird er es gewähren?» Chisir aber sprach: «Jawohl!» — «Wo ist denn Ilias, der Prophet?» fragte jener. «Schau dich um!» sprach Chisir. Orduga Bai schaute sich

um, sah aber Ilias nicht, als er wieder vor sich schaute, sah er auch Chisir nicht. Da schämte er sich sehr, dass er noch Etwas von Ilias hätte erbitten wollen und sprach: «Ich habe von Chisir nur für mich gebeten, für die übrigen Gläubigen habe ich nicht gebeten». Darüber weinte er heftig. Da tönte in sein Ohr eine Stimme: «Jedem Menschen, der gleich dir mir vertraut, werde ich ebenfalls Hülfe bringen».

10) Der heilige Bahaudin.

In Buchara lebte ein Reicher, der besass viele Schätze, er gab aber Nichts auf den Weg Gottes, sondern verschleuderte seinen Erwerb mit Branntwein und Weibern. Da schickte ihm eines Tages Gott, der Herr, eine Strafe; wenn diese Strafe zur Erde herabgefallen wäre, so hätte sie ganz Buchara verbrannt. An jenem Tage ging nun der heilige Bahaudin auf der Strasse, da kam die Plage herab vom Himmel. Als er vor sich hinschaute, sah er vor sich einen Reichen gehen, und dass diesem die Plage geschickt war. Da rief er jenem Reichen zu: «Auf dein Haupt kommt eine Strafe vom Herrn, du gieb auf Gottes Weg eine Gabe, damit die Strafe dich nicht treffe!» Der Reiche steckte die Hand in seine Tasche und fand darin sieben Tilla Gold. «Bete für mich, für diese auf Gottes Wege geopferte Gabe!» Da betete der heilige Bahaudin und warf das Gold zum Himmel empor, da wurde ein Goldstück zum Falken, das andere zum Berkut, und diese trieben mit ihren Flügeln die Strafe wieder zurück.

Darauf ging der Reiche, der so sein Gold geopfert, seines Weges, da drängte sich der Teufel in seinen Sinn und sprach: «Dieser Kaländär hat dich um deine sieben Goldstücke betrogen, indem er sagte, dass eine Plage dich treffe; wenn du dieses Gold für Branntwein und Weiber verausgabt hättest, hätte es auf sieben Tage gereicht». Da ging der Reiche hin und fasste den Kaländär beim Rockschosse. «Du hast gelogen», sprach er, «und hast

mich um mein Gold betrogen, gieb mir mein Gold zurück!» Der Kaländär aber sprach: «Ich will die Plage deinem Auge zeigen! Willst du dann das Gold als geopfert anerkennen?» Der Reiche sprach: «So zeige mir die Plage!» Da hielt der Kaländär die Arme in einen Ring zusammen und sprach: «Komm her und stelle dich hier hinein». Der Reiche kam und stellte sich in den Ring. «Jetzt schau zum Himmel auf!» Als er zum Himmel aufschaute, trieben ein Falke und ein Habicht etwas Schwarzes zum Himmel empor. Der Kaländär sprach: «Was hast du gesehen?» Jener sagte, was er geschaut hatte. Da sagte jener: «Das Schwarze, was der Falke und der Habicht mit ihren Flügeln zum Himmel treiben, ist die Plage, die auf dein Haupt herabfallen sollte; du hast viel Böses gethan, daher hat Gott, der Herr, dir diese Plage geschickt, hätte ich sie nicht erschaut, so hätte sie die ganze Stadt verbrannt. Jetzt bereue deine Thaten!» Als der Kaländär so gesprochen hatte, opferte der Reiche alle seine Habe auf dem Wege Gottes, wurde selbst ein Derwisch und lebte so bis zu seinem Tode.

VI. MÄRCHEN.

1) Bosy Körpäsch.

Es lebte einst ein Jüngling, Namens Bosy Körpäsch, der hatte vierzig Freunde. Eines Tages schneite es, da schoss er mit dem Pfeile eine Krähe; das Blut der Krähe floss auf den Schnee und färbte ihn roth. Da war eine Alte, zu der sprach der Jüngling: «Ich möchte ein Mädchen freien, dass so weiss ist, wie dieser Schnee, und dessen beide Wangen so roth sind, wie dieses Blut». Die Alte sprach: «Du gehe zu einer solchen Stadt, da ist ein Mädchen, die ist so, wie du es sagst, die mögest du freien».

Darauf ging Bosy Körpäsch zu einem seiner Freunde und sprach zu ihm:

«Vaters Hab' ist keine Habe,
«Hab' ist nicht der Mutter Habe,
«Lass, o Freund, uns fort jetzt ziehen,
«Suchen das geliebte Mädchen!»

Da sprach sein Freund: «Ich bin ein Freund deiner Habe, aber nicht deiner Seele». So ging Bosy Körpäsch zu allen seinen Freunden, alle aber sagten, sie seien die Freunde seiner Habe, aber nicht seiner Seele. Da war noch ein Freund übrig. Bosy Körpäsch sprach zu sich selbst: «Jetzt bitte ich diesen Freund, geht er mit, so ist's gut, sonst gehe ich allein». So kam er zu seinem Freunde und sprach:

«Vaters Hab' ist keine Habe,
«Hab' ist nicht der Mutter Habe,
«Lass, o Freund, jetzt fort uns gehen,
«Suchen das geliebte Mädchen!»

Der Freund aber sprach: «Ich bin der Freund deiner Seele, aber nicht deiner Habe». Darauf zogen beide Freunde aus, das Mädchen zu suchen. Einige Tage zogen sie ihres Weges, da kamen sie zu einem Kreuzwege. Der Freund sprach, man müsse den einen Weg gehen, während Bosy Körpäsch den andern Weg zu gehen vorschlug. Da ging jeder den Weg, den er für den besten hielt, und so trennten sich Beide. Bosy Körpäsch ging einige Tage seinen Weg, und als er so ging, so hütete ein Grindkopf seine Schafe. Bosy Körpäsch sprach zu dem Grindkopfe: «Soll ich deinen Kopf heilen?» Der Grindkopf fragte: «Wie willst du ihn heilen?» Bosy Körpäsch sprach: «Grabe eine Grube bis zu deinen Ohren!» Der Grindkopf grub die Grube. Da kehrte er den Grindkopf um und steckte ihn mit dem Kopfe nach unten in die Grube, dann nahm er seine Kleider. Nun zog Bosy Körpäsch die Kleider desselben an und ging weiter; da traf er einen alten Schafhirten, den grüsste er. Der Hirt sprach: «Wohin gehst du, Grindkopf?» Bosy Körpäsch aber sprach:

«Sieh, ich habe keinen Vater,
«Keine Mutter habe ich,
«Sohn will ich sein dem, der sohnlos,
«Tochter sein dem tochterlosen».

Da erwiederte jener Mensch:

«Willst ein Sohn sein dem, der sohnlos,
«Wenn du dieses sagst, mein Grindkopf,
«Sieh, ich habe keinen Sohn,
«Sei daher mein Sohn, o Grindkopf».

Der Grindkopf willigte ein und wurde sein Sohn. Jener Mensch sprach: «Du hüte die Schafe, ich will dir Thee und Brot holen!» —«Gehe!» sprach der Grindkopf. Da ging der Alte nach Hause, dort hatte er eine Tochter, zu der sprach er: «Es ist ein Grindkopf gekommen, der wollte dem Sohnlosen Sohn sein, dem Tochterlosen Tochter sein, den habe ich als Sohn angenommen, jetzt ist er dageblieben und hütet die Schafe, ich bin gekommen, um ihm Thee und Brot zu holen». Die Tochter meinte, er habe sehr

gut gethan. Da brachte ihr Vater dem Grindkopfe Thee und Brot. Der Grindkopf trank den Thee und ass das Brot. Als es Abend geworden, trieb er die Schafe nach Hause. Auf dem Heimwege sprach der Grindkopf: «Väterchen, wir wollen den Weg kürzer machen». Der Alte aber sprach: «Ist es denn deines Vaters Pferdeleine, dass du ihn kürzer machen willst?» Nach einiger Zeit sprach der Grindkopf: «Vater, lass uns Pferde aus Weidenstöcken machen und reiten!» Der Alte sprach: «Du bist ein verdrehter Grindkopf, wie sollen wir aus Weiden Pferde schneiden und sie besteigen?» Wieder nach einiger Zeit sprach der Grindkopf: «Vater, hat Euer Haus Ohren?» Der Alte sprach: «O, du Dummkopf, ist ein Haus denn deines Vaters Esel, dass es Ohren hat?» Abermals sprach der Grindkopf: «Ist in Euerm Hause ein Licht?» Der Alte sprach: «Ach, du Dummkopf, ist nicht in jedem Hause ein Licht?» So sprechend, langten sie die Schafe treibend zu Hause an. Der Vater trat in's Haus und sprach zu seiner Tochter: «Dieser Grindkopf ist sehr thöricht, er thut allerlei komische Reden». Da fragte ihn seine Tochter: «Was sagte er denn?» Der Vater sprach: «Auf dem Wege sagte er: Vater, wollen wir nicht den Weg kürzer machen? Ich antwortete ihm aber, ob denn der Weg ein Pferdestrick sei, dass man ihn kürzer machen könne. Darauf sprach er abermals: sollen wir aus Weiden Pferde machen und reiten? Ich aber schalt ihn einen Dummkopf. Abermals fragte er mich, ob mein Haus Ohren habe? Ich aber nannte ihn einen Dummkopf und fragte, ob ein Haus ein Esel sei, dass es Ohren habe. Darauf fragte er, ob in meinem Hause ein Licht sei? Ich aber sagte ihm, ob es wohl Häuser ohne Lichte gebe». Die Tochter aber sprach: «Ihr seid schon alt und versteht seine Rede nicht. Wir wollen den Weg kürzer machen, heisst, lass uns uns unterhalten. Wir wollen Weiden schneiden und reiten, heisst, wir wollen uns Stäbe abschneiden. Unter den Ohren des Hauses versteht er einen Hund, und die Frage, ob ein Licht in Euerm Hause sei, heisst soviel, als: habt Ihr eine Tochter?» Als die Tochter so gesprochen, meinte der Alte: «Das habe ich nicht verstanden, es

ist also ein kluger Grindkopf». Darauf führte er ihn in's Haus, gab ihm Thee, und nachdem er getrunken, ging er zu den Schafen. Die Tochter hatte wohl gesehen, dass es kein Grindkopf, sondern ein trefflicher Jüngling sei, daher entbrannte sie in Liebe für ihn. Am andern Morgen ging er und trieb die Schafe auf die Weide. Die Tochter buk Brot und kochte in einem Topfe Speise und schickte sie ihm.

Jener Jüngling sprach:

«Ich bin keines Knechtes Kind,
«Um aus Knechtes Hand zu essen!
«Bin der Sohn nicht einer Magd,
«Aus der Hand der Magd zu essen!
«Diese Speise ess' ich nicht!»

So schickte er die Speise zurück. Da brachte das Mädchen ihm das Brot und die Speise selbst. Nun unterhielten sie sich ein Weilchen, und verabredeten, mit einander zu fliehen. Das Mädchen ging nach Hause, kam aber nicht schnell wieder. Da ging der Jüngling hin und sprach:

«Dorthin zogst du, liebes Mädchen!
«Hierhin gingst du, liebes Mädchen!
«Wo dein Körper sich befindet,
«Will ich sehen, liebes Mädchen!»

Da sagte das Mädchen:

«Dieser Mensch, was redet er?
«Wovon spricht nur dieser Jüngling?
«Meinen Körper, schlank wie Weiden,
«Hat geseh'n nicht dieser Jüngling!»

Der Jüngling sprach:

«Ach, sie gleicht dem bleichen Monde,
«Gleicht der Sonn', die röthlich aufgeht,
«Die Geliebt', im gelben Kleide,
«Scheint mich nicht so recht zu lieben!»

Da sprach das Mädchen:

«Dieser Mensch, was redet er?

«Wovon spricht nur dieser Jüngling?
«Wenn ihr zu der Steinfurth kommt,
«Schaut nicht nach den Füllen aus,
«Kommt ihr zu der flachen Furth,
«Treibet dann das Vieh mit Vorsicht».

Darauf kam das Mädchen heraus, und Bosy Körpäsch, der Jüngling, nahm das Mädchen, trieb alles Vieh fort, und brachte sie nach seiner eigenen Stadt.

Bosy Körpäsch ging jeden Tag auf die Jagd, wenn er aber von der Jagd kam, so trat ihm seine Frau entgegen, nahm das Fleisch und band es fest. Eines Tages kam zu einer Alten ein Jüngling und bat sie, ob sie nicht die Frau des Bosy Körpäsch zu seiner Geliebten machen würde. Jene Alte sprach: «Diese Frau lebt sehr gut mit ihrem Manne, die lässt sich mit Niemand ein». Darauf sprach der Jüngling: «Ich werde dir so und so viel Geld geben, du aber verschaffe mir sie». Die Alte sagte darauf: «Ich will hingehen und sie zu überreden suchen». Darauf kam die Alte eines Tages zu dem Hause des Bosy Körpäsch, trat zu der Frau ein und unterhielt sich mit ihr. Dann sagte sie: «Da ist ein vortrefflicher Jüngling, der ist in Euch sehr verliebt, nehmet ihn gütig auf!» Die Frau aber sprach: «Sprich mir nie wieder solche Worte, wie vortrefflich der Jüngling auch sei, besser als mein Mann ist er doch nicht, ich werde mich mit Niemanden in Liebeleien einlassen». So sprechend, jagte sie die Alte fort. Die Alte kam nach Hause und sprach zu dem Jüngling: «Diese Frau lebt sehr gut mit ihrem Manne und will von Niemand Anderem Etwas wissen. Daher hörte sie nicht auf meine Reden». Darauf sprach der Jüngling: «Finde du mir eine List! Ich will dich sehr reichlich belohnen!» Da erwiederte ihm die Alte: «Wenn es so ist, will ich Bosy Körpäsch eine List anthuen, werde ihm starken Branntwein geben, ihn betrunken machen und niederwerfen! Dann kannst du ihn tödten und seine Frau dir gewinnen. Es giebt kein Mittel, diese Frau zu Liebeshändeln zu bewegen, so lange ihr Mann lebt». Darauf gab der Jüngling der Alten viel Geld, dafür

versprach sie den Bosy Körpäsch betrunken zu machen und dann beabsichtigte der Jüngling, ihn zu tödten und sich seine Frau zu nehmen. Eines Tages kam die Alte in das Haus des Bosy Körpäsch, trat zu seiner Frau ein und unterhielt sich mit ihr angelegentlich. Da gewann sie die Zuneigung der Frau und sprach: «Sehnt ihr Euch nicht nach Eurem Vater?» Die Frau sprach: «Ich sehne mich wohl, aber es ist zu weit, wie soll ich zu ihm kommen und ihn sehen?» Darauf sprach die Alte: «So viel ich gesehen habe, gehet Ihr dem Bosy Körpäsch stets entgegen, wenn er von der Jagd kommt, helfet ihm vom Pferde und bindet das Fleisch im Hause an. Wenn er jetzt kommt, tretet ihm nicht entgegen, sondern bleibet weinend sitzen! Dann wird er Euch fragen, weshalb Ihr weint, Ihr aber sagt, es ist jetzt schon fünf bis sechs Jahre her, dass ich mit dir gekommen bin, du hast mich bis jetzt meinen Vater nicht sehen lassen, jetzt sehne ich mich sehr nach ihm, darum weine ich. Darauf bringt er Euch hin».

Bosy Körpäsch kam von der Jagd; da trat ihm seine Frau nicht entgegen; er stieg selbst ab und brachte das Fleisch in's Haus; da sah er, wie seine Frau weinend dasass. Bosy Körpäsch fragte sie, was ihr sei und weshalb sie weine. Da sprach sie, nachdem er lange gefragt hatte: «Es ist nun sechs Jahre her, dass du mich hergebracht; ich aber habe meinen Vater nicht gesehen; jetzt sehne ich mich sehr nach ihm». Da sprach Bosy Körpäsch: «Darüber weinst du? Werde ich dich nicht hinbringen, wenn du mich bittest? Mache du Alles fertig, ich will dich hinbringen!» Darauf ging er am nächsten Tage wieder auf die Jagd. Da kam die Alte und fragte die Frau, ob er sie hinbringe. Die Frau aber sagte, sie solle sich fertig machen, er wolle sie hinbringen. Dann ging die Alte fort.

Als Bosy Körpäsch nach Hause kam, ging sie ihm wieder entgegen, half ihm vom Pferde und führte ihn in's Haus. Darauf zogen sie zu ihrem Vater. Als sie zum Hause ihres Vaters gekommen waren, ging Bosy Körpäsch am Morgen auf die Jagd. Ihr Vater aber sprach: «Kind, reite nicht durch die Sandfläche

auf die Jagd, das ist eine böse Stelle». Bosy Körpäsch ritt aber doch hin; er ritt, so lange es ihm beliebte durch den Sand; da dürstete es ihn sehr, aber nirgends fand er Wasser zum Trinken; als er sich umschaute, erblickte er eine Alte, die sammelte trockenen Mist. «Ich will diese Alte fragen», dachte er, «die wird schon wissen, wo Wasser zu finden ist». Er ging daher zur Alten und sprach: «Alte, giebt es hier Wasser? ich bin sehr durstig». Die Alte sprach: «O, mein Kind, hier ist nirgends Wasser?» — «Was hast du im Schlauche?» fragte er. Die Alte sprach: «Da habe ich Wasser für mich». Da bat er sie, sie möchte ihm von ihrem Wasser zu trinken geben. Die Alte aber sprach: «Du bist beritten, du kannst überall Wasser finden und trinken. Ich bin aber alt, woher soll ich es finden?» Bosy Körpäsch aber sagte: «Ich will nur einen Schluck trinken». Die Alte gab ihm den Schlauch, damit er ein Wenig trinke; er war aber sehr durstig und trank Alles. In dem Schlauche aber war 40jähriger starker Branntwein; als er ihn getrunken, war er betrunken und fiel ohne Besinnung um. Da ging die Alte hin und band ihm Hände und Füsse zusammen, dann rief sie jenen Jüngling herbei. «Jetzt bringe ihn zum Fusse eines Baumes und binde ihn an den Baum fest. Dann tödte ihn schlagend!» Darauf schleppten ihn Beide zum Fusse des Baumes, banden ihn an den Baum fest, und schlugen ihn dann mit einem stumpfen Schwerte.

Als Bosy Körpäsch seine Augen öffnete und hinschaute, war er mit Händen und Füssen an einen Baum gebunden, und die Alte, die ihm Wasser gegeben hatte, und ein Jüngling schlugen ihn mit einem schlechten Schwerte. Bosy Körpäsch sprach: «O, Alte, schlägst du mich zum Scherze oder im Ernste?» Die Alte sprach: «Ich schlage dich, um dich zu tödten». Er aber sprach: «Was habe ich dir gethan, dass du mich tödten willst?» Die Alte sprach: «Ich will dich tödten und dir Pferd und Rock nehmen». Er antwortete: «Wenn du mich wirklich tödten willst, so ist in meinem Stiefelschafte ein Schwert, mit dem tödte mich! Ausserdem will ich dir zweierlei Worte sagen, die befolge! In meinem

Innern ist ein Tschar-Stein, diesen verschlucke! Dann wirst du ein Held, wie ich, sein. Aus meinem Innern kommt ferner eine Schlange, die binde dir um den Leib, dann wirst du ein Held sein, wie ich». Diese Worte sprach er und fügte noch hinzu: «Jetzt tödte mich». Darauf schlug sie ihn, da kam aus seinem Innern ein Tschar-Stein. Da sprach sie zu dem mit ihr gekommenen Jünglinge: «Diesen Stein verschlucke!» Jener sprach: «Wirf ihn in den Brunnen!» Da warf sie ihn hinein, und es trocknete das Wasser des Brunnens aus. Dann kam eine Schlange hervor. Die Alte sprach: «Binde sie um deinen Leib!» Jener aber sprach: «Binde sie um den Baum!» Da band sie sie um den Baum, und der Baum vertrocknete. Nachdem sie ihn getödtet hatten, nahmen sie seinen Pelz und sein Pferd und verliessen diesen Ort.

Bosy Körpäsch kam an jenem Tage nicht nach Hause, am Morgen zog seine Frau aus, ihn zu suchen, da sie meinte, es würde ihn wohl ein Feind getödtet haben. Sie kam zu jenem Baume, da hatte Jemand ihren Gemahl getödtet; als sie ihn erblickte, verlor sie die Besinnung. Nach einiger Zeit kam sie zu sich, kratzte ihre Augen und weinte heftig. Darauf sprach sie zu sich selbst: «Wenn ich ihn jetzt in eine schwarze Filzdecke wickle, ihn nicht auf die Erde lege, und vierzig Tage und Nächte aufhebe, wird er dann wohl lebendig werden?» Da wickelte sie ihn in einen schwarzen Filz und hob ihn auf. Als noch ein Tag und eine Nacht übrig war, begegnete ihr jene Alte. Da fragte sie die Alte: «Was machst du, mein Kind? Was trägst du da?» Jenes Weib sprach: «Meinen Mann hat ein Feind erschlagen. Ich trage ihn, da ich meine, er wird lebendig werden, wenn ich ihn vierzig Tage und Nächte trage». Jene Alte sprach: «O, Kind, wenn man mit einem schwarzen Filze wäscht, wird man Etwas weiss machen? Durch Aufheben kann man nicht einen Todten lebendig machen». Nach diesen Worten weinte das Weib und legte ihn auf die Erde. Da drang die Seele in seinen Körper, zog aber seufzend wieder heraus. Wäre sie der Alten nicht begegnet, und hätte sie ihn noch einen Tag getragen, so wäre Bosy Körpäsch lebendig ge-

worden. Darauf brachte sie den Leichnam zur Stadt, grub ein Grab und beerdigte ihn. Ihrem Vater diente sie noch manches Jahr und starb endlich. Da grub man neben Bosy Körpäsch ein Grab und beerdigte sie auch dort.

2) Schingiltak und Pingiltak.

In einer Stadt lebten sieben Schingiltak und ein Pingiltak. Die sieben Schingiltak hatten eine Tenne voll Waizen, der eine Pingiltak hatte sieben Tennen voll Waizen. Jener Pingiltak hatte seine sieben Tennen ganz abgeführt, die sieben Schingiltak hatten ihre eine Tenne nicht abführen können. Da sprachen die Schingiltake: «Pingiltak hatte sieben Tennen Waizen, er hat sie abgeführt, wir, die sieben Schingiltake, konnten eine Tenne nicht abführen. Wir wollen hingehen und Pingiltak fragen, wie er das gemacht hat». Alle sieben kamen darauf zum Pingiltak und sprachen: «Wir haben unsere eine Tenne nicht abführen können, wie hast du nur deine sieben Tennen besorgt?» Als sie so gesprochen hatten, meinte Pingiltak lächelnd: «Ich habe meinen Waizen mit Feuer verbrannt, die Asche habe ich abgeführt und in jener Stadt für Silber verkauft». Da fragten ihn jene: «Werden sie noch kaufen?» Pingiltak sprach: «Wenn ihr hinfahret, werden sie schon kaufen. Ich zündete meinen Waizen an, verbrannte ihn, that die Asche in Säcke, und brachte sie zur Stadt, um die Asche für Silber zu verkaufen. Da hat man die Asche gekauft».

Da verbrannten auch diese ihren Waizen, thaten die Asche in Säcke, brachten sie zur Stadt, gingen in die Stadt und riefen: «Will man Asche für Silber kaufen?» Die Leute der Stadt aber sprachen: «Wer wird Asche für Silber nehmen? Du bringe deine Asche weit aus der Stadt und schütte sie aus». So sprechend, schlug man sie und jagte sie fort. Da hielten diese einen Rath: «Dieser Pingiltak hat uns unsern Waizen verbrennen lassen, wir wollen hingehen und ihn tödten!» Darauf kamen die sieben Schin-

giltak zum Hause des Pingiltak. Als sie dorthin kamen, sass im Hause ein schönes Mädchen. Jene fragten: «Wessen Mädchen ist dies?» Pingiltak sprach: «Dies ist meine Frau». Jene sprachen: «Wann hast du diese Frau genommen?» Pingiltak sprach: «Die habe ich kürzlich genommen, meine frühere Frau habe ich getödtet, habe sie zu jener Stadt gebracht und gefragt, ob man dort Lebendige für Todte gäbe. Da hat man für meine todte Frau dieses Mädchen eingetauscht». Jene fragten: «Werden sie auch unsere Frauen nehmen, wenn wir sie tödten?» Pingiltak sprach: «Wenn ihr sie tödtet und hinbringt, so nehmen sie sie. Wenn ihr nur zur Stadt gehet und rufet: wer giebt für die Todte eine Lebende? Dann bringt man Euch ein schönes Mädchen und nimmt dafür Eure todte Frau».

Da gingen alle sieben hin, tödteten ihre Weiber, brachten sie zur Stadt und riefen: «Giebt man hier Lebendige für Todte?» Die Leute dieser Stadt sagten: «Wozu habt ihr die Todten nicht in der Steppe begraben, was habt ihr sie in die Stadt gebracht? und prügelten sie tüchtig.

Da beriethen sich wieder die sieben Schingiltake: «Jetzt wollen wir hingehen und Pingiltak tödten». Als sie hinkamen, hütete Pingiltak Schafe. Als sie ihn sahen, fragten sie ihn, woher er die Schafe genommen habe. Pingiltak sprach: «Die hat mir mein Vater gegeben. Mein Vater hat mir auch gesagt, die Eltern der Schingiltake seien sehr reich geworden, und liessen ihren Söhnen sagen, sie möchten doch kommen, sie wollten ihnen Schafe geben. Wenn ihr hingehet, so wird Euch euer Vater Schafe geben». Jene fragten: «Wo sind denn unsere Eltern?» Pingiltak sprach: «Ich gehe jetzt Schafe zu bitten, kommet mit mir! Ich will Euch die Schafe zeigen, die Eure Eltern Euch geben wollen».

Als er so gesprochen hatte, waren jene sehr froh, da führte jener seine Schafe und sie selbst zu dem Ufer des See's. Da tranken die Schafe Wasser, und man sah auch im Wasser Schafe. «Die Schafe, die ihr da im Wasser sehet, sind diejenigen, die Euch Euer Vater geben will». Da sprach der Aelteste: «Ich will zuerst

hineingehen, wenn er uns Schafe giebt, so will ich Euch rufen! Dann kommet auch ihr».

Da sprang der älteste Schingiltak in's Wasser und tauchte unter, als er untergetaucht, schlenkerte er mit den Armen. Da sprach Pingiltak: «Seht, da ruft er Euch!» Die übrigen sechs sprangen darauf zusammen in's Wasser. Da ertranken alle sieben Schingiltak, nur der eine Pingiltak blieb am Leben.

3) Der Held Schim Tömür.

Es lebte einst ein Jüngling, Namens Schim Tömür, der hatte eine jüngere Schwester Mächtim Silä. Schim Tömür liebte diese seine Schwester sehr. Eines Tages sah seine Schwester einen Traum: ihr Bruder sei auf die Jagd gegangen und habe sehr viele Marale geschossen, die Köpfe der Marale hatte er hinter sich an den Sattel gebunden und herbeigebracht, ihr Fleisch aber hatte er am Bratspiesse am Feuer gebraten und gegessen. Mächtim Silä wachte vor Schreck auf und erzählte ihrem Bruder den Traum. Da sprach ihr Bruder: «Da hast du einen sehr schönen Traum gesehen».

«Geh nicht zu dem grossen Wasser!
«Tschag! sag nicht zu deinem Hunde!
«Pitsch! sag nicht zu deiner Katze!
«Lösche aus du nicht dein Feuer!
«Geh' nicht zu erhöhtem Orte!»

Darauf ging ihr Bruder auf die Jagd. Seine Schwester aber

Ging nun zu des Stromes Ufer,
Kämmte sich ihr Haupthaar dort,
Ihre Haare schwammen fort,
Auch erloschen war ihr Feuer,
«Tschag!» sprach sie zu ihrem Hunde,
«Pitsch!» sprach sie zu ihrer Katze,
Sprach: «Wo soll ich Feuer nehmen?»

Ging zur Höhe, schaute um sich,
Da verspürt' sie Brandgeruch.
Was der Bruder ihr verboten,
Alles that da seine Schwester.

Da ging sie zu der Stelle, wo der Geruch herkam, um Feuer zu holen. Als sie dorthin kam, war daselbst ein siebenköpfiger Jälmüngüs, er sass am Feuer und knackte Läuse.

Mächtim Silä sprach: «Ich bin nach Feuer gekommen». Da liess sie der siebenköpfige Jälmüngüs mit trocknem Miste Feuer nehmen, liess es sie mit dem Munde fassen und goss ihr in beide Aermel Läuse. Dann sprach er: «Bis du nach Hause kommst, schüttle die Läuse nach beiden Seiten aus». Mächtim Silä schüttelte die von Jälmüngüs gegebenen Läuse auf dem Wege aus. Da wuchsen die Läuse aus der Erde als Sträucher hervor. Zwischen ihnen blieb ein Weg. Der siebenköpfige Jälmüngüs war nämlich blind. Auf diesem Wege kam er, hängte Mächtim Silä auf, ritzte ihr die Sohlen und sog ihr Blut. Jeden Tag that er so. Als nun eines Tages Schim Tömür, der Held, von der Jagd zurückkehrte, war seine Schwester sehr abgemagert. Da fragte sie Schim Tömür: «Du bist sehr abgemagert, was ist dir zugestossen?» Da sprach seine Schwester:

«Als ich einen Traum geschaut,
«Sprachet Ihr zu mir, mein Bruder:
«Geh' nicht zu dem grossen Wasser!
«Kämme du dir nicht dein Haar!
«Lass erlöschen nicht dein Feuer!
«Tschag! sprich nicht zu deinem Hunde!
«Pitsch! sprich nicht zu deiner Katze!
«Steige nicht auf die Erhöhung!
«Alles, was du mir gesprochen,
«Jenen Tag hab' ich's vergessen,
«Ging da zu dem grossen Wasser,
«Kämmte mir da meine Haare,
«Da erlosch im Haus' mein Feuer,

«Ich erstieg da die Erhöhung,
«Als dort oben ich mich umsah,
«War ein Brandgeruch zu spüren,
«Dorthin ging ich nun nach Feuer,
«Siebenköpf'ger Jälmüngüs
«Sass dort, seine Läuse knackend.
«Als ich sprach: ich komm nach Feuer,
«Liess mit Mist er Feuer fassen,
«Liess es halten mit dem Munde,
«Läuse goss er in die Aermel.
«Bis zu deinem Haus' du kommst,
«Schüttle aus du diese Läuse!
«Bis zum Hause ich gekommen,
«Schüttelt' ich die Läuse aus.
«Diese wurden da zu Bäumen,
«Sprossen aus der Erd' empor,
«Jälmüngüs, der blind an Augen,
«An den Bäumen tastet' er,
«Fand mein Haus des Weges kommend,
«Kam und hängt' mich oben auf,
«Und das Blut aus meinen Sohlen
«Sog da dieser Jälmüngüs.
«Durch die mir geword'nen Qualen
«Bin ich abgemagert jetzt».

Da sprach Held Schim Tömür: «Wird dieser siebenköpfige Jälmüngüs wieder kommen?» Seine Schwester sprach: «Heute kommt er». Jener erwiederte: «So will ich mich an einer Stelle verstecken; wenn er in unser Haus getreten ist, so will ich ihn ödten».

Darauf versteckte sich Schim Tömür. Der siebenköpfige Jälmüngüs kam und rief durch die Thür:

«Ist Held Schim Tömür zu Hause?
«Steht der Schecken an dem Pfosten?
«Hat das Stahlschwert in der Hand er?»

Da antwortete ihm Mächtim Silä:

«Nicht zu Haus' ist Schim Tömür,
«Nicht am Pfosten ist der Schecken,
«In der Hand hält nicht das Schwert er».

Darauf sprach der Jälmüngüs:

«In dem Hause ist ein Mensch,
«Meine Nase spürt den Menschen».

Ihm erwiederte Mächtim Silä:

«Nicht zu Hause ist mein Bruder,
«Niemand ist in meinem Hause,
«Sieh, ich wusch des Bruders Kleider,
«Darnach riecht es in dem Hause,
«Dieses spüret deine Nase».

Darauf trat der siebenköpfige Jälmüngüs in's Haus. Hinter ihm trat Schim Tömür in's Haus, und schlug nach dem siebenköpfigen Jälmüngüs, sechs Köpfe schlug er ihm ab, mit einem Kopfe entfloh jener. Nachdem er von dort geflohen, wendete er sich zur Stadt eines schwarzen Ungläubigen.

Der Herrscher jener Stadt war eines Tages zum Ufer des Flusses gekommen, da kamen die Haare der Mächtim Silä mit dem Wasser herbeigeschwommen. Als diese der Herrscher sah, sprach er: «Ich möchte ein Mädchen mit solchen Haaren freien». Niemand aber wusste, wer dieses Mädchen war. Nach einigen Tagen erreichte der siebenköpfige Jälmüngüs die Stadt. Als er hörte, was der Herrscher suchte, ging der Jälmüngüs zum Herrscher und sprach: «In jener Stadt lebt die Schwester des Schim Tömür, die ist sehr schön!» So lobte er das Mädchen. Der Herrscher schickte darauf zu Schim Tömür einen Menschen, der sollte sagen: «Er möge mir seine Schwester geben, giebt er sie mir nicht, so werde ich ihn mit einem Heere bekriegen und sie nehmen».

Der Bote kam dort an und sagte des Herrschers Worte. Da sprach Schim Tömür:

«Einem solchen schwarzen Heiden

«Geb' ich meine Schwester nicht,
«Fürcht' mich nicht vor solchem Heiden,
«Reichet aus die Kraft des Heiden,
«Mög' er meine Schwester nehmen!
«Möge alle Heeresschaaren
«Hierher jetzt zum Kampfe führen!
«Für den Kampf reicht meine Kraft aus».

Der Bote kehrte zurück und erzählte dem Herrscher, was für eine Antwort er von Schim Tömür erhalten habe. Als der Herrscher vernommen hatte, dass Schim Tömür ihm die Schwester verweigere, wurde er zornig, sammelte ein Heer und zog gegen Schim Tömür. Der Held Schim Tömür ging an jenem Tage auf die Jagd. In dem Hause war ein Vogel; da sprach Schim Tömür zu seiner Schwester: «Wenn Euch ein Unglück zustösst, so lasset den Vogel frei, der findet mich, wo ich auch sein mag». Als Schim Tömür auf die Jagd gegangen war, kam der Herrscher mit seinem Heere. Da liess die Schwester den Vogel los. Mächtim Silä kleidete sich selbst als Mann an, nahm in ihre Hand Schwert und Lanze, stieg zu Pferde und ritt dem Heere entgegen. Sie kämpfte mit jenem Heere und tödtete viele Leute. Der losgelassen Vogel flog davon und benachrichtigte ihren Bruder. Da kam auch ihr Bruder Schim Tömür, kämpfte in Gemeinschaft mit seiner Schwester und verjagte das Heer. Bei der Flucht jener fiel die Mütze der Mächtim Silä vom Haupte. Als der Herrscher dieses sah, wusste er, dass dies die Schwester des Schim Tömür sei. Da sprach der Herrscher zu seinem Heere: «Was fliehet ihr vor zwei Menschen? Fliehet nicht, ich selbst will kämpfen!» Darauf trat der Herrscher selbst in den Kampf und hielt mit dem Schim Tömür ein Speerstechen, dann kämpften sie mit Keulen, aber keiner vermochte den Andern zu besiegen. Als die Schwester dieses sah, fürchtete sie, dass ihren Bruder ein Keulenschlag treffen und verletzen könnte. «Lieber mag ein Mädchen wie ich umkommen, als dass einem Helden, wie meinem Bruder, ein Schaden geschieht. Mein Bruder, lass ab von diesem Kampfe!

Gieb mich diesem Heiden! Möge nicht ein Held, wie du, Schaden bekommen!» Als der Bruder diese Worte seiner Schwester vernommen hatte, sprach er: «Da soll Einer ein einzelnes Mädchen erziehen!» riss sein Pferd herum und kehrte vom Kampfe nach Hause zurück.

Jener Herrscher führte die Schwester mit sich und brachte sie nach seinem Hause. Dort machte er eine grosse Hochzeit und heirathete sie. So vergingen viele Jahre und sie gebar drei Kinder. In jener Stadt aber lebte eine Alte, die trat zu Mächtim Silä ein und unterhielt sich mit ihr von Allerlei. «Sehnt Ihr Euch nicht nach Eurem Bruder?» sprach sie, «wünschet Ihr ihn nicht zu sehen?» Da antwortete jene: «Wohl sehne ich mich nach meinem Bruder. Der Herrscher führte mich her, nachdem er mit meinem Bruder gekämpft hatte und dieser gestürzt war. Oft bat ich, ihn sehen zu können, doch vergebens». Darauf sprach die Alte: «Wenn es so ist, so ist hier ein Pferd des Herrschers, das setzt über diesen Fluss, andere Pferde können nicht hinüber. Möchtet Ihr nicht eines Tages den Herrscher betrunken machen, ihn zurücklassen und dieses Pferd besteigend, fliehen?» Mächtim Silä sprach: «Wie soll ich den Herrscher betrunken machen?» Darauf erwiederte die Alte: «Wenn der Herrscher zu Euch kommt, so weinet; wenn er Euch dann nach der Ursache des Weinens fragt, so schweiget. Erst, nachdem er lange gebeten, saget: vor vielen Jahren hast du mich hierher gebracht, drei Kinder habe ich seit der Zeit geboren, aber bis jetzt hast du mir nicht die Grossen und Geringen deines Volkes gezeigt. Dann wird der Herrscher sein Volk mit Branntwein bewirthen, Ihr aber gebet dem Herrscher viel zu trinken! Wenn er viel getrunken hat, fällt er betrunken um, dann könnt Ihr entfliehen». So sprach die Alte und ging von dannen.

Als eines Tages der Herrscher zu Mächtim Silä trat, sass sie da und weinte. Der Herrscher fragte, warum sie weine, sie aber antwortete nicht. Nachdem er lange gefragt, sprach sie: «Wir sind die Eltern dreier Kinder, aber bis jetzt hast du mir nicht

dein Volk gezeigt, ich kenne weder die Grossen, noch die Geringen». Der Herrscher aber erwiederte: «Darüber also weinst du? Mache Alles fertig, ich will ein Fest dem Volke geben». Da bereitete sie Alles vor, der Herrscher lud Alle ein, diese versammelten sich, da bewirthete er alles Volk mit Branntwein. Mächtim Silä aber reichte dem Herrscher viel Branntwein, so dass er ganz betrunken war. Nach einiger Zeit fiel der Herrscher um, und die Leute gingen fort. Darauf ging Mächtim Silä hinaus, bestieg den Passgänger mit Nebelaugen und setzte über den Fluss. Als sie übergesetzt war und der Herrscher sich umschaute, war seine Frau nicht da, als er hinaus ging und nachsah, setzte sie gerade über den Fluss; da rief er: «Mächtim Silä, kehre zurück von deiner Fahrt!» Jene aber sprach: «Bringe die drei Kinder heraus, vielleicht kehre ich dann zurück!» Da brachte er die drei Kinder heraus. Als die Frau die Kinder sah, rief sie: «Wirf mein ältestes Kind in den Fluss, vielleicht komme ich dann zurück!» Da warf der Herrscher sein ältestes Kind in den Fluss, aber die Frau kehrte nicht um. «Wirf das zweite hinein, vielleicht kehre ich um, um es aufzufangen». Auch da kehrte sie nicht zurück. «Das jüngste Kind liebe ich so sehr, dieses wirf in den Fluss! Werde ich nicht zurückkehren, es zu retten?» Da warf er das dritte Kind in den Fluss, aber Mächtim Silä kehrte doch nicht zurück, sondern sprach zu dem Herrscher: «Es waren bei dir meine drei Kinder zurückgeblieben, alle drei hast du in den Fluss geworfen, ihrethalben bin ich nicht zurückgekehrt, soll ich wegen eines Heiden, wie du bist, etwa zurückkehren?» So sprechend, ging sie fort, der Herrscher aber blieb weinend zurück.

Mächtim Silä ritt einige Tage fort, als sie zu einem Orte kam, wurden daselbst viele Pferde gehütet. «Wem gehören die Pferde?» fragte sie. «Das sind die Pferde des blinden Schim Tömür», gab man zur Antwort. Da ritt sie vorbei und kam zu einem Orte, wo Rindvieh gehütet wurde. Da fragte sie die Rinderhüter: «Wessen Rinder sind dies?» Diese sprachen: «Es sind die Rinder des blinden Schim Tömür». Darauf ritt sie weiter und

kam zu einer Stelle, wo Schafe gehütet wurden. Da fragte sie: «Wessen Schafe sind dies?» Die Schafhirten sagten: «Das sind die Schafe des blinden Schim Tömür». Da fragte Mächtim Silä: «Wodurch ist denn Schim Tömür blind geworden?» Die Schafhirten sprachen: «Er hatte eine Schwester, die hatte ein Herrscher mit Gewalt fortgeführt, nachdem er mit ihm gekämpf hatte. Weil er über seine Schwester so viel geweint hat, sind seine Augen blind geworden. Da fragte Mächtim Silä: «Weshalb schlägt man denn beim Volke die Handtrommel und bläst die Trompeten?» Die Schafhirten sprachen: «Der blinde Schim Tömür nimmt sich ein Weib, deshalb schlägt man die Handtrommel und bläst die Trompete». Darauf sprach Mächtim Silä:

«Ich will hüten deine Schafe,
«Doch du geh' zu Schim Tömür!
«Bringe du ihm diesen Apfel!
«Gieb den Apfel Schim Tömür!
«Sprich darauf zu Schim Tömür:
«'s ist von Almatu ein Apfel,
«Ein Geschenk von Mächtim Silä,
«Mög' mit ihm die Augen reiben,
«Wird sein Auge sehend werden!»

Da nahm der Schafhirt den Apfel, ging zu Schim Tömür, dem Blinden, und gab ihm den Apfel:

«Deine Schwester Mächtim Silä
«Gab mir diesen Apfel hier,
«Bring' ihn Schim Tömür! so sprach sie,
«'s ist aus Almatu ein Apfel,
«Ein Geschenk der Mächtim Silä,
«Mit dem Apfel mög' sein Auge
«Reiben Schim Tömür, so sprach sie,
«Sehend wird ihm dann das Auge».

Schim Tömür rieb sein Auge mit dem Apfel, da konnte er wieder wie früher sehen. Darauf fragte er, wo Mächtim Silä sei. Der Schafhirt aber sprach: «Sie hütet meine Schafe». Darauf

führte ihn der Schafhirt zu seiner Schwester, er begrüsste sich mit ihr und sie weinten, indem sie sich ihre Schicksale erzählten. Dann brachte Schim Tömür seine Schwester nach seinem Hause. An jenem Tage hielt er nun Hochzeit und nahm ein Weib. So war Schim Tömür zweierlei Glück zugestossen, er hatte seine Schwester wieder und hatte ein Weib gefreit. Lange noch lebte Mächtim Silä im Dienste ihres Bruders, bis sie endlich diese Welt verliess.

4) Das Volk der Tauben.

Es war eine Stadt, die Einwohner derselben waren alle taub und keiner vermochte die Worte des Andern zu verstehen. Eines Tages waren drei Ziegen eines Menschen abhanden gekommen. Als der Mensch seine Ziegen suchte, traf er nuf einen Anderen, der pflügte. Da ging er zu ihm und fragte: «Ich habe drei Ziegen, die sind fortgelaufen, hast du sie gesehen?» Jener aber erwiederte: «Bis zu jenem Kanale da gehört alles Land mir». Als dieser nun weiter ging und zu dem Graben kam, den jener ihm gezeigt hatte, da sah er seine Ziegen. Die eine der Ziegen war lahm; er aber dachte bei sich: «Ich will die lahme Ziege dem Manne geben, der mir die Ziegen gezeigt hat, die beiden gesunden aber will ich nach Hause treiben». So trieb er die Ziegen zur Seite des Andern und sprach zu ihm: «Da du mir die Ziegen gewiesen hast, so nimm diese lahme Ziege!» Jener aber sprach: «Ich bin nicht schuld, dass deine Ziege lahmt, ich habe sie gar nicht gesehen». Der Herr der Ziegen aber sagte: «Ich gebe dir nur die lahme, die gesunden gebe ich dir nicht». Da erwiederte jener: «Ich habe deine Ziegen gar nicht gesehen, und bin nicht schuld, dass diese lahmt». So zankten sich Beide und prügelten sich zuletzt. Die Stelle, wo jene standen, war nah beim Wege, und auf diesem ritt grade ein Reiter vorüber. Da gingen Beide streitend zu jenem. Der Herr der Ziegen sprach: «Mir waren drei Ziegen

fortgelaufen, als ich ausging, sie zu suchen, traf ich diesen und fragte ihn nach den Ziegen. Er hat sie mir gezeigt, dafür gebe ich ihm eine lahme Ziege, er aber will eine gesunde Ziege haben. Darüber haben wir uns gezankt und geprügelt». Darauf sprach der Andere: «Ich habe gerade gepflügt, da kam dieser Mensch und fragte mich, von welcher Stelle mein Land anfange. Da zeigte ich ihm jenen Graben, von dem Graben an, sagte ich, gehört das Land mir. Da ging er hin und sah sich mein Land an, da fand er seine Ziegen und brachte sie her, dann beschuldigte er mich, ich wäre schuld, dass seine Ziege lahme. Ich aber habe die Ziegen gar nicht gesehen». So sprechend, hielten sie das Pferd des Reiters auf. Der Reiter aber sprach: «Das ist mein Pferd, ich habe es gekauft, als es ganz jung war. Darauf stieg er vom Pferde und alle drei prügelten sich. Darauf begaben sich alle drei streitend vor den Richter und jeder von ihnen sprach seine eigene Rede. Der Herr der Ziegen sprach: «Ich habe drei Ziegen, die waren fortgelaufen, diesen habe ich nach ihnen gefragt, und er hat sie mir gezeigt, dafür wollte ich ihm eine lahme Ziege geben, er verlangte aber eine gesunde». Der Zweite sprach: «Ich pflügte, da kam dieser Mann und erkundigte sich nach meinem Lande, ich zeigte es ihm, und er sah es sich an. Er hatte aber Ziegen bei sich, von denen die eine lahmte und meinte, ich sei schuld, dass seine Ziege lahme, ich habe aber seine Ziegen gar nicht gesehen». Der Reiter, der des Weges gekommen war, sprach: «Ich ritt bei diesen Leuten vorbei, da traten Beide an mich heran und hielten mein Pferd an. Ich habe nun das Pferd gekauft, als es sehr jung war, und das ist viele Jahre her. Jetzt behaupten diese Leute, es sei ihr Pferd und haben mich geschlagen». Der Richter sprach nun seinerseits: «Wenn ihr den Mond gesehen habt, so wollen wir morgen das Heitfest abhalten». Dann sprach der Richter zu seiner Frau: «Die drei Leute haben den Mond gesehen, morgen wird Feiertag sein». Des Richters Frau aber meinte: «Brokat ist sehr schön, schenkt Ihr mir einen Brokatrock, so will ich ihn anziehen!» Da der Richter die Kläger weiter nicht

fragte, sondern von etwas Anderem sprach, so gingen jene unzufrieden von dannen. Des Richters Frau aber ging hinaus zu ihrer Tochter und sprach zu ihr: «Dein Vater will mir ein Brokatkleid schenken!» Die Tochter aber erwiederte ihr: «Es ist richtig, ich bin schon erwachsen, wollt Ihr mich verheirathen, so bin ich es zufrieden». Der Richter aber hatte einen Knecht, zu dem sprach das Mädchen: «Jetzt werde ich Hochzeit machen, meine Eltern haben beschlossen, mich zu verheirathen». Auf diese Rede erwiederte der Knecht: «Ich habe Euch jetzt schon viele Jahre treu gedient. es ist gut, dass Ihr mir endlich die Freiheit geben wollt».

5) Der Thor.

Es lebte einmal ein Thor, der hatte einen Esel, eines Tages bestieg er seinen Esel und ritt nach Holz. Da stieg er auf einen Baum und hieb auf das untere Ende des Stammes los. Zu der Stelle, wo er Holz fällte, kam ein Mensch und sprach: «Du steige herab und fälle dann den Baum, sonst wirst du herabfallen». Darauf ging dieser Mensch seines Weges. Der Thor aber stieg nicht herab, sondern schlug weiter auf das Holz los. Nach einiger Zeit stürzte er, als der Baum umfiel, mit dem Baume zusammen zur Erde. Als er herabgestürzt war, sprach der Thor zu sich selbst: «Jener Mensch sagte, ich werde herabstürzen, er hat dies vorausgewusst, er wird auch wissen, wann ich sterben werde. Ich werde ihn aufsuchen und ihn fragen, wann ich sterben werde; er möge mir meinen Tod voraussagen!» Darauf ging er fort und suchte diesen Menschen drei Tage lang; nach drei Tagen fand er ihn. Darauf sprach er zu ihm: «Du wusstest, dass ich fallen werde, du wirst jetzt auch meinen Tod wissen; sage ihn mir». Jener Mensch sagte: «Wenn dein Esel dreimal seinen Wind lässt, wirst du sterben». Da bestieg jener seinen Esel und ging zu der Stelle, wo er den Baum gefällt hatte, dann lud er den Baum dem Esel auf und trieb diesen nach Hause. Als er zu einer Brücke

kam, da liess der Esel einmal seinen Wind, eh er über die Brücke lief. Da schlug er den Esel, als er herübergegangen war. «Jetzt thue es nicht wieder!» sprach er, «denn wenn du es dreimal thust, muss ich sterben». Dann trieb er den Esel weiter und kam wieder zu einer Brücke, und bat ihn mit guten Worten, er möge nicht wieder Wind lassen, dann führte er ihn beim Zaum herüber, doch er ging nicht weiter. Da schlug er zornig mit seinem Stocke auf den Esel los, da liess der Esel wieder seinen Wind, ehe er über die Brücke kam. Da setzte jener sich auf den Boden und weinte: «Jener hat gesagt, ich würde sterben, wenn der Esel dreimal Wind lasse, hat er es zweimal gethan, thut er es das dritte Mal, so sterbe ich». Abermals kam er zu einer Brücke, und abermals wollte er nicht über die Brücke gehen. Er bat nun den Esel, gab gute Worte, er möge es jetzt nicht thun, sonst müsse er sterben, und steckte ihm die Mütze unter den Schwanz. Darauf trieb er ihn vorwärts und schlug ihn einmal mit seinem Stocke. Da liess der Esel wieder Wind und seine Mütze fiel zu Boden. Da legte er sich unter die Brücke und dachte, er wäre gestorben.

An diesem Tage war ein Beg auf die Jagd geritten, doch sein Pferd scheute sich und ging nicht über die Brücke. Da befahl er seinen Begleitern, sie sollten die Brücke untersuchen, was mit ihr sei. Als die Begleiter nachsahen, lag da ein Mensch. Jene sprachen: «Was liegst du hier?» Er erwiederte: «Ich bin ein Todter». Jene sprachen: «Kann denn ein Todter sprechen? Komm heraus, die Pferde scheuen sich und gehen nicht hinüber». Doch er blieb dabei, er sei gestorben. Da sprachen die Begleiter zum Beg: «Unter dieser Brücke liegt ein Mensch, der sagt, er sei todt; kann etwa ein Todter sprechen? Er will aber nicht hervorkommen und behauptet, er sei wirklich todt». Darauf sprach der Beg: «Ziehet ihn hervor!» Da zogen sie ihn hervor und der Beg fragte ihn: «Weshalb liegst du unter der Brücke?» Jener erwiederte ihm: «Ich habe einen Menschen gefragt, wann ich sterben werde. Jener sagte mir, wenn mein Esel dreimal Wind gelassen

habe; jetzt hat dies mein Esel dreimal gethan, da weiss ich, dass ich todt bin und habe mich unter die Brücke gelegt». Da sprach jener Beg: «Todte liegen sonst im Grabe, du aber legst dich unter die Brücke». Darauf liess er ihm mit der Knute einige Streiche geben. Nun begab sich der Thor nach Hause und sprach zu seinem Weibe: «Ich fällte einen Baum, da kam ein Mensch und sagte mir, ich würde herabfallen. Wirklich fiel ich, wie jener es gesagt hatte. Darauf suchte ich jenen Menschen auf und sagte ihm, er habe gewusst, dass ich fallen werde, er müsse auch wissen, wann ich sterben werde. Jener Mensch sagte mir nun, wenn mein Esel drei Mal Wind lassen würde, so würde ich sterben. Da kehrte ich zurück, lud das Holz auf den Esel und trabte nach Hause. Eh' der Esel drei Brücken überschritt, hatte er drei Mal Wind gelassen. Da meinte ich, nach den Worten jenes Menschen, ich sei gestorben und legte mich unter die Brücke. Da kam ein Beg und meinte, wenn ich todt wäre, müsste ich im Grabe und nicht unter der Brücke liegen, und schlug mich heftig mit seiner Knute». So erzählte er sein Schicksal seinem Weibe und weinte. Seine Frau sprach: «Der Beg hat recht, wenn er meinte, dass die Todten im Grabe liegen müssten». Darauf sagte jener Thor: «So will ich mich denn in's Grab legen!» Seine Frau aber sprach: «Zuerst bringe mir Thee und Fett vom Bazar und dann gehe!» Da gab ihm seine Frau Geld und schickte ihn nach Thee und Fett; dabei gab sie ihm einen Napf, in dem solle er das Fett holen.

Bis er zum Bazar kam, hatte er vergessen, dass er Thee kaufen sollte und gab all sein Geld dem Fetthändler, damit er ihm dafür Fett gebe. Da goss der Kaufmann seinen Napf voll Fett und fragte ihn, ob er noch ein Gefäss habe. «Jawohl!» antwortete dieser und kehrte den Napf um, so dass das Fett zur Erde floss. Da goss jener in den Boden des Gefässes das Fett, und er brachte das Fett nach Hause. Da fragte seine Frau; «Ist das das Fett, welches du gebracht hast?» Er antwortete: «An der andern Seite ist auch noch Fett», und goss dabei das im Boden des Gefässes befindliche Fett aus. Als er des Gefässes Inneres betrachtete, war

kein Fett drin. Da fragte ihn die Frau: «Wo ist denn das Fett?» Er aber sprach: «Ich habe mir in beide Seiten des Napfes Fett eingiessen lassen. Es scheint aber auf dem Wege ausgeflossen zu sein». — «Wo ist denn der Thee?» fragte die Frau. Er antwortete: «Ich habe für alles Geld Fett gekauft». Da schlug ihn seine Frau und sprach: «Suche schnell das Fett!» Darauf jagte sie ihn aus dem Hause. Da suchte er das Fett auf dem ganzen Wege, konnte es aber nicht finden.

Da sprach er zu sich selbst: «Kehre ich nach Hause zurück, so schlägt mich meine Frau. Da ich ein Todter bin, so will ich mir ein offenes Grab suchen und mich hineinlegen». Darauf ging er auf den Kirchhof und legte sich in ein offenes Grab. Als es Abend wurde, brachten drei Diebe gestohlene Sachen zur Seite des Grabes und theilten sie unter sich. Da fingen sie sich an zu zanken, dass jeder zu viel genommen habe. Der Thor aber lag da und hörte Alles. Nach einiger Zeit stieg er aus dem Grabe und sprach: «Da die Lebenden einen Theil erhalten, müssen nicht auch die Todten Etwas bekommen?» Als die Diebe ihn sahen, fürchteten sie sich, liessen das gestohlene Geld liegen und entflohen. Darauf nahm er das Geld, kam nach Hause und sprach zu seinem Weibe: «Das Fett habe ich nicht gefunden, ich habe aber von den Dieben all das Geld mitgebracht». So sprechend, gab er seiner Frau das Geld. Darauf fragte ihn seine Frau: «Wo ist denn dein Esel?» Er sprach: «Er ist an der Stelle geblieben, wo ich gestorben bin, ich weiss nicht, wo er hingegangen ist». Da sprach seine Frau: «Nun so finde irgend einen andern Esel».

Als der Thor zu der Todesstelle kam, so hatte ein Wolf den Esel gefressen. Da sprach er zu sich selbst: «Ich will in diesen Esel kriechen, kommt dann der Wolf, so werde ich ihn einfangen und meiner Frau bringen. Thue ich das nicht, so lässt mich meine Frau nicht in's Haus». So sprechend, schnitt er dem Esel den Leib auf und kroch in ihn hinein. Nach einiger Zeit liess sich eine Elster nieder, als er sie sah, sprach er: «Das ist ein schöner Vogel, den will ich mir fangen!» Darauf ergriff er die Elster.

Nachdem er die Elster gefangen hatte, so beschloss er, diese in einer Stadt zu verkaufen, um sich einen Esel zu kaufen. Darauf brachte er die Elster zu einer Stadt, wo man diesen Vogel nicht kannte. Als er zu dieser Stadt gekommen war, war es Abend geworden, nnd er trat in das Haus eines Menschen ein, um daselbst zu übernachten. Der Wirth war nicht zu Hause, aber wohl seine Frau und ein Liebhaber derselben. Jene Frau hatte für ihren Geliebten Fleisch bereitet und Butterkuchen gebacken. Der Thor trat in's Haus; als die Frau ihn erblickte, nahm sie Fleisch und Buttergebäck fort und steckte ihren Liebhaber in einen Kasten. Dem Thoren aber gab die Frau Nichts zu essen. Nach einiger Zeit kam der Mann dieser Frau, und als er den Thoren sah, fragte er ihn, woher er gekommen sei. Der Thor sprach: «Ich bin von solcher Stadt gekommen und habe einen Vogel zu verkaufen, diesen habe ich zum Verkauf hergebracht». Der Wirth besah den Vogel. «Was ist das für ein Vogel?» Der Thor sprach: «Das ist der Finde-Vogel». Der Wirth fragte: «Was findet denn dieser Vogel?» Da sprach der Thor: «Er findet jede Sache». Jener Mensch sagte: «Lass den Vogel finden, was hier in diesem Hause ist!» Da streichelte der Thor den Vogel; dieser aber rief: «Kak! Kak!» Der Wirth fragte: «Was sagt der Vogel?» Jener sprach: «Es ist hier gekochtes Fleisch, es ist Buttergebäck, das möchte ich essen! sagt er». Da fragte der Mensch seine Frau: «Ist hier gekochtes Fleisch und Buttergebäck?» Seine Frau sprach: «Für Euch ist Fleisch und Brot da». Darauf sprach der Wirth: «Bringe es her, wir wollen es mit dem Gaste verzehren». Da brachte die Frau das Brot und das Fleisch herbei, das assen sie. Nach einiger Zeit streichelte er wieder seinen Vogel, und dieser sagte wieder: «Kak! Kak!» — «Was sagt Euer Vogel?» fragte der Wirth. Der Thor sprach: «Mein Vogel sagt, dass in diesem Kasten ein Jüngling ist, der ist der Liebhaber Eurer Frau». Da öffnete jener den Kasten und blickte hinein, da sah er einen Jüngling darin. Dann sprach der Wirth: «Verkaufet mir Euren Vogel!» Der Thor sprach: «Ich will ihn verkaufen». Jener fragte:

«Was verlangt Ihr dafür?» Der Thor sprach: «Ich verkaufe ihn für einen Esel». Da gab ihm der Wirth einen Esel und nahm den Vogel, der Thor aber bestieg ihn un ritt nach Hause.

Als er nach Hause kam, erzählte er seiner Frau Alles, was ihm zugestossen war. «Als ich hinkam», sprach er, «hatte der Wolf meinen Esel gefressen, dann fing ich eine Elster, nannte sie Finde-Vogel, brachte sie zu einer Stadt und verkaufte sie für einen Esel, diesen habe ich nun hergebracht». So sprechend, zeigte er seiner Frau den Esel. Als die Frau dies gehört, meinte sie, ihr Mann sei nicht so dumm und wisse sich zu helfen. Wieviel Geld hat er nicht den Dieben abgenommen? Auch an Stelle des gefressenen Esels hat er einen anderen gefunden. Sie hielt deshalb ihren Mann in Ehren und lebte mit ihm viele Jahre, bis sie starb.

6) Täji Pascha und Sora Chanim

Es lebten einst zwei Fürsten, Ak Chan und Kara Chan; beide waren gute Freunde, wenn sie wohin ritten, ritten sie stets zusammen. Ihre beiden Frauen waren schwanger, da sprachen beide zu einander: «Wenn unsere Frauen gebären, und der Eine einen Sohn, der Andere eine Tochter bekommt, so wollen wir sie verheirathen!» Solches Versprechen leisteten sie sich. Eines Tages ritten Ak Chan und Kara Chan auf die Jagd, da gebaren ihre beiden Frauen. Des Ak Chan Frau gebar einen Sohn, des Kara Chan Frau aber eine Tochter. Nachdem die Kinder geboren, gab man ihnen Nachricht, da wurde Ak Chan, als er gehört hatte, dass seine Frau einen Sohn geboren habe, so froh, dass er schnell davonsprengte; als er aber über eine Brücke ritt, gerieth seines Pferdes Fuss in ein Loch, stürzte und tödtete Ak Chan im Falle. Kara Chan, als er gehört hatte, seine Frau habe eine Tochter geboren, ritt langsam und ruhig, da sah er, dass Ak Chan gestorben sei, da weinte er eine Zeit lang, brachte ihn heim und begrub ihn.

Darauf erzog Kara Chan des Ak Chan's Sohn und sein eigenes Kind zusammen, die Kinder wuchsen mit einander heran. Als sie beide fünf bis sechs Jahre alt waren, gab er beide in die Schule; beide Kinder waren schön von Antlitz und treffliche Kinder.

Viele Menschen hörten von der Schönheit der Tochter Kara Chan's. Dem Knaben gab man den Namen Täji Pascha, das Mädchen aber nannte man Sora Chenim. Als er eines Tages aus der Schule kam, spielte Täji Pascha mit seinem goldenen Knöchel, da schleuderte er den Knöchel fort, traf den Topf einer alten Frau und zerbrach ihn damit in Stücke. Da sprach die alte Frau: «Du bist ein vaterloser Taugenichts, anstatt meinen Topf zu zerbrechen, solltest du lieber um deine Braut Sora freien». Darauf sprach Täji Pascha: «Da ich einen Vater habe, was nennst du mich einen Nichtsnutz? Da Sora meine jüngere Schwester ist, weshalb nennst du sie meine Verlobte?» Die Alte antwortete ihm: «Als dein Vater nach deiner Geburt hörte, dass ihm ein Sohn geboren sei, sprengte er vor Freude davon, fiel vom Pferde und starb. Dein Vater ist Ak Chan gewesen, Kara Chan ist aber der Vater der Sora, du gehe hin und frage deine Mutter». Jener sprach: «Wie soll ich meine Mutter fragen?» Die Alte aber sprach: «Gehe hin und sprich zu deiner Mutter: röste mir Waizen! Wenn sie dir diesen im Topfe giebt, so sage, gieb ihn mir mit der Hand. Giebt sie ihn dir mit der Hand, so halte diese fest! Dann frage sie: warum ist mein Vater gegangen? Wenn ihre Hand schmerzt, wird sie dir die Wahrheit sagen».

Als Täji Pascha diese Worte der Alten vernommen hatte, ging er nach Hause und sprach zu seiner Mutter: «Röste mir Waizen!» Da röstete seine Mutter Waizen und brachte ihn im Topfe. Er aber war nicht zufrieden und sprach: «Gieb ihn mir mit deiner Hand!» Da brachte ihn die Mutter in ihrer Hand, er aber packte die Hand der Mutter und fragte sie dabei: «Wohin ist mein Vater gegangen?» Da sprach seine Mutter: «Dein Vater ist Kara Chan». Täji Pascha sprach: «Kara Chan ist nicht mein Vater, du sage mir die Wahrheit!» Als der heisse Waizen die

Hand der Mutter brannte, so sagte sie ihm die Wahrheit: «Als du geboren warst, schickte ich an deinen Vater einen Boten, der ihn von deiner Geburt benachrichtigen sollte. Da war dein Vater fröhlich, sprengte davon, fiel vom Pferde und starb». Darauf frrgte Täji Pascha: «Was ist mir Sora?» Die Mutter sprach: «Deine Verlobte».

Da sprach er zu sich im Gedanken: «Die Alte hat mir die Wahrheit gesagt». Dann nahm er Geld zu sich, begab sich zu der Alten und sprach zu ihr: «Wie soll ich der Sora Scherzes-Worte sprechen?» Die Alte sprach: «Wenn du aus der Schule kommst, so nimm der Sora Mütze und laufe davon. Spricht sie dann: «Bruder, gieb mir die Mütze! so sage: du musst mich küssen! Dann wird sie dich küssen. Wenn du so thust, werdet ihr einander lieb gewinnen».

Darauf ging er zur Schule. Als sie aus der Schule kamen, nahm er die Mütze der Sora Chenim und lief davon. Jene sprach: «Bruder, gieb mir meine Mütze!» Täji Pascha sprach: «Küsse mich!» Sie küsste ihn. So that er einige Tage. Da gewannen sich beide lieb, und sie wurden wie Mann und Frau. Eines Tages kam ein Feind zu dieser Stadt. Kara Chan nahm ein Heer, zog aus und bekämpfte den Feind. Seine Kraft reichte aber nicht aus; da sprach er: «Wer diesen Feind vertreibt, dem werde ich meine Tochter geben». In jener Stadt lebte ein schwarzer Ungläubiger, er war aber ein grosser Kriegsheld. Der zog dem Feinde entgegen und schlug ihn in die Flucht. Als Sora Chenim und Täji Pascha die Rede ihres Vaters vernommen hatten, entflohen sie. Dem Täji Pascha war aber eine Feste vom Vater nachgeblieben, dorthin flohen sie.

Als der Feind abgezogen war, kam der schwarze Ungläubige und sprach: «Ich habe den Feind vertrieben, gieb jetzt deine Tochter!» Als er ihm die Tochter geben wollte und nachsah, war sie verschwunden. Da schickte er Leute aus, sie zu suchen. Diese Leute aber suchten viele Tage lang, konnten sie aber nirgends finden. Da nahm der schwarze Heide eines Tages einen Falken

und ging mit dem Vogel aus, sie zu suchen. Als er zu der Feste kam, befanden sich Täji Pascha und Sora Chenim dort. Als er sie gesehen hatte, sprach der schwarze Heide:

«Schickt' zu deinem Garten diesen Falken,
«Und er fing mir kleine Vögel,
«Wenn ich Sora, die hier hergekommen,
«Mir jetzt hole, wird es schlecht sein?»

Da sprach Täji Pascha:

«Schickst zu meinem Garten diesen Falken,
«Fängt er wohl die kleinen Vögel?
«Diese Sora, die ich heftig liebe,
«Werde ich wohl küssen müssen».

So sprechend, küsste er Sora. Als der schwarze Heide dies sah, ergrimmte er heftig und ging heim. Nach Hause gekommen, sprach er zu Kara Chan: «Du hast mir nur vorgelogen, dass du mir deine Tochter geben willst, damit ich den Feind vertreibe. Jetzt hast du Täji Pascha und deine Tochter an solchen Ort gebracht. Dass du sie suchen liessest, lügst du, ich bin jetzt selbst ausgegangen, sie zu suchen, und habe sie in solchem Gehöfte gefunden. Als sie mich sahen, hat Täji Pascha deine Tochter vor meinen Augen geküsst». Alles dies sagte er Kara Chan.

Da zürnte ihnen Kara Chan sehr und schickte Menschen aus, dass sie jene herbeibrächten. Die ausgeschickten Menschen brachten sie wirklich herbei. Darauf zog Kara Chan auf die Jagd und kam nach einiger Zeit zurück. Als seine Tochter Sora Chenim ihn erblickte, sprach sie zu seinen Beamten:

«Dieser gleichet meinem Vater,
«Zornig scheint er herzukommen,
«An der Seite hat das Schwert er,
«Scheint, als wollt' er Täji tödten.
«Fasset eilig den Täji,
«Bindet ihn mit Weidenstricken!
«Wenn des Vaters Zorn hervorbricht,
«So bewahret den Täji.

«Täji ist ja vaterlos,
«Keinen Gürtel trägt Täji,
«Täji Pascha, weine nicht,
«Keine Sünde ruht auf dir.
«Hochgewachsen ist die Pappel,
«Abhau'n muss man sie am Grunde,
«Hat am Grund' man abgehau'n sie,
«Mache man aus ihr 'nen Kasten.
«Täji müsst ihr nun ergreifen,
«In den Kasten ihn verstecken,
«Wenn der Vater heftig zürnt,
«Muss man Täji fort nun bringen».

«Es scheint, als ob mein Vater dem Täji sehr zürnt, wenn er Täji tödten will, so bittet für ihn, wie ich gesagt habe, und setzt ihn auf dem Flusse aus». Darauf kam Kara Chan nach Hause, trat in sein Haus und fragte, ob man Täji herbeigebracht habe. Die Beamten sprachen: «Wir haben ihn herbeigebracht». Er sprach: «So zeiget ihn nicht meinem Auge, sondern tödtet ihn». Da baten die Beamten um sein Leben: «Wir möchten Täji nicht tödten, sondern wir wollen einen Kasten verfertigen, ihn in den Kasten thun und dann auf dem Flusse aussetzen». Darauf erwiederte Kara Chan, sie möchten dies thun. Darauf schaffte man Zimmerleute herbei und liess einen Kasten verfertigen. Sora Chenim aber gab den Arbeitern Geld, damit sie den Kasten recht gut machen und ihn von innen und aussen anstreichen möchten, so dass kein Wasser eindringen könne. Da verfertigten die Zimmerleute ihn noch besser, als Sora gesagt hatte. Als der Kasten fertig war, benachrichtigte man Kara Chan, und dieser befahl, Täji hineinzulegen und in's Wasser zu werfen.

Da steckte man Täji in den Kasten und warf ihn dann in das Wasser. Täji Pascha wurde nun vom Wasser fortgeführt. Sora Chenim, da sie nun von Täji Pascha getrennt war, jammerte und zerriss sich ihren Kragen. Mehrere Tage sprach sie mit keinem Menschen ein Wort, nahm keine Speise zu sich. Darauf richtete

ihr Vater für den schwarzen Heiden, der den Feind vertrieben hatte, die Hochzeit zu, und gab ihm seine Tochter.

Der Kasten trieb nun mehrere Monate lang auf dem Wasser umher und kam zuletzt in die Nähe einer Stadt. Der Herrscher dieser Stadt hatte drei Töchter. Die waren an jenem Tage zum Spielen zu dem Ufer des Flusses gekommen. Da ward auf dem Flusse ein Kasten herbeigetrieben; die Mädchen kamen zu ihrem Vater und sprachen: «Auf dem Flusse wird ein Kasten herbeigetrieben, wir wissen aber nicht, was in diesem ist». Da sprach der Vater; «Wer von Euch den Kasten aufhält, der soll ihn haben». Da gingen die Mädchen zum Ufer des Flusses, und jede von ihnen warf nach dem Kasten eine Schlinge. Die Schlinge der jüngsten Tochter des Herrschers erfasste den Kasten, und sie zog den Kasten aus dem Wasser. Als sie nachsah, fand sie nirgends die Oeffnung des Kastens. Sie sprach: «Wir wollen den Kasten mit einem Beile zerhauen», die andern aber meinten: «Wir wollen den Kasten im Feuer verbrennen». Als Täji Pascha dies im Kasten hörte, sprach er:

«Trittst den Kasten du, so geht er auf,
«Streu' dann Asche auf mein Haupt,
«Und mein tief erregt Gemüth
«Heitert auf sich, sieht das Land es».

Das Mädchen trat mit dem Fusse gegen den Kasten; da öffnete er sich, und als sie in den Kasten schauten, so sass darin ein Jüngling, der sehr schön war und einem Fürstensohne glich. Seine Haare waren lang gewachsen und reichten bis zu den Brauen, sein Gesicht aber war bleich geworden. Da traten sie ein und meldeten dem Herrscher: «In dem Kasten ist ein Jüngling, der sieht wie ein Fürstensohn aus, seine Haare sind bis zu den Brauen gewachsen, sein Gesicht ist bleich geworden». Da sprach der Herrscher: «Bringet ihn zu mir!» Dann befahl er, sie sollten erst eine weisse Filzdecke hinlegen und dann eine schwarze Filzdecke «Ist er der Sohn des Ak Chan, so setzt er sich auf die weisse Filzdecke, ist er aber der Sohn des Kara Chan, so setzt er sich

auf die schwarze Decke. So werden wir erfahren, ob er der Sohn des Ak Chan oder der Sohn des Kara Chan ist». Da breiteten sie beide Decken aus.

Nun brachte man den Täji Pascha vor den Fürsten und er beugte vor ihm seine Knie. Als der Herrscher ihn zum Sitzen aufgefordert hatte, setzte er sich auf die weisse Decke. Da wusste der Herrscher, dass er der Sohn des Ak Chan war. Darauf fragte er den Täji Pascha nach seinem Schicksale und Täji Pascha erzählte ihm Alles, was ihm zugestossen war. Darauf sprach der Herrscher: «Sei du jetzt mein Sohn». Der Herrscher liess ihm nun Fürstenkleider anziehen und hielt ihn sehr in Ehren. Nach einigen Tagen richtete der Herrscher die Hochzeit zu und gab ihm seine jüngste Tochter, die ihn aus dem Wasser gezogen hatte. Täji Pascha aber legte sich nicht zu jenem Mädchen. Da liess das Mädchen dem Vater mittheilen, dass jener sich nicht zu ihr lege und sie dadurch in grosse Schande bringe. Da zürnte der Herrscher dem Täji Pascha und meinte: «Ich bin doch ein Herrscher, gebe ich nun diesem meine Tochter, wie kann er ihr solche Schande anthun? Bringet ihn her, ich will ihn selbst ausfragen; ist dies richtig, so lasse ich ihn tödten». Da brachte man Täji Pascha vor ihn, und der Herrscher fragte ihn nach Allem: «Ich habe dir meine Tochter gegeben, du aber thust ihr Schande an und legst dich nicht zu ihr. Ist das richtig?» Täji Pascha sprach: «Es ist richtig. Ich habe Sora Chenim versprochen: ich will ausser dir kein Weib nehmen; jene aber sagte: ausser dir will ich keinen Mann freien! So haben wir uns heilige Versprechen gegeben». Als der Herrscher dies gehört hatte, sprach er: «Dieser handelt wie es sich geziemt, wenn es so ist, suche deine Geliebte auf und löse dein Gelübde! Wähle dir von meinen Kameelen eins aus, was zur Reise passt, und besteige das Kameel und reite hin!»

Da ging Täji Pascha vom Herrscher fort, begab sich zum Kameelstalle und nahm sich einen Kameelhengst. Dann sprach er zum Kameelhengste: «Ich will dich besteigen und zu der Geliebten reiten! In wieviel Tagen wirst du mich hinbringen?»

Der Kameelhengst sprach: «In sechs Monaten bringe ich dich hin». Da liess er ihn frei, weil ihm das zu lange war. Dann nahm er ein beschnittenes Kameel und fragte: «In wieviel Zeit bringst du mich zu meiner Geliebten?» Jenes Kameel sprach: «In drei Monaten bringe ich dich hin». So fragte er alle Kameele, sie sagten alle in einem Monate oder in zehn Tagen. Zuletzt blieb noch ein am Rücken wundes, mageres Kameel übrig, «das will ich noch fragen», meinte er, «giebt es eine lange Zeit an, so besteige ich das Kameel, das mich in zehn Tagen hinbringen will». Da ging er zu dem mageren Kameele, fasste es beim Nasenpflocke und sprach zu ihm: «Ich habe eine schwere Aufgabe auszuführen, wann bringst du mich dorthin?» Das magere Kameel sprach: «Mein Rücken ist durchgerieben, lege du dicke Decken auf! dann will ich dich in einem Augenblicke hinbringen». Als es so gesprochen, streichelte es Täji Pascha von Kopf bis Füssen, da ward sein Körper heil und es wurde fett wie eine Wolke. Darauf legte Täji Pascha ihm dicke Decken unter und bestieg es.

Da ritt er seinen Weg, das Kameel aber sprach: «Drücke die Augen zu, dann öffne nach einiger Zeit deine Augen!» Als er die Augen öffnete, da stand vor ihm ein hoher Berg. Als Täji Pascha den Berg erblickte, betete er weinend zu Gott, dem Herrn:

«Dieser Berg, ein hoher Berg,
«Stört den Weg des müden Wand'rers,
«Stirbt der Wand'rer, wer wird trauern?
«Um den Armen weint der Arme».

Darauf theilte sich der Berg und es öffnete sich ein Weg, auf diesem Wege ritt er mitten durch den Berg. Als er hindurchgekommen war, schloss sich der Berg und quetschte den Schwanz des Kameeles ab. Von da, sagt man, rühre die Kürze des Kameelschwanzes her. Darauf ritt er weiter, da sprach das Kameel: «Schliesse deine Augen!» Täji Pascha schloss die Augen und das Kameel ritt des Weges. Nach einiger Zeit sagte es: «Oeffne die Augen!» Als er die Augen öffnete, war er zu der Thür der Sora Chenim gekommen. Da sprach Täji Pascha:

«Von dort bin ich hergekommen,
«Nach des Herrgotts hohem Rathschluss
«Nahm in einer Stadt ein Mädchen,
«Sultan Büwä ist ihr Name».

Dreimal rief er dies, aber Sora Chenim kam nicht heraus. Bei Sora befand sich eine Dienerin, die erkannte Täji Pascha und sprach: «Diese Stimme gleicht der Stimme Täji Pascha's, gehet hinaus und sehet nach!» Da sprach Sora Chenim:

«Der den Täji Pascha frisst,
«Dieser Rabe frisst mich nicht,
«Und der Rab', der mich gefressen,
«Er wird Täji nicht verzehren.
«Diesen legt' man in den Kasten,
«Warf ihn in den tiefen Fluss,
«Wo er jetzo hingekommen,
«Saget, wer kann dieses wissen?»

Dann weinte sie und sprach: «Wann kann Täji herkommen?» Das Mädchen aber sprach wiederum: «Gehet dennoch hinaus und sehet nach, denn die Stimme ist sehr ähnlich». Da ging Sora Chenim hinaus und schaute nach, und sah wirklich, wie Täji Pascha fortging. Dieser hatte nämlich die vorher erwähnten Worte dreimal gerufen, da aber Sora Chenim nicht herausgekommen war, so meinte er, sie habe ihn vergessen, war traurig, dass er hergekommen war, zog einen Aermel und einen Kaloschen aus und führte sein Kameel fort. Da lief Sora Chenim hinter ihn her, hielt den Nasenpflock des Kameels fest und umfasste die Knie Täji Pascha's.

«Dass ihr hergekommen seid,
«Seht, das hab' ich nicht gewusst,
«Darum bin ich nicht gekommen,
«Trat Euch freundlich nicht entgegen.
«Weinend lag in meinem Haus ich,
«Glaubte Eure Stimm' zu hören,

«Als zu schauen ich herausging,
«Habe ich Euch eingeholt».

So sprechend, brachte sie ihn unter Weinen zu ihrem Hause. Als sie zum Hause gekommen waren, setzten sich die beiden Liebenden zusammen und erzählten sich ihre Schicksale. Täji Pascha aber liess das Kameel, das ihn hergebracht hatte, frei, und sprach: «Du gehe jetzt auf die Weide». Sora Chenim liess nun dem Täji Pascha ein Haus herrichten, so dass kein Mensch ihn sehen konnte. So lebten sie einige Tage. Als eines Tages Täji Pascha und Sora Chenim beim Essen sassen, kam ein Bettler; da gaben sie dem Bettler die Speise, die sie selbst assen. Dieser Bettler ging von dort zum schwarzen Heiden und bat ihn um eine Gabe, der schwarze Heide aber gab ihm nur ein klein wenig Kleie. Da sprach jener Bettler: «Ich war zu Täji Pascha und Sora Chenim gegangen, die sassen gerade beim Essen, da gaben sie mir ihre eigene Speise. Sehet diesen schwarzen Heiden, der giebt mir nur ein wenig Kleie». Darauf sprach dieser: «Wo hast du Täji Pascha gesehen?» Der Bettler sprach: «Ich sage dir nicht, was ich gesehen habe». Da holte der schwarze Heide einiges Gold hervor und gab es dem Bettler und sprach: «Erzähle mir, was du gesehen hast!» Da erzählte ihm der Bettler Alles, was er gesehen hatte. Dass Täji Pascha schon vor längerer Zeit gekommen sei, dass Sora Chenim für ihn ein Haus gebaut hätte, ohne dass ein Mensch es gewusst habe. Dass Täji Pascha Sora Chenim in ihrem Hause besuche, wenn Niemand zugegen sei, dass er aber sich sogleich in sein Haus begäbe, wenn Jemand komme. Da wurde der schwarze Heide sehr zornig, nahm in seine Hand ein Schwert und tödtete Täji Pascha. Als er getödtet war, brachte Sora Chenim ihn hinaus, begrub ihn und beweinte ihn lange. Eines Tages war der schwarze Heide auf die Jagd gegangen, da versammelte Sora Chenim viele Mädchen und sprach zu ihnen: «Heute begebe ich mich zu Täji Pascha, ihr kommet mit mir!» In dem einen Aermel nahm Sora Chenim viele Perlen und Edelsteine mit sich, in dem

andern aber Korallen, dann begab sie sich zu Täji Pascha. Als sie nahe gekommen war, sprach sie:

«Kommet, Mädchen, lasst uns gehen!
«Gehen zu Täji Pascha jetzt.
«Wenn wir zu Täji gekommen,
«Streu'n wir Perlen und Korallen!»

So ging sie zum Grabe des Täji und streute die Perlen und Korallen aus ihren Aermeln, die Mädchen sammelten die ausgestreuten Kleinode auf und blieben so zurück. Da zerspaltete sich die Erde und Sora Chenim stieg hinab in die Arme Täji Pascha's. Als nach einiger Zeit die Mädchen sich nach Sora Chenim umsahen, war sie nirgends zu sehen. Da gingen sie wieder nach Hause zurück und jedes Mädchen erzählte ihrer Mutter und ihrem Vater, was sich zugetragen hatte. Als darauf der schwarze Heide von der Jagd nach Hause kam, hörte er diese Reden. Da ging er zum Grabe des Täji Pascha, um Sora Chenim zu suchen. Als er hinkam, sah er, dass Sora Chenim in das Grab hinabgestiegen war, denn die Spitzen ihrer Haare schauten aus der Erde heraus; daher wusste er dies.

Da sprach der schwarze Heide zu einem seiner Sclaven: «Du tödte mich und beerdige mich zwischen diesen Beiden! Du aber nimm alle Schätze, die von mir zurückbleiben!» Darauf tödtete der Sclave den schwarzen Heiden und beerdigte ihn zwischen diesen Beiden. Da wuchs Täji Pascha als eine Pappel aus den Boden hervor, Sora Chenim wuchs als ein Rosenstrauch hervor. Zwischen diesen Beiden wuchs der schwarze Heide als ein Dornenbusch hervor. Wenn diese Beiden sich begrüssen wollten, so stach sie der Dornenbusch und liess nicht zu, dass sie sich begrüssten. Eines Tages ging ein alter Mann nach Holz und sah dies Alles; da sprach er in seinem Sinne: «Dieser schwarze Heide lässt Sora Chenim und Täji Pascha auch jetzt nicht zusammen kommen, wie er im Leben schon gethan. Jetzt ist er im Tode auch zwischen ihnen als Dornenbusch hervorgewachsen und lässt sie nicht zusammentreffen. Diesen will ich mit der Sichel ab-

schneiden». Da schlug er jenen mit der Sichel ab. Aus der Wurzel des Dornenbusches kam ein Hühnergeier hervor, aus der Wurzel der Pappel aber ein Kuckuk, und aus der Wurzel des Rosenstockes ein Kuckuksweibchen. Bis jetzt noch ruft das Kuckuksweibchen nach Täji Pascha. Sie sehen sich nur jedes Jahr einmal, dann nehmen sie von einander Speise aus dem Munde; Beide, wenn sie sich erschauen, sind sehr froh und scherzen zusammen. Darauf fällt die Speise zur Erde, ist sie zu Boden gefallen, so kehren sie wieder um und fliegen fort, um von Neuem Speise zu holen und sich dann wieder zu sehen. Darum können sie mit einander nicht an einer Stelle leben, und deshalb ruft das Kuckuksweibchen Tag und Nacht: «Kuckuk!»

7) Der Wolf und der Fuchs.

Fünf oder sechs Menschen waren auf die Jagd gegangen, da kam ein Wolf zum Vorschein, diesen verfolgten sie, und als sie ihn fast müde gemacht und eingeholt hatten, stiess er sie bei Seite. Dann entfloh der Wolf vor ihnen und kam zur Seite eines Menschen, der pflügte. Dann sprach er zu dem Menschen: «Du verbirg mich! Es verfolgen mich Jäger und haben mich müde gemacht, wenn du mich jetzt nicht verbirgst, so tödten sie mich und ziehen mir das Fell ab». So sprach er weinend. Dem Menschen, der da pflügte, that der Wolf leid, und er sprach zu sich: «Ich will diesem Gutes thun und vom Tode erretten, dann wird mir Lohn werden». Da that er ihn in seinen Sack und versteckte ihn an einer Stelle.

Nach einiger Zeit kamen die Jäger; den Wolf suchend, kamen sie zur Seite des Landmann's und sprachen: «Hierher ist ein Wolf geflohen, hast du ihn gesehen?» Jener sprach: «Ich habe ihn nicht gesehen». Darauf gingen die Jäger fort. Als die Jäger fortgegangen waren, sprach jener zum Wolfe: «Die Jäger sind fort, stehe jetzt auf und gehe fort!» Darauf stand jener auf, trat zur Seite

jenes Menschen und sprach zu ihm: «Du hast mich vom Tode errettet, jetzt will ich dich auffressen, oder ich will einen von deinen eingespannten Ochsen fressen». Jener Mensch sprach: «Ich habe dir Gutes gethan, willst du mir Böses zufügen?» Da sprach der Wolf: «Gutes vergilt man mit Bösem. Frage nur wen du willst». Da ging der Mensch zu einer Kuh, die in seiner Nähe war, um sie zu fragen. Er fragte sie: «Vergilt man wohl Gutes mit Bösem?» Jene sprach: «So ist es». Da fragte der Mensch, weshalb sie das meine. Die Kuh aber sprach: «Ich bin die Kuh eines solchen Menschen, als er mich kaufte, hatte er kein Rindvieh. Ich habe ihm viele Ochsen geboren, und meine Nachkommen füllen seinen Stall, so viele Rinder hat er; jetzt bin ich alt geworden, da hat er mich einem Schlächter verhandelt, morgen oder übermorgen bringt man mich fort und tödtet mich. Hat man da wohl Gutes mit Gutem vergolten? Nachdem ich ihm mit meinen Nachkommen den Stall gefüllt habe, hat er mich an einen Schlächter verkauft». Da sprach der Wolf: «Hast du's nun gehört? Gutes vergilt man mit Bösem». Darauf sprach jener Mensch: «Ich will noch Jemanden fragen». Darauf ging er und fragte einen Apfelbaum: «Vergilt man Gutes mit Bösem?» Der Apfelbaum sprach: «Gutes vergilt man mit Bösem. Ich bin ein Apfelbaum. Mich hat der Vater dieser Menschen gepflanzt. Seit des Vaters Zeit nun habe ich Früchte gegeben, und was an mir trock«n war, hat man abgenommen und verbrannt. Jetzt ist es etwa zwei Tage her, da kamen die Menschen her und sprachen: dieser Apfelbaum ist alt geworden, jetzt wollen wir ihn abhauen und als Brennholz verbrauchen. Wo ist da Gutes mit Gutem vergolten? So lange war ich ein Früchte tragender Baum, jetzt wollen sie mich abhauen». Da sprach der Wolf: «Was wirst du jetzt sagen? Gutes vergilt man mit Bösem. Ich will dich also fressen!» Jener Mensch sprach: «Iss mich nicht, iss auch meinen Ochsen nicht! Ich habe in der Hürde ein Schaf, dies will ich dir geben». Der Wolf sprach: «Dahin gehe ich nicht. Ich esse dich entweder selbst, oder ich esse deinen Ochsen». Jener Mensch sprach: «Der Ochs ist mehr

werth, als meine Seele, und meine Seele ist mehr werth, als der Ochs, ich habe aber in einer Hürde noch anderes Rindvieh, lass uns hingehen, du magst es fressen». So standen Beide streitend da, da kam ein Fuchs des Weges.

Der Fuchs fragte: «Was streitet ihr hier? Sagt es mir, ich will Euer Schiedsrichter sein, will Beide unparteiisch fragen». Darauf sprach jener Mensch: «Ich pflügte hier, da kam dieser Wolf, vor Jägern fliehend, hierher. Rette mich vor ihnen, sprach er, da wickelte ich ihn in meinen Sack und rettete ihn vom Tode. Als die Jäger kamen und nach dem Wolfe fragten, sagte ich, ich habe den Wolf nicht gesehen. Nachdem nun die Jäger fortgegangen waren und ich jenem sagte, er solle gehen, sagte er, er wolle meine Wohlthat mit Bösem vergelten und entweder mich selbst fressen, oder meinen Stier fressen». Der Fuchs sprach: «Ist es wahr, dass er dich errettet hat?» Der Wolf sprach: «So ist es». — Wie hat er dich gerettet?» Der Wolf sprach: «Er hat mich in seinen Sack eingewickelt und so gerettet». Darauf sprach der Fuchs: «Da du ein so dicker Wolf bist, wie konntest du nur in den Sack hineinkommen? Sage die Wahrheit!» Darauf sprach der Wolf: «Dieses mein Wort ist wahr. Dieser Mensch hat mich selbst eingewickelt». Da sprach der Fuchs: «Wickle ihn noch einmal ein, ich will es sehen». Da wickelte der Mensch den Wolf wieder ein. Als er ihn eingewickelt hatte, sprach der Fuchs: «Binde ihn fest und schlage ihn mit einem Steine auf den Kopf, bis er stirbt». Da wickelte ihn der Mensch fest und tödtete ihn mit einem Steine. So errettete der Fuchs den Menschen von dem Wolfe.

Darauf sprach der Fuchs: «Jetzt habe ich dich von dem Wolfe erlöst, jetzt werde ich dich fressen, oder werde deinen Ochsen fressen». Da sprach ein Mensch von Weitem: «Was ist denn da neben dir?» Der Fuchs aber fragte: «Wer schreit denn da?» — «Es sind die Jäger!» antwortete er. Was wollen sie denn?» fragte der Fuchs. Er antwortete: «Sie fragen mich, was hier neben mir sich befindet». Der Fuchs sprach: «Sage, es ist ein Stein!» Der

Mensch sprach: «Das ist ein Stein!» Da riefen jene: «Schlage den Stein mit einem Steine!» Da schlug er den Fuchs mit dem Steine, mit dem er den Wolf erschlagen hatte, und der Fuchs starb. Nachdem er Beide getödtet hatte, hatte der Landmann sich vom Wolfe und vom Fuchse befreit.

8) Der Mensch, der die Sprache der Thiere erlernt hat.

Es lebte einmal ein Mensch, der kannte die Sprachen aller Thiere, einstmals kam zu ihm ein Mann und bat ihn, ihn die Sprache der Thiere zu lehren. Da erwiederte ihm jener Mensch: «Ich will sie dich lehren, wenn du aber später es einem Menschen mittheilst, oder es deiner Frau erzählst, so wirst du sterben». Da sprach der Mann: «Ich will es Niemand sagen, selbst meiner Frau nicht». Da unterrichtete ihn dieser Mensch. Nach einiger Zeit hatte er die Sprachen aller Thiere gelernt. In seinem Hause nun lebte eine Katze, ein Hund, ein Esel und zwei Ochsen.

Eines Tages ging er nach Hause, da unterhielten sich der Hund und die Katze. Der Hund fragte die Katze: «Was wünschst du wohl am meisten?» Da sprach die Katze: «Ich wünsche, dass mein Wirth und seine Frau blind wären, dass ihr Haus von Fleisch und Sahne wäre, dann möchte ich Alles naschen. Das ist mein Wunsch». Darauf fragte die Katze den Hund: «Was wünschest aber du?» Der Hund antwortete: «Wenn mein Herr reich wäre, dann wollte ich des Nachts nicht schlafen, sondern meines Herrn Habe gut bewachen. Dann möchte mein Herr mit mir zufrieden sein und mich gut füttern! Das wünsche ich». Da lachte dieser Mensch über die Reden der Katze und des Hundes, darauf stiess er die Katze fort und schlug sie. Da fragte ihn seine Frau: «Du bist viele Tage fortgegangen. Jetzt sitzt du da und lachst für dich, dann stiessest du die Katze fort und schlugst sie, du hast gewiss etwas Böses im Sinne, darum handelst du so; hast du nichts Böses im Sinne, so sage mir die Wahrheit». So zankte seine Frau.

Da gerieth er in Verlegenheit; denn er wusste, wenn er es sage, so müsse er sterben, wenn er es aber nicht sage, so zanke seine Frau. Zuletzt aber sagte er es nicht, sondern prügelte seine Frau mit der Knute. Da fragte ihn die Frau nicht weiter.

Eines Tages hatte er zu pflügen, da spannte er seine beiden Ochsen an und pflügte bis zum Abend. Als es Abend geworden, kam zu beiden Ochsen der Esel. Da fragte sie der Esel: «Wo seid ihr heute hingegangen?» Die Ochsen sprachen: «Unser Wirth hat uns den Winter über gut gepflegt, denn zu Anfang des Frühlings wollte er uns an den Pflug spannen. Jetzt ist die Zeit des Pflügens gekommen, und heute hat er uns eingespannt». Als der Esel diese Worte der Ochsen vernommen hatte, lachte er. «Ihr seid sehr dumm», sprach er, «das Pflügen wird noch lange dauern, bis Alles abgepflügt ist, wird er euch quälen». Da sprachen die Ochsen: «Was sollen wir denn thun?» Der Esel aber sprach: «Wenn er euch mehrere Tage angespannt hat, so muss einer von euch krank werden! Wenn er euch Gras giebt, so esset nicht, trinket auch nicht Wasser; wenn ihr so handelt, so seid ihr vom Pfluge befreit». Die Ochsen fragten darauf den Esel, wie es ihm gehe. Der Esel aber sagte: «Ich habe Nichts zu thun. Wo eine Eselstute sich befindet, da spiele ich, und wo Blumen sind, da wälze ich mich». Der Herr aber verstand das Gespräch des Esels und der Ochsen. Am andern Morgen spannte er beide Ochsen an den Pflug und kehrte, als es Abend geworden war, nach Hause zurück. Nun erkrankte einer der Ochsen, frass nicht Gras und trank nicht Wasser. Am andern Tage spannte er den einen Ochsen und den Esel an den Pflug, dabei ritt er bis zum Abend immer auf dem Esel und pflügte, ging der Esel aber nicht, so schlug er ihn mit dem Stocke. Da war er am Abend müde und hatte keine Kraft mehr. Am Abend kamen sie nach Hause, da sah der Ochs, dass der Esel die Ohren herabhängen liess und nicht sprach. Da fragte ihn der Ochs: «Was ist mit dir, Esel?» Der Esel sprach: «Ich thue euch Gutes und bin der Beschützer eurer Seelen. Heute hat der Herr gesagt: einer seiner Ochsen sei krank geworden, und

daher hat er dich einem Schlächter verkauft. Jetzt will er dich morgen tödten. Darüber bin ich traurig, ich spreche daher nicht und lasse die Ohren herabhängen». Der Ochs sprach: «Wenn's so ist, was soll ich denn thun?» Da sprach der Esel: «Werde du gesund, trinke Wasser, iss Gras, dann sagt er, du bist gesund, und wenn der Schlächter kommt, lässt er dich nicht tödten». Da lachte der Mensch wieder über die Worte des Esels. Als seine Frau dies sah, fragte sie: «Weshalb lachst du?» Ihr Mann sprach: «Ohne jede Ursache». Seine Frau aber erwiederte: «Du lachst nicht ohne Grund, sondern hast Etwas im Sinne. Früher hast du gelacht, und als ich darnach fragte, hast du mich geschlagen, jetzt lachst du wieder; frage ich dich aber nach der Ursache, so sagst du mir nicht die Wahrheit. Ich gehe jetzt von dir fort, lass mich frei!» So hängte sie sich an ihren Mann, und da sie sehr zankte, so blieb ihm Nichts übrig, als ihr die Wahrheit zu sagen. Daher sprach ihr Mann: «Du hast mich nachdringlich gefragt, und als ich dir es nicht gesagt habe, hast du gezankt, sage ich dir aber die Wahrheit, so muss ich sterben». Seine Frau sprach: «So mögest du sterben, sage mir aber die Wahrheit!» Da erzählte ihr ihr Mann, wie er die Sprache der Thiere erlernt habe, wie der Esel den Ochsen gerathen habe, sich krank zu stellen. Alles dies erzählte er, wie es sich zugetragen hatte; darauf starb er. Da ward die Frau sehr traurig, dass sie ihn ausgefragt hatte, und weinte bitterlich.

9) Die Künstler.

Vier Leute zogen zusammen zu einer Stadt. Einer dieser Leute war ein Schneider, der andere war ein Zimmermann, der dritte war ein Goldschmied, der vierte aber ein Beter. Diese gingen alle vier auf die Reise. Eines Tages kamen sie zu einer Stelle und übernachteten. Dies war eine Stelle, wo viele Diebe lebten. Da sprachen sie: «Hier giebt es viele Räuber, jeder von uns muss eine Zeit lang strenge Wache halten».

Zuerst wachte der Zimmermann; während er Wache hielt, verfertigte er aus Holz einen Menschen. Dareuf weckte er den Schneider, der erhob sich nun und wachte. Als er sich umschaute, sah er, dass der Zimmermann aus Holz einen Menschen verfertigt hatte, da verfertigte er Kleidung und zog sie dem Menschen an. Später verfertigte der Goldschmied für ihn Ohr- und Fingerringe, und weckte dann den Beter. Als der Beter sich umschaute, stand ein Mensch da, und als er zu ihm trat, sah er, dass er von Holz war und dass man ihm Kleidung angezogen nnd Ringe an Ohren und Finger angelegt hatte. Da sprach der Beter zu sich selbst: «Alle diese sind Künstler, sie haben mir auf solche Weise ihre Kunstfertigkeit zeigen wollen, der eine hat einen Menschen aus Holz verfertigt, der andere hat ein Kleid genäht und es der Puppe angezogen, der dritte hat Ohrgehänge an die Ohren befestigt und Ringe an die Finger gesteckt. Ich aber werde von Gott, dem Erhabenen, für diese Figur eine Seele erbitten!» Darauf that er seine Waschungen, setzte sich dann nieder und erflehte von Gott, dem Herrn, für dieses Bildniss durch sein Gebet eine Seele. Gott, der Herr, gab wirklich dem Bildniss die Seele, und es wurde ein wunderschönes Mädchen, viel schöner, als irgend ein Mensch sein konnte.

Da brach der Morgen an, alle diese standen auf, und als sie nachsahen, war daselbst ein schönes Mädchen. Da fragten sie den Beter: «Wessen Tochter ist das?» Der Beter sprach: «Ihr habt ein Bildniss verfertigt, ich aber habe von Gott, dem Herrn, eine Seele erbeten und es zum Menschen gemacht. Diese hat Gott, der Herr, mir gegeben». Da sprach der Zimmermann: «Diese habe ich verfertigt, daher hat er sie mir gegeben». Der Schneider aber sprach: «Ich habe ihr die Kleidung genäht, mir hat er sie gegeben». Der Goldschmied sprach: «Ich habe an ihre Ohren Ohrgehänge gelegt und an ihre Finger Ringe gesteckt, dadurch ist sie erst ein Mädchen geworden, mir hat sie Gott gegeben». Der Beter sprach: «Ihr habet nur ein Bild verfertigt, ich aber habe von Gott, dem Herrn, die Seele durch mein Gebet erfleht.

Da hat er ihr die Seele gegeben und zugleich sie mir verliehen». So zankten sich alle vier um das Mädchen und stritten heftig; jeder sprach, sie gehöre ihm. Zuletzt flehte das Mädchen in inbrünstigen Gebeten weinend zu Gott, dem Herrn: «Mache mich wieder zu dem, was ich war!» Da wurde sie wieder zu Holz. Der Zimmermann nahm das Holz, der Schneider seine Kleidung, der Goldschmied Ohr- und Fingerringe; die Macht aber, die der Beter durch seine langjährige Andacht erlangt hatte, wurde hier offenbar und war nun umsonst gewesen.

10) Die Alte und der Wolf.

Es lebte einmal eine Alte, die hielt eine Ziege; diese Alte brachte jeden Tag grünes Futter für ihre Ziege aus der Steppe. Als die Alte einstmals nach Futter ausging, kam ein Wolf und frass ihre Ziege auf. Als die Alte nach Hause kam und nachsah, war ihre Ziege nicht da, der Wolf hatte sie gefressen. Um ihre Ziege nun jammerte die Alte und zerriss sich ihren Kragen. Darauf sprach sie: «Ich will diesen Wolf aufsuchen und das Blut meiner Ziege an ihm rächen». Dann grub die Alte ein Loch in ihrem Hause und füllte dieses ganz mit Feuer aus, und zog aus, um den Wolf, der ihre Ziege gefressen hatte, aufzusuchen. Nach langem Suchen fand sie diesen Wolf und sprach zu ihm: «Ich habe ein Kind auferzogen, das ist mir gestorben; zu seinem Andenken halte ich ein Mahl; komm du und stehe mir bei!» Der Wolf erkannte nicht die List der Alten und kam, um ihr zu helfen. Als er in das Haus der Alten getreten war, zeigte sie ihm die Stelle, wo das mit Feuer gefüllte Loch war und forderte ihn auf, sich hin zu setzen. Da setzte sich der Wolf und fiel in's Feuer. Darauf drückte die Alte ihn noch mehr in das Feuer. Da jammerte der Wolf heftig und flehte die Alte an. Die Alte aber sprach zu ihm: «Weshalb hast du mein Kind gefressen?» Der Wolf sprach: «Ich habe dein Kind nicht gefressen». Dies versicherte er ihr mit einem Eide. Darauf liess die Alte den Wolf frei.

Da verkleidete sich wiederum die Alte und ging zu dem Wolfe. Sie fragte nach seinem Wohlsein und wie es ihm ergangen sei. Der Wolf sprach: «Das Kind einer Alten war gestorben, da nahm sie mich mit sich, indem sie sprach, sie wolle ihrem Kinde ein Gedächtnissmahl geben und ich solle ihr helfen. Als ich nach ihrem Hause gegangen war, warf sie mich in's Feuer und verbrannte mich, weil ich ihr Kind gegessen hätte. Ich versicherte sie, dass ich ihr Kind nicht gegessen habe, dadurch habe ich mich frei gemacht». Darauf fuhr der Wolf fort: «Giebt es ein Heilmittel gegen meine Brandwunden?» Die Alte sprach: «Da giebt's ein Mittel; wälze dich in der Asche!» Da ging der Wolf hin und wälzte sich in der Asche; da fingen seine Brandwunden zu schmerzen an und er erkrankte heftig.

Da trat die Alte abermals verkleidet vor den Wolf und fragte ihn, was mit ihm sei. Der Wolf aber erzählte ihr Alles, wie er zu den Brandwunden gekommen sei, dann sagte er: «Ich fragte darauf eine Alte, ob es ein Heilmittel gebe. Sie verordnete mir Asche; ich wälzte mich in der Asche und nun habe ich heftige Schmerzen». Die Alte sprach: «Wenn die Asche nicht geholfen hat, gehe hin und lege dich auf's Eis!» Der Wolf ging hin, legte sich auf's Eis; da jetzt die Kälte den verbrannten Wolf traf, starb er erfrierend. So hat die Alte mit List den Wolf unter Qualen getödtet.

11) Kinder-Märchen.

Ein Mensch fütterte einen Hasen und richtete ihn gut ab. Täglich verliess nun der Hase das Haus. Der Herr des Hasen fragte ihn:

«Tiki, Tiki, o mein Hase,
«Wohin gehest du nur jetzt?
«Täglich gehst du fort von Hause».

Darauf sprach der Hase:

«Fragst du darnach mich, mein Wirth,
«Täglich geh' ich aus dem Hause,
«Geh' zu Säpäi, meinem Bruder».
Darauf sprach der Wirth:
«Tiki, Tiki, o mein Hase,
«Wo lebt denn Säpäi, dein Bruder?
«Wie bewirthet dich dein Bruder?»
Der Hase aber sprach:
«Kommt mein Bruder, der Säpäi,
«Melkt die Zieg' er, giebt mir Milch».
Jener Mensch sprach:
«Geh' nicht zu Säpäi, dem Bruder!
«Sieh, er hat nicht Ziegenmilch,
«Ohne Boden ist sein Eimer».
Der Hase aber sprach:
«Bin auf die Platan' gestiegen,
«Trat zu meiner Schwäg'rin ein,
«Bai Kara heisst meine Schwäg'rin,
«Schwarze Speise kocht' sie mir,
«Selbst ass einen Napf sie aus,
«Aber ich ass einen Löffel.
«Ass die Speise,
«Ging zum Wege,
«Gab ein Schwert der Weg mir da,
«Gab das Schwert dem Hirten ich,
«Und der Hirt gab mir ein Schaf,
«Gab das Schaf dem See'e ich,
«Einen Fisch gab mir der See,
«Gab dem Huhne ich den Fisch,
«Gab das Huhn mir da ein Ei,
«Dieses Ei hab' ich gekocht,
«Als ich ass das Weisse da,
«Trat mein Bruder Achmed ein,
«Als ich ass das Gelbe nun,

«Trat mein Bruder Sachmät ein.
«Heftig dröhnte da die Thür,
«Und es krachte laut das Rauchloch,
«Aufwärts starrte da mein Auge,
«Und es krümmte sich mein Rücken».

Darauf sprach er weiter:

«Dieses Märchen, Märchenlust,
«Sechs der Mädchen, eine Brust,
«Und der Vater der sechs Mädchen
«Ist Mämät Kötschök, der Mulla,
«Wächter ist die Elster ganz,
«Zaub'rer aber ist ihr Schwanz,
«Fuchs, er ist Zehntausend-Herr!
«Und sein Schwanz ein Tausend-Herr,
«Lerche ist der Pfändergeber,
«Und der Sperling ist ein Zöllner».

Als er so gesprochen, verliess er diese Welt.

12) Die Narren.

In einer Stadt lebten viele Narren. Ein Narr nun hatte einen Sohn, der war kein Narr. Als er seinem Sohne eine Frau genommen hatte, waren zwei oder drei Tage vergangen, da befahl die Mutter der Schwiegertochter, die Kuh zu melken. Als nun die Schwiegertochter da sass und die Kuh melkte, liess sie einen Wind. Darauf weinte sie und flehte die Kuh an: «Ach, ich that dies ganz unbewusst, sage es nur ja keinem Menschen! Wenn du es einem Menschen mittheilst, und mein Mann es hört, so wird es mir, der kürzlich zu ihm Gekommenen, grosse Schande machen». So flehte sie und jammerte und bat die Kuh, es Niemand zu sagen. Da dachte die Mutter, es ist schon lange her, dass die Schwiegertochter hinausgegangen ist, um die Kuh zu melken, weshalb kommt sie nur nicht? und ging selbst hinaus. Als die Mutter herauskam,

lag die Schwiegertochter vor der Kuh und bat. Da fragte die Mutter: «Was ist mit dir, mein Kind?» Die Schwiegertochter sprach: «Als ich die Kuh melkte, liess ich einen Wind, jetzt sitze ich hier und bitte die Kuh, es Niemand zu sagen». Da ging die Mutter in's Haus, holte eine Schüssel Kleie, gab sie der Kuh und bat auch die Kuh, das Geschehene Niemand zu sagen. Nach einiger Zeit kam der Vater. «Was habt ihr da?» sprach er. Da erzählte ihm die Mutter, was der Schwiegertochter beim Melken zugestossen, und dass sie jetzt da sässen und die Kuh bäten, es Niemand zu sagen. Da ging auch der Vater in's Haus, holte eine Schüssel Kleie heraus und gab sie der Kuh. So sassen alle drei da und jammerten, die Kuh anflehend.

Nach einiger Zeit kam der Sohn, er trat in's Haus, fand aber Niemand darin. Als er nun in den Stall kam, sassen sein Vater, seine Mutter und seine Frau jammernd vor der Kuh und flehten sie an. Da trat ihr Sohn zu ihnen und fragte sie, was ihnen zugestossen sei. Als die Mutter ihm Alles erzählt hatte, wurde der Sohn zornig und sprach: «Finde ich heute noch drei Menschen, die so thöricht sind wie ihr, so will ich euch nicht tödten, finde ich sie aber nicht, so tödte ich euch». Darauf ging er fort, um die Narren zu suchen.

Als er des Weges ging, kam er zu vier Menschen, die vermochten einen Baum nicht in ein Haus zu bringen, denn sie trugen den Balken der Quere nach gegen die Thür, da stemmte er sich natürlich gegen die Thür(pfosten) und sie vermochten ihn nicht zu bewegen. Da legten sie sich und hielten Rath. Zwei sprachen: «Wir wollen den Balken zerschneiden». Der Besitzer des Balkens aber sprach: «Ich brauche einen Balken von dieser Länge». Darauf sagten zwei andere: «Nun so wollen wir die Thür zerbrechen». Als sie sich nun daran machten, die Thür zu zertrümmern, kam jener Jüngling und fragte sie, was sie vorhätten, und diese erzählten ihm Alles. Der Jüngling sprach: «Wenn ihr den Balken der Länge nach tragt, wird er dann anstossen?» Da brachten sie den Balken der Länge nach in's Haus. Da waren die Leute sehr froh und mein-

ten, ein Mensch, der so eine Sache verstehe, müsse sehr klug sein. Sie hätten, wenn dieser nicht gekommen wäre, die Thür unbedingt zerstört.

Als jener nun wieder eine Strecke gegangen war, sah er, wie ein Narr Baumwollenstauden gepflanzt hatte. Die Stauden waren hoch gewachsen, da hatte er sie bewässert. Nun war ein Kameel in das Feld gegangen. Da sprach der Besitzer: «Wenn ich dieses Kameel heraustreibe, so wird es die frisch bewässerte Pflanzung zertreten». Darauf hatte er zehn oder fünfzehn Narren herbeigerufen und ihnen die Sache mitgetheilt. Diese sprachen: «Wir wollen dasselbe umwerfen, ihm die Füsse binden und es herausschleppen!» Zwanzig Menschen vermochten aber nicht das Kameel heraus zu zerren. Da kam jener Jüngling zu dieser Stelle und fragte sie, was ihnen zugestossen sei. Da sprach der Besitzer des Baumwollenfeldes: «Dies ist meine Baumwolle, ich habe sie jüngst bewässert, da ist nun dies Kameel hineingerathen. Treibe ich es hinaus, so zertritt es die Stauden, darum haben wir ihm die vier Füsse zusammengebunden und wir wollen es jetzt herausschleppen». Da lachte der Jüngling und sprach: «Seid ihr nicht Narren? Kann nicht Jemand das Kameel beim Leitstrick nehmen und herausführen? Wird es dann wohl viel zertreten? Wenn ihr nun, die ihr so viel Menschen seid, das Kameel umwerft, seine Füsse fesselt und es herausschleppt, werdet ihr sehr viel Stauden zertreten und euch grossen Schaden machen». Da banden sie die Füsse des Kameeles los und ein Mensch führte dasselbe beim Leitstrick aus dem Felde. Da waren alle Leute froh und wunderten sich über die Klugheit dieses Menschen.

Darauf sprach dieser Jüngling: «In dieser Stadt sind sehr viele Narren, nicht allein mein Vater, meine Mutter und meine Frau sind Narren, ich werde sie daher nicht tödten». So sprechend, ging er nach Hause.

VII. LIEDER.

1.

Da drei Kinder mir gestorben,
Hab um's Haupt ein Tuch gelegt ich;
Meinetwegen ist erschienen
Dieses Jahr die Pockenseuche.
Nach Kuldscha bin ich geritten,
Kaufte meiner Sibäsch Haarleim;
Mittags stieg zur feuchten Erde
Mämätäli, die Geliebte.
Gäste kamen in das Haus mir,
Sage, wo ist nur dein Tischtuch?
In dem Garten blüh'n die Blumen,
Wo dein Kind, das sie in's Haar steckt?
Breite aus nicht meinen Waizen,
Rein von Unkraut ist er ja;
Gleich stark waren alle Kinder,
Flotter Bursch war Mämätäli.
Aus zog ich, die Flint' umhängend,
Jagt' der Krähen dichte Haufen,
Als ich zu mir selbst gekommen,
Summte ich Kalmückenlieder.
Zog zum Berge, Hirsche schoss ich,
Wo ist der Genoss', der's Fleisch trägt?
Kam nach Haus', die Fleischlast tragend,
Wo sind Kinder, sie zu essen?
Von der Höhe fliesst das Wasser,
Rauschend springt's von Stein zu Steine;

Sind in Paradieses Gärten,
Glänzen dort wie Gold und Silber.
Auf dem Wege nach Kuldscha
Ist ein Platz, wo Kirschen reifen;
Nach Beschluss des hohen Gottes
Bin getrennt ich von den Füllen.
Gar so kunstreich ist der Kaufmann,
Um aus Fäden Zeug zu weben;
Nehmet blaue Ziegelsteine,
Auf ihr Grabmal Sprüch' zu schreiben.

2.

Akam akama,
Alim akama,
Auf dem Zwiebelweg
Fiel dein Brummeisen,
Unter einem Strauch,
Auf die Erde mir,
Bin zurückgekehrt,
Hab gefunden es,
Ist auch Mutter blind,
Hat sie's doch gesehn,
Woher hast du dies?
Kam sie, fragte mich.
Akam akama!
Alim akama!
Väterchen, das Dumme,
Ging nach Kuldscha hin,
Kam zurück zu uns,
Sattle du das Rind!
Bringe Holz uns her!
Bring' es in den Stall!

Akam akama!
Alim akama!
O Mämätäli,
Der hier Schang Bek ist,
Hat der Töchter zwei,
Seines jüngern Kind's
Antlitz gleicht dem Mond',
Sternen gleicht das Aug'.
In der Aelteren
Seitentasche ist
Doppelt Brummeisen,
Auf dem Eisen spielt'
Sie ein Abschiedslied.
Hat mich ausgedörrt,
Weisse Deck' von Filz,
Breitet aus sie, schläft,
Hat vergessen mich;
Akam akama,
Alim akama.

3.

Chuma Chan, das schöne Kind,
Hat der Haar nicht viel,
Chuma Chan, ihr Ehgemahl,
Ist am Kopfe kahl.
Chuma Chan, der Schönen, Kleid
Ist von gelbem Zeug,
Wie von Branntwein trunken ist,
Wer Chuma erschaut.
Chuma Chan ihr Zopfgehäng'
Reicht zur Erd hinab,
Eh das Alter sie erreicht',
Man dem Mann sie gab.
Treibe Geld auf, werde reich,
Binde fest sie an,
Mach' zur Liebsten Chuma Chan
Und die Schwägerin!
Chuma Chan, das schöne Kind,
Ist selbst so fein,
Was der Liebste ihr gebracht
Sind zwei Ringelein.
Her rief ich die Chuma Chan,
Meinen Gurt warf ich als Schlinge,
Als herauskam Chuma Chan,
Prangt' wie Aepfel auf dem Brett sie.

4. Sadir.

Ist mein weisser Schimmel schön,
Oder ist's mein schwarzer Schimmel?

Ist der Sadir selbst wohl schlecht?
Ist es gut, dass Geld erwirbt er?
Als ich aus dem Jamul floh,
Lebte ich am Jan Bulak.
Herr Gott, du mein hoher Schöpfer,
Wann giebst du ein Reitpferd mir?
Als dem Jamul er entflohen,
Ging zur Steppe nun Sadir;
Die fünf Häscher, uns're Wächter,
Blieben jetzt in Noth zurück.
Als zum Waitschin ich gekommen,
Sagt' er Rin-sin *), kannt' mich nicht;
Als ich sagt': schreib's auf die Rechnung,
Wollt' der Kellner es nicht thun.
Die zu Schangung bau'n Melonen,
Sind die Gärtner von Kuldscha;
Alles, was ich jetzt besitze,
Ist 'ne Jacke, die acht Pul werth.

5. Sadir.

Die vom Vater blieb als Waise,
Die als Waise ich gefreit einst,
Ist Hämidä auch gesund?
Ist Hämidä auch gesund?
Habe auch drei liebe Schwestern,
Ruf' ich sie, sag' Tochtawak ich,
Und die ält're von den Schwestern
Diese nenn' ich Bächtiwak.
In des Hauses Winkel lag sie,
Lag und lauert' auf die Mäuse,
Sie, die ass des Rindes Fleisch,
Meine Katze ist gesund sie?

*) Fremdling.

Die am Basch-Jailak im Sommer
Wohnten, meine Pferde hütend,
Sind die Hirten alle wohl?
Sind die Hirten alle wohl?
Die sechs Monate des Reichthums,
Die sechs Monate der Ruhe,
Die zwölf Monate des Jahres,
Sind die Jahre gut vergangen?
In den Monaten des Reichthums
Wurden reif Oerük und Aepfel,
Die die Früchte reifen liessen,
Baum und Felsen sind wohlauf sie?
Wo wir lustig Branntwein tranken,
Wo die Lichte, Lampen brannten,
Meine Häuser sind wohlauf sie?
Meine Häuser sind wohlauf sie?
Hatte einst der Kinder drei,
Danikan hiess ja mein Jüngster,
Sind gesund sie, meine Füllen?
Sind gesund sie, meine Füllen?
Sadir's Name ist geblieben,
Blieb im Buche des Jamul,
Diese drei, die meine Kinder,
Blieben Waisen am Ili.
Alle Herren dieser Welt,
Wenn versteh der Bücher Sinn ich,
Werden sie im Jenseits Hunde,
Sind gesund sie, meine Herren?

6. Djenim Chenim.

Vor der Thür steht eine Ulme,
Djenim Chenim Törämmä,

Schwing das Beil ich, ist von Stein sie,
Djenim Chenim Törämmä,
Sind zwei Köpf' auf einem Kissen,
Djenim Chenim Törämmä!
Beide haben Feder-Brauen,
Djenim Chenim Törämmä;
Mo-ja-far-di-si-tschin-na.

Vor der Thür steht eine Weide,
Djenim Chenim Törämmä,
Tret' ich in die Mitte ein,
Djenim Chenim Törämmä,
Der du unrein, Pfeifensclave,
Djenim Chenim Törämmä,
Leg' den Tabak in die Pfeife!
Djenim Chenim Törämmä;
Mo-ja-far-di-si-tschin-na.

Kann so hoch der Fluss wohl steigen?
Djenim Chenim Törämmä,
Kann die Lippen überschreiten?
Djenim Chenim Törämmä,
Ach Verdammter, Seidenzeug,
Djenim Chenim Törämmä,
Passt es wohl für den Geliebten?
Djenim Chenim Törämmä;
Mo-ja-far-di-si-tschin-na.

Ich will sein des Schaga Diener,
Djenim Chenim Törämmä,
Bitt ich, lässt mein Blut er fliessen,
Djenim Chenim Törämmä,
Dattelmund und Zuckerlippen,
Djenim Chenim Törämmä,
Lass mich deine Füsse schauen!
Djenim Chenim Törämmä;
Mo-ja-far-di-si-tschin-na.

Ging bis zu des Flusses Ufer,
Djenim Chenim Törämmä,
Setzte mich, wollt' Wasser trinken,
Djenim Chenim Törämmä,
Stellte nach der süssen Seele,
Djenim Chenim Törämmä,
Wollte flieh'n die süsse Seele,
Djenim Chenim Törämmä;
Mo-ja-far-di-si-tschin-na.
Vor der Thür ist eine Treppe,
Djenim Chenim Törämmä,
Kommen Fürsten, mögen spielen,
Djenim Chenim Törämmä,
In die Fremde zog mein Schatz,
Djenim Chenim Törämmä,
Schützen mögen sie die Heil'gen!
Djenim Chenim Törämmä;
Mo-ja-far-di-si-tschin-na!

8.

Lieben können nicht die Feinde,
Hass tritt an die Stell' der Liebe,
Griff er auch zu seinem Messer,
Starb er nicht, denn süss ist's Leben.
Ist 'ne Tann' auf Bergesgipfel,
Auf der Tanne sitzt ein Vöglein,
Treffen mög' Gott deinen Gatten!
Möge dich für mich bestimmen!
Vom Bazar holt' ich Granaten,
Wie die Rosen glühen sie,
Lässt mich küssen deine Lippen,
Bin ich glücklich, wenn ich stürb' selbst.

Kauft' ein Messer auf dem Markte,
Pocken sind die schlimmste Krankheit,
In des Mandschu Hemdes Innrem
Strotzt empor die süsse Brust.

9.

Ai Chan ist der Liebsten Name,
Für sie ist entbrannt die Seele,
Du bereite mir nicht Schmerzen,
Bist so herrlich, du mein Liebchen!
Hab ein Haus auf Bergesgipfel,
Dort ist Dürmän, die Kalmückin,
Wie kann von dem neuen Liebchen
Jene Dürmän mich wohl trennen?
Zwei Geliebte hab ich jetzo,
Sehnsucht treibt mich, sie zu sehen,
Als ich trunken umgefallen,
Schaut sie, stützend mir das Haupt.
O Geliebte! ist dein Sinn
Denn wie eine Persermütze?
Spielten doch, als klein wir waren,
Haben jetzt zum Spiel kein Geld wir?
Sieh das Kind des Käkänäk
Sitzt auf gold'nem Nest;
Es erkennt mein Lieb mich nicht,
In dem alten Pelze jetzt.
Hohen Berges mächt'ger Schatten
Trifft den seichten Bach;
Mein so schön durchlebtes Leben
Passt zur Schönsten wohl.
Habe weder Gold noch Silber
An dem Handgelenk;

Doch des fernen Liebchens Feuer
Trifft mein armes Herz.

10.

Als den Pässer noch besass ich,
War geflügelt ich,
War der Hirsch am Berg zu Fuss,
Und beritten ich.
Meinen Pässer hat getödtet
Schwarzer Pferdhaarstrick,
Blieb das Reitzeug auf dem Weg auch,
Hat am Gurt die Knute ich.
Lauernd zäumte ich mein Pferd
Und bestieg es, dreht' im Kreis mich.
Dieses ist mein bös' Geschick,
Trennt vom Liebchen mich.

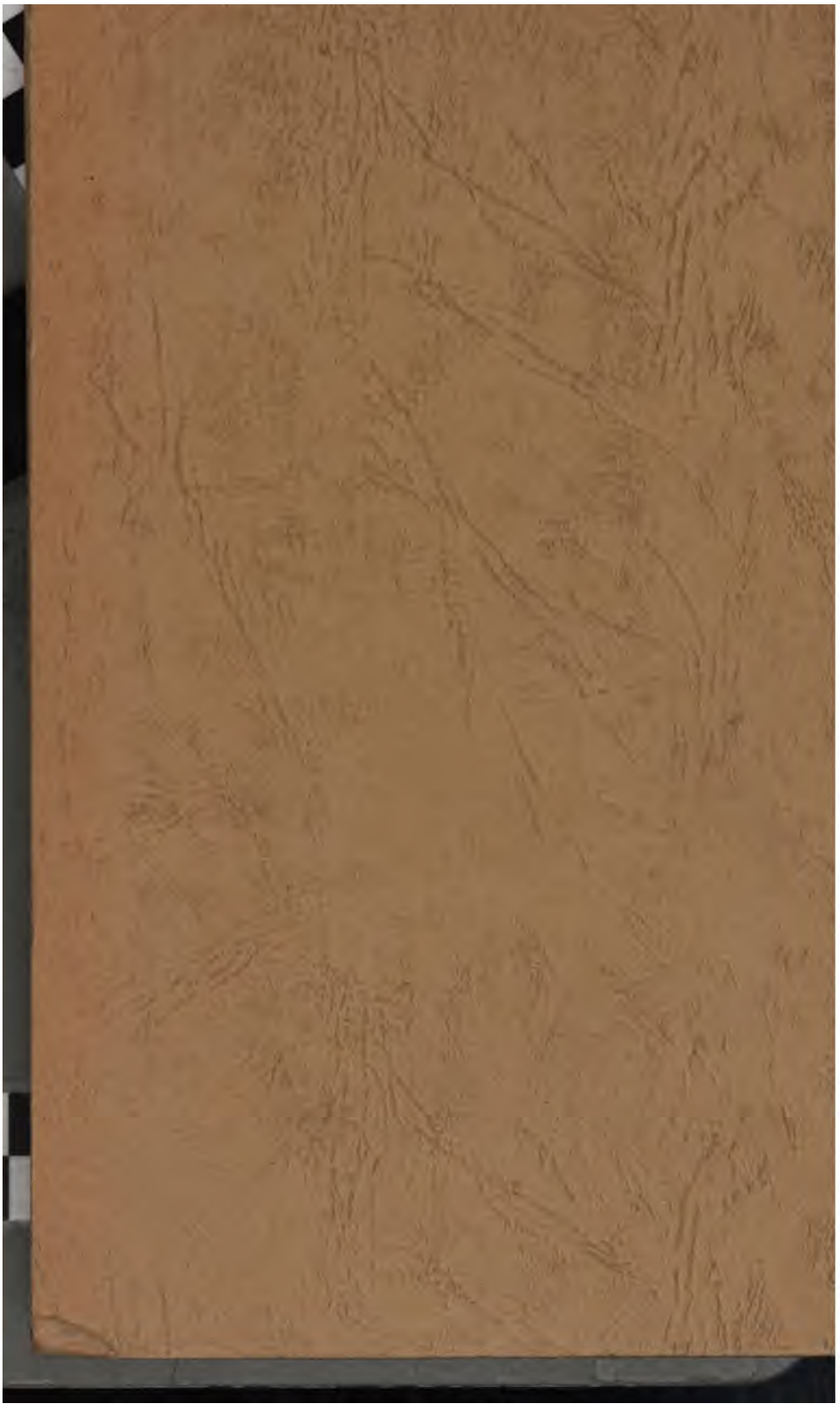
11.

Als ich gehen wollte, liessest mich nicht!
O du meine Seele!
Da traf achtzig Mal die Knute mich,
O du theures Lieb!
Wo empfing ich achtzig Schläge,
Zeigtest mir den Platz,
Da die Eltern es erlaubt mir,
Will dein Sclav' ich sein.
Weil der Branntwein herbe ist,
Trinkt man ihn wohl nicht?
Matt die Pferd' für weiten Weg,
Ist es Sünde nicht?

Auf Kaschgar's Weg, rundes Weibchen,
Lass uns traben jetzt,
Matt die Pferd und weit der Weg,
Wollen weiter wir.
Hab gesattelt meine Pferde,
Ueber'n Berg bracht' ich die Last, mein Lieb,
Da ich nicht ertrug dein Feuer,
War ich Näschschä trunken, Liebe.
Näschschä hat genossen er,
Sprach das böse Volk,
Dass sein Angesicht so gelb ist,
Kommt vom Näschschä her.

12.

Zogen aus mit uns'ren Thieren
Zu dem gelb geword'nen Stroh,
Eine Schöne, wie du bist,
Giebt man Schlechten nicht, wie ich.
Wenn du gehen willst, so gehe!
Hole ein dich doch!
Fürcht'st du dich vor deinem Gatten,
Will ich bei dir sein.
Liebchens Körper gleicht dem Falken,
Ihre Lippen gleichen Rosen,
Stürzt mein Liebchen mich in Leiden,
Gleicht mein Antlitz gelben Blumen.

13.

Liebchens Brauen, schwarze Ottern,
Soll ich nachts gehn oder tags?